

ATELIER VAN LIESHOUT

STADT DER
SKLAVEN
SLAVE CITY

MUSEUM FOLKWANG

ATELIER VAN LIESHOUT

**MUSEUM FOLKWANG
DUMONT**



STADT DER SKLAVEN
SLAVE CITY

INHALTSVERZEICHNIS / CONTENTS

HARTWIG FISCHER UND/AND SABINE MARIA SCHMIDT Vorwort und Einführung / Foreword and Introduction	6
ALWIN FITTING Die Ausstellung und das Symposium / The Exhibition and the Symposium	10
WERKE AUS STADT DER SKLAVEN / WORKS FROM SLAVE CITY	12
SABINE MARIA SCHMIDT Es ist Menschenfleisch! Zum filmischen und literarischen Kontext der Stadt der Sklaven / It's People! On the Filmic and Literary Context of SlaveCity	48
WOUTER VANSTIPHOUT Sade, Fourier, Loyola, Van Lieshout / Sade, Fourier, Loyola, Van Lieshout	58
JOEP VAN LIESHOUT Die Stadt der Sklaven – ein Kommentar / SlaveCity – A Comment	70
AUSSTELLUNGSDOKUMENTATION / EXHIBITION DOCUMENTATION	76
VERZEICHNIS DER AUSGESTELLTEN WERKE / LIST OF EXHIBITED WORKS	126
SYMPOSIUM: DIE UNFREIHEIT DER ZUKUNFT / FUTURE BONDAGE	128
HERFRIED MÜNKLER Nachhaltige Sicherheit, gesicherte Nachhaltigkeit. Die Beobachtung freiwilliger Knechtschaft und die negativen Utopien des 20. Jahrhunderts Sustainable Security, Secured Sustainability. The Observation of Voluntary Servitude and the Negative Utopias of the Twentieth Century	131 137
MICHAEL ZEUSKE Ein kurzer Abriss über die Weltgeschichte der Sklaverei. Teil I A Short Outline of the History of Slavery. Part I	143 154
RONALD HITZLER Sklaverei: Ein Lust-Spiel? Rollen und Rituale in sadomasochistischen Arrangements Slavery: A Play of Pleasure? Roles and Rituals in Sadomasochistic Arrangements	165 171
HARALD WELZER Jeder die Gestapo des anderen. Über totale Gruppen Each the Other's Gestapo. On Total Groups	177 183
CLAUS LEGGEWIE Klima-Kommissare. Oder: Müssen Freunde der Erde Feinde des Menschen sein? Climate Inspectors. Or: Do Friends of the Earth have to be Enemies of the People?	190 202
TANJA DÜCKERS UND ANTON LANDGRAF Wir sind so frei. Selbstausbeutung bei Freiberuflern in kreativen Arbeitsfeldern We Take the Liberty. Freelance Self-exploitation in Creative Jobs	214 222
MICHAEL ZEUSKE Ein kurzer Abriss über die Weltgeschichte der Sklaverei. Teil II – Die Plantage A Short Outline of the History of Slavery. Part II – The Plantation	230 235
WERKSCHAU 2005–2008 / OVERVIEW OF WORKS 2005–2008	240
Bibliografie / Bibliography	278
Biografien der Autoren / Biographies of Authors	284
Impressum / Imprint	286



VORWORT UND EINFÜHRUNG

Mit einer Präsentation von Skulpturen, Gemälden, Plänen, Modellen und Installationen aus den Jahren 2005-2008 stellte das Museum Folkwang vom 25. April bis 6. Juli 2008 das umfangreiche Projekt *Stadt der Sklaven* des niederländischen Atelier Van Lieshout (AVL) vor. In diesem stetig wachsenden Werkkomplex operiert Joep van Lieshout – der Kopf des Ateliers – mit ethischen und ästhetischen Werten, mit Konzepten von Ernährung, Klimaschutz, Organisation, Management und Markt, die er provokant, verstörend und mit abgründigem Witz kombiniert und interpretiert. Lieshouts *Stadt der Sklaven* kommt ohne den Import von Energie und Nahrungsmitteln aus, sie ist auf totale Selbstversorgung ausgerichtet. Wie der Titel des Projektes andeutet, werden die „Teilnehmer“ (die Sklavenarbeiter der Stadt) mit dem Ziel vollständiger Profitmaximierung ausgenutzt. Ein strenges Überwachungssystem sorgt dafür, dass jede Regelverletzung drakonisch bestraft werden kann. Die Modelle der *Stadt der Sklaven* veranschaulichen eine durchorganisierte Stadt mit Infrastruktur, Dienstleistungen, Universitäten, Gesundheits- und Einkaufszentren, Dörfern, Bordellen und Museen. Viele Ansprüche hochmoderner Leistungsgesellschaften scheinen hier realisiert. Aber die Stadt lebt von einem Tabubruch: der vollständigen Ausbeutung, Ausschlachtung und Wiederverwertung des Menschen.

Joep van Lieshout (1963) gründete 1995 ein Künstleratelier, um „die Rolle des Künstlers als Genie und isoliertes Individuum“ zu hinterfragen, durch das Einbeziehen von Design und Architektur in weiter gefassten Kontexten arbeiten und produzieren zu können, neue Bezugfelder zu eröffnen und in spezifischer Weise auf den wachsenden Kunstmarkt zu reagieren. International bekannt wurde Atelier Van Lieshout in den neunziger Jahren mit mobilen Häusern und „Hüllen“, deren Konzeption die Freiheit der Bewegung, Flexibilität der Gestaltung und Unterwanderung behördlicher Genehmigungen zugrunde lagen. Atelier Van Lieshout stellte gebrauchsfertige Möbel und „Bad Furniture“ her, Schlafkojen, Wohnkapseln, Büroeinheiten und Toilettenanlagen; die *BarRectum* in Form eines großen Verdauungsorgans ersetzte während der Ausstellungsdauer auf der Rasenfläche vor dem Museum Folkwang das Museumscafé.

Im Jahr 2001 rief Joep van Lieshout mit seinen Mitarbeitern *AVL-Ville* ins Leben, einen unabhängigen Stadtstaat im Hafen von Rotterdam. *AVL-Ville* verstand sich als provokativer Gegenentwurf zu staatlicher Herrschaft und Monopol. Mit designten Möbeln, Wohneinrichtungen, Farmerhäusern, einem Restaurantbetrieb ohne Lizenz, Waffen und schnellen Autos erkundete das Atelier die Möglichkeit, auf einem kleinen und begrenzten Gelände mit künstlerischen Mitteln eine neue Version gelebten Kommunismus' zu produzieren. Wie Filme, Fernsehprogramme, technisch komplexe Erfindungen oder eine Modelinie nur in Teamwork geschaffen werden können, sollte auch die Kunst von Atelier Van Lieshout aus einem vernetzten System bestehen, an dem auch die nicht sichtbare Arbeit, die Entwurfs- und Gedankenarbeit, die Interaktion und Kommunikation des Teams einen festen Bestandteil bildete. Selbstverständlich duldeten weder Behörden noch Politiker den Stadtstaat mit eigener Verfassung, Währung und Flagge. Nach knapp einem Jahr erklärte Atelier Van Lieshout das Rotterdamer Experiment für gescheitert und wandte sich nachfolgend der Ausarbeitung seiner Dystopie *Stadt der Sklaven* zu.

Die Ausstellung im Museum Folkwang zeigte erstmals den großen Werkkomplex der *Stadt der Sklaven* in einer Einzelausstellung und stellte ihn zur Diskussion. Ein umfangreiches Veranstaltungs- und Vermittlungsprogramm begleitete diese Ausstellung. Es war von Beginn an geplant, den Diskurs um die Ausstellung in die nun vorliegende Publikation einfließen zu lassen. Zu dessen Höhepunkten zählte das Symposium *Die Unfreiheit der Zukunft*, das am 19. und 20. Juni 2008 im Museum Folkwang stattfand und in Kooperation mit dem Kulturwissenschaftlichen Institut NRW organisiert wurde. Es begründete eine neue Zusammenarbeit der beiden Institute, die als Nachbarn künftig einen kreativen Campus in Essen bilden werden. Konzeption und Realisierung des Symposiums danken Claus Leggewie, Direktor des KWI, und Harald Welzer viel. Die Referenten ließen sich auf das provokante

Werk van Lieshouts ein und waren dankenswerterweise bereit, ihre Beiträge für die vorliegende Künstlermonografie zur Verfügung zu stellen.

Dieses Buch enthält nicht nur eine Ausstellungs- und Werkdokumentation, sondern bindet mit den Textbeiträgen das Thema zugleich in einen weiten, aktuellen soziologischen und gesellschaftspolitischen Kontext ein. Die mögliche Unfreiheit der Zukunft, ihre Ursachen und Konsequenzen vorurteilslos zu denken, war verbindender Ausgangspunkt aller Autoren.

Herfried Münkler zeigt den kulturhistorischen Kontext einer beunruhigenden Bereitschaft zu freiwilliger Knechtschaft auf. Harald Welzer untersucht Handlungsmuster des Individuums in „totalen Gruppen“. Claus Leggewie zeigt vor dem Hintergrund zu erwartender klimatischer Lebensveränderungen, dass diese als kulturelle Aufgabe zu verstehen sind und Freiheit zukünftig nicht ausschließlich als Fortsetzung herkömmlicher Selbstverwirklichungs-ideale, sondern als Chance des Verzichts und Pflicht zur Partizipation zu verstehen ist. Ronald Hitzler stellt die kommunikativ konstruierte und ästhetisch formierte ritualisierte Spielform in sado-masochistischen „Herr und Sklave“-Beziehungen zur Diskussion. Tanja Dückers thematisiert die zum Status gewordene „prekäre“ Ausbeutungssituation einer kreativen aber unpolitischen Klasse. Michael Zeuske resümiert die Weltgeschichte der Sklaverei in einigen markanten Stationen und skizziert die Arbeits- und Wohnstruktur einer Plantagensellschaft. Joep van Lieshout erhellt in seinem Statement die Entwicklung des Werkkomplexes *Stadt der Sklaven*. Ergänzt werden diese Symposiumsbeiträge durch den architekturtheoretischen Essay von Wouter Vanstiphout und den einführenden Aufsatz der Kuratorin.

Unser herzlicher Dank gilt allen, die an Ausstellung, Begleitprogramm und Publikation mitgearbeitet und zu ihrer Realisierung beigetragen haben, den Leihgebern und zuallererst Joep van Lieshout selbst. Das Team des Atelier Van Lieshout unter der organisatorischen Leitung von Charlotte Martens hat in enger Zusammenarbeit mit dem Museum Folkwang die anspruchsvolle Ausstellung in Essen geplant und aufgebaut. Wir danken Claus Leggewie und Harald Welzer für die inspirierende Kooperation bei der Durchführung des Symposiums und allen Autoren für ihre Vorträge und Texte. Wir danken Angela Weber für die erfolgreiche Organisation und Ausrichtung der Jugendkonferenz, Phil Hinze und seinen Mitarbeitern für den Betrieb der *BarRectum* während der Ausstellungsdauer und Yvo Zijlstra von *Antenna-Men* für die Gestaltung von Drucksachen und Katalog.

Unserer besonderer Dank gilt der RWE AG, namentlich Herrn Dr. Jürgen Großmann und Herrn Alwin Fitting, die durch ihre Unterstützung Ausstellung, Katalog und Symposium ermöglicht haben und damit das langjährige gemeinsame Engagement für die Kunst der Gegenwart in ausgezeichnete Weise fortsetzen. Herrn Dr. Stephan Muschick und Frau Ingrid Brandhorst danken wir für die gute und vertrauensvolle Zusammenarbeit.

Hartwig Fischer

Direktor

Sabine Maria Schmidt

Kuratorin

FOREWORD AND INTRODUCTION

With a presentation of sculptures, paintings, plans, models and installations from 2005-2008, the Folkwang Museum was home to the extensive *SlaveCity* project by the Dutch Atelier Van Lieshout (AVL) from 25 April to 6 July 2008. In this continuously growing complex of works Joep van Lieshout – head of the atelier – operates with ethical and aesthetic values, with the issues of diet, climatic change, organisation, management and the market, all of which he provocatively, humorously and disturbingly combines and interprets. Lieshout's *SlaveCity* does not need to import energy or food; it is organised on the basis of complete self-sufficiency. As the title of the project implies, its “participants” (the city's slave labourers) are exploited with the aim of total profit maximisation. A strict security system ensures the draconian punishment of any breach of the rules. The models for *SlaveCity* illustrate an elaborately organised urban infrastructure with services, universities, health centres and shopping malls, villages, brothels and museums. Many of the requirements of modern meritocracies appear to have been realised here. But the city lives from the breaking of a taboo – the complete exploitation, cannibalisation and recycling of the human being.

Joep van Lieshout (1963) founded his artistic studio in 1995 in order to question “the role of the artist as genius and isolated individual,” to be able to work in wider contexts through the inclusion of design and architecture, to open up new terms of reference and to respond in a specific way to the expanding art market. Atelier Van Lieshout became internationally famous during the 1990s with mobile buildings and “hulls” based on the ideas of freedom of movement, flexibility of design and the subversion of official regulations. Atelier Van Lieshout produced ready-made furniture and “bad furniture”, sleeping bunks, dwelling capsules, office units and lavatories. Its *BarRectum*, in the form of a giant digestive system installed on the lawn in front of the museum, replaced our in-house café for the duration of the exhibition.

In 2001 Joep van Lieshout and his collaborators founded *AVL-Ville*, an independent city state in the port of Rotterdam that saw itself as a provocative counter-project to state monopoly rule. Designing their own furniture and dwellings, with farm houses, an unlicensed restaurant, weapons and fast cars, the atelier explored the possibilities of producing a new version of lived communism via artistic means within a small, restricted territory. Just as films, television programmes, technically complicated inventions or a fashion line can only be produced through teamwork, the art of Atelier Van Lieshout is intended to exist within a network in which the invisible work of design and thought, together with the interaction and communication of a team, are an essential element. Naturally the city state with its own constitution, currency and flag was unacceptable to officialdom and the politicians. After almost a year Atelier Van Lieshout declared their Rotterdam experiment a failure and turned their attention to the dystopia of *SlaveCity*.

The exhibition at the Folkwang Museum was the first showing of this complex of works in a solo exhibition, which was accompanied by an extensive programme of events and workshops. From the very beginning it was intended to bring the discussion arising from the exhibition into the present publication. This discourse culminated in the symposium *Future Bondage*, which took place on 19 and 20 June 2008 at the Folkwang Museum and was organised in cooperation with the Institute for Advanced Studies in the Humanities (KWI). This was

the start of a new cooperation between the two institutions, who will in future form a creative campus in Essen. The conception and realisation of the symposium owes much to Claus Leggewie, director of the KWI, and Harald Welzer. The speakers took up the challenge of van Lieshout's provocative work and generously agreed to allow their contributions to appear in the present monograph.

This book contains a documentation of the exhibition and a catalogue of works and integrates their subject matter into a wider contemporary sociological and socio-political context. The common starting point for all the authors was the possible Future Bondage, its causes and consequences.

Herfried Münkler elucidates the historical context of a disturbing willingness to voluntary enslavement. Harald Welzer examines the behavioural patterns of individuals in “total groups”. Against the background of anticipated climatic change, Claus Leggewie shows how the alterations to our way of life need to be understood as a cultural challenge, and future freedom should not exclusively be seen as the continuation of traditional ideals of self-fulfilment but as an opportunity for renunciation and a duty to participate. Ronald Hitzler introduces the communicative aestheticised rituals of sadomasochistic “master and slave” relationships. Tanja Dücker raises the issue of the new “precarious” situation of a creative but apolitical class. Michael Zeuske summarises the history of slavery in some of its distinctive moments and outlines the living and working structure of a plantation. Joep van Lieshout's statement illuminates the development of the work complex *SlaveCity*. These contributions to the symposium are supplemented by an essay on architectural theory by Wouter Vanstiphout and an introductory essay by the exhibition's curator.

We would like to thank everyone who contributed to the content and realisation of the exhibition, the accompanying programme and this publication, the private and public loaners, above all Joep van Lieshout and his atelier, who supported and backed all phases of the exhibition. The Atelier Van Lieshout team, under its organisational director Charlotte Martens, planned and constructed this ambitious presentation in close collaboration with the Museum Folkwang in Essen. We thank Claus Leggewie and Harald Welzer for their inspiring cooperation on the symposium, and all the authors for their lectures and texts. We thank Angela Weber for her successful organisation and direction of the youth conference, Phil Hinze and his staff for running the Bar Rectum during the exhibition and Yvo Zijlstra of Antenna-Men for the design of the printed material and catalogue.

We particularly thank the RWE HG, especially Dr Jürgen Großmann and Alwin Fitting, whose financial support made the exhibition, catalogue and symposium possible and is an exemplary continuation of their patronage of contemporary art. We thank Dr Stephan Muschick and Ingrid Brandhorst for their excellent and trusted cooperation.

Hartwig Fischer
Director

Sabine Maria Schmidt
Curator

DIE AUSSTELLUNG UND DAS SYMPOSIUM

Warum tut sich RWE so etwas an? Warum sponsert ein Unternehmen, das zunächst seine Kunden sicher und preiswert mit Strom und Gas versorgen will, die Ausstellung eines niederländischen Künstlers? Noch dazu eine Ausstellung, die den provozierenden Titel *Stadt der Sklaven* trägt, mit einer „Arschbar“ vor der Tür? Eine Ausstellung, die nicht jedem unmittelbar gefällt, sondern Unbehagen und Widerspruch geradezu herausfordert?

Der Münchner Wirtschaftsethiker Karl Homann spricht davon, dass Unternehmen neben der unmittelbaren Verantwortung für ihre Handlungen und einer ordnungspolitischen Verantwortung auch eine „Diskursverantwortung“ besitzen. Gerade in einer Zeit, in der großen Konzernen im Allgemeinen und uns Energieversorgern insbesondere ein kritischer Wind ins Gesicht bläst, wollen wir an den energie- und klimapolitischen Diskussionen teilnehmen. Denn wer wie wir Teil der Lösung sein will, muss sich den Problemen in der offenen Diskussion stellen.

Die Förderung der Ausstellung *Stadt der Sklaven* hat zu diesem Anspruch gepasst und war in jeder Hinsicht ein voller Erfolg. Bei den Besuchern stießen die vielfältigen Exponate des Atelier Van Lieshout auf ein überaus positives Echo. Nicht zuletzt fand unter zahlreichen RWE-Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern eine intensive Auseinandersetzung mit den in der Ausstellung aufgeworfenen Fragen statt. Ob es um Aspekte des Arbeitsalltags ging oder die Vor- und Nachteile bestimmter Formen der Energiegewinnung: Unsere Leute hakten nach, stellten Fragen, kamen miteinander ins Gespräch.

Gemerkt haben wir allerdings auch wieder, dass die Förderung von zeitgenössischer Kunst kein Selbstläufer ist. Sie erfordert Mut und sie bedarf einer intensiven Vermittlung. Mit dem Rahmenprogramm zur *Stadt der Sklaven* wurde dieser Weg konsequent beschritten. Mit der Jugendkonferenz *Leben in der Zukunft* ging das Museum gezielt auf junge Menschen – Essener Schülerinnen und Schüler – zu. Es war faszinierend, zu sehen, mit welchem Engagement und mit welcher Kompetenz diese „Zielgruppe“ bei der Sache war, als es darum ging, die eigene Zukunft in den Bereichen Arbeit, Stadt, Freizeit und Lernen zu diskutieren.

Das die Ausstellung begleitende Symposium *Die Unfreiheit der Zukunft* hat all diese Diskussionen noch einmal mit dem Siegel der wissenschaftlichen Exzellenz geadelt. Der vorliegende Band ist ein eindrucksvoller Beleg hierfür.

RWE ist froh, mit dem Museum Folkwang einen Partner zu haben, der all dies auf vorzügliche Weise ermöglicht. Hier handelt es sich im wahrsten Sinne des Wortes um eine Kooperation zum gegenseitigen Vorteil: Das Museum ist nicht zuletzt durch unsere Unterstützung eine der europäischen Top-Adressen für zeitgenössische Kunst. Und uns bietet die Kooperation eine Plattform, unsere „Diskursverantwortung“ auch im gesellschaftspolitischen und künstlerischen Bereich mit Leben zu füllen.

Mag die Epoche der Avantgarde auch ein Phänomen des vergangenen Jahrhunderts sein: Moderne und zeitgenössische Kunst sind ihrer Zeit immer ein Stück voraus, auch heute noch. Diesen Anspruch hat auch RWE mit seinem Motto „voRWEg gehen“ formuliert. Mit dem Museum Folkwang freuen wir uns auf viele gemeinsame Projekte auf dem Weg ins Kulturhauptstadtjahr 2010.

Alwin Fitting

Mitglied des Vorstandes der RWE AG

THE EXHIBITION AND THE SYMPOSIUM

Why did the RWE do this? Why did a company whose primary aim is to supply its customers with safe, inexpensive electricity and gas sponsor an exhibition by a Dutch artist? And, more to the point, an exhibition with the provocative title *Stadt der Sklaven (SlaveCity)*, with a *BarRectum* at the front door? An exhibition that not everyone liked at first, that will give rise to dissent and disquiet?

The Munich-based economic ethicist Karl Homann talks of companies having a “responsibility to discourse” along with their regulatory obligations and immediate liability for their actions. At a time in which large companies in general, and power companies like us in particular, are faced with much criticism, we are particularly interested in taking part in the debate on energy and climate policy. For if we want to be part of the solution – and we do – we need to address the problems currently under discussion.

The sponsorship of *SlaveCity* was entirely compatible with this aim and has been a great success in all respects. The many-faceted objects from the Atelier Van Lieshout drew an enormously positive response from the exhibition’s visitors, and many RWE employees became involved in an intensive debate about the issues raised. Our people asked questions, followed things up, got talking – about aspects of their working lives or the advantages and disadvantages of various forms of energy production.

But we also realised once again that the sponsorship of contemporary art is no sure-fire success. It also requires courage and active outreach. This was the consistent approach of the supporting programme to *SlaveCity*. The museum specifically targeted young people – Essen school students – with the youth conference *Leben in der Zukunft (Life in the Future)*, and it was fascinating to see the commitment and expertise they brought to the discussion of their own working, urban, leisure and educational future.

The symposium *Die Unfreiheit der Zukunft (Future Bondage)* brought academic excellence to the debates provoked by the exhibition, as shown in this impressive volume.

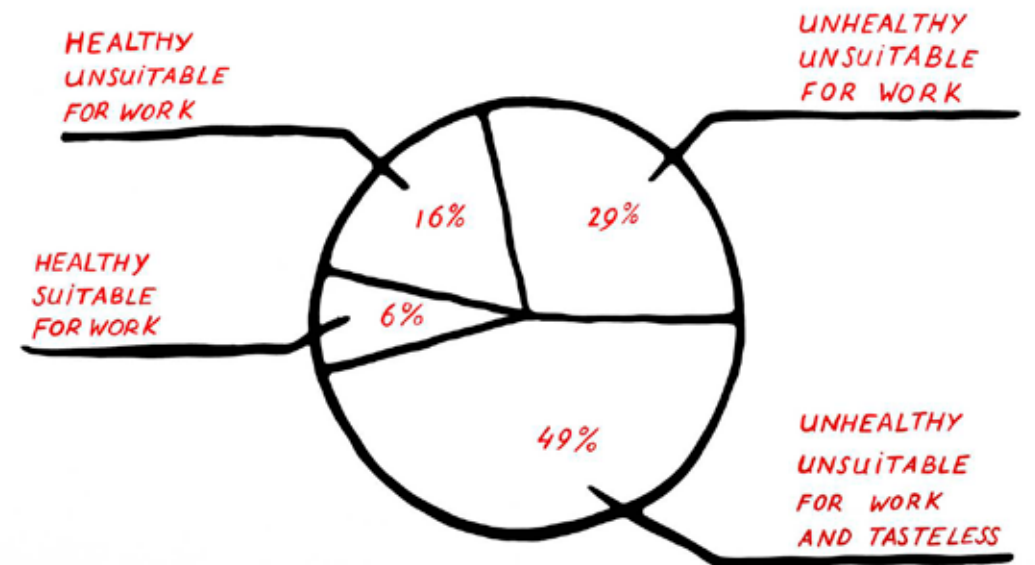
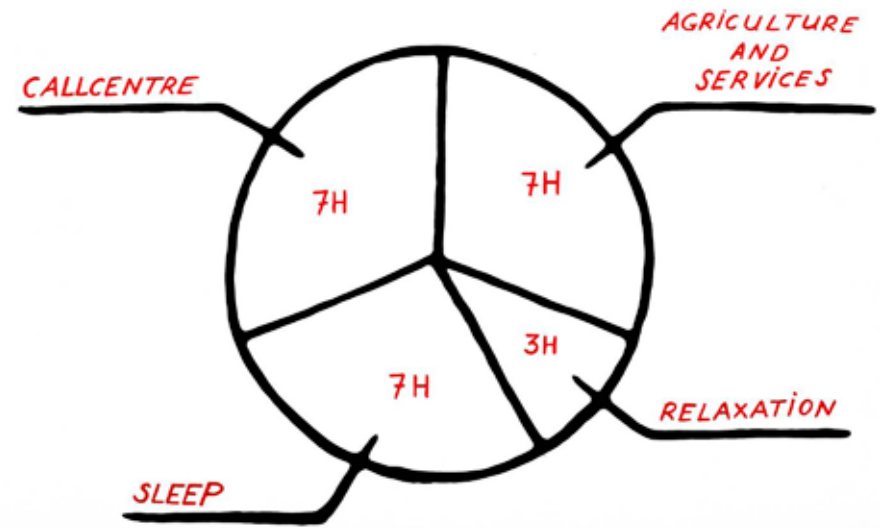
The RWE HG is delighted to have found, in the Museum Folkwang, a partner who is ideally placed to be able to make all these things possible. What we have here is a mutually advantageous cooperation in its truest sense. Thanks not least to our support the museum is one of the top addresses in Europe for contemporary art. And the cooperation provides the RWE with a platform to breathe both socio-political and artistic life into our “responsibility to discourse”.

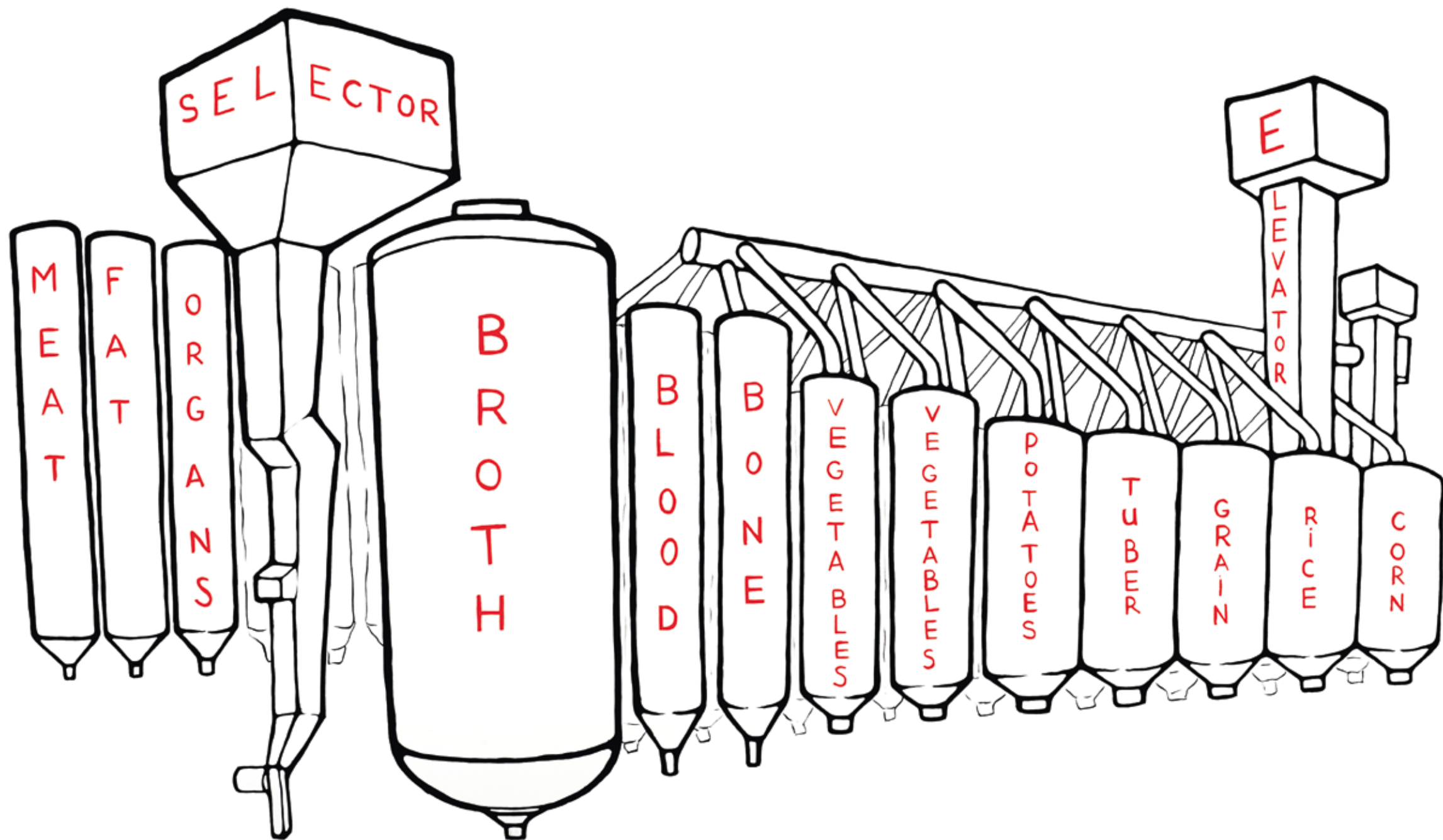
Although the epoch of the avant-garde was a phenomenon of the previous century, contemporary art is always somewhat ahead of its time. The RWE has formulated this aspiration in its motto “voRWEg gehen”, which combines our name with the idea of “going ahead”. We look forward to many more joint projects with the Museum Folkwang as we approach our year as European Capital of Culture in 2010.

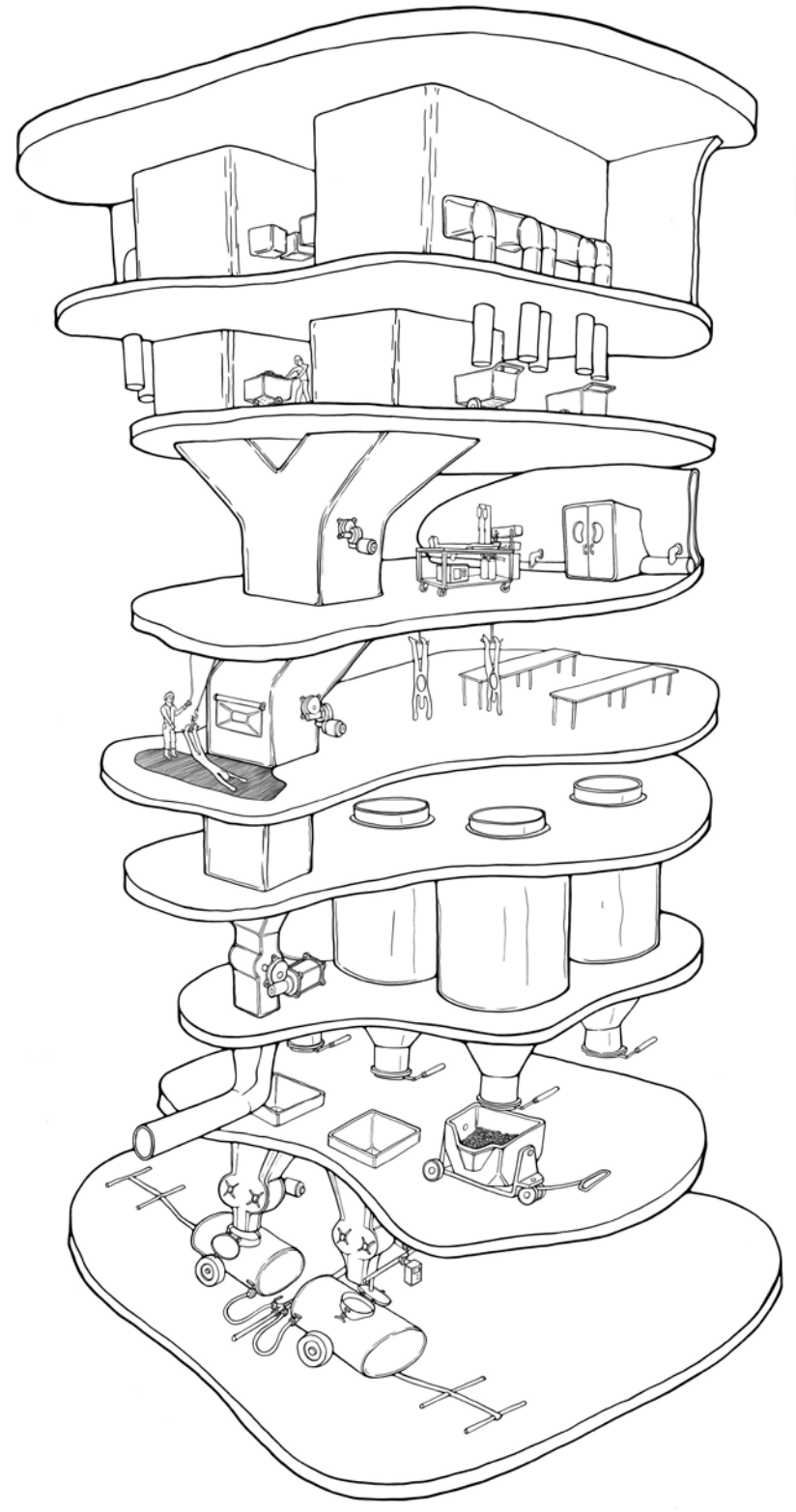
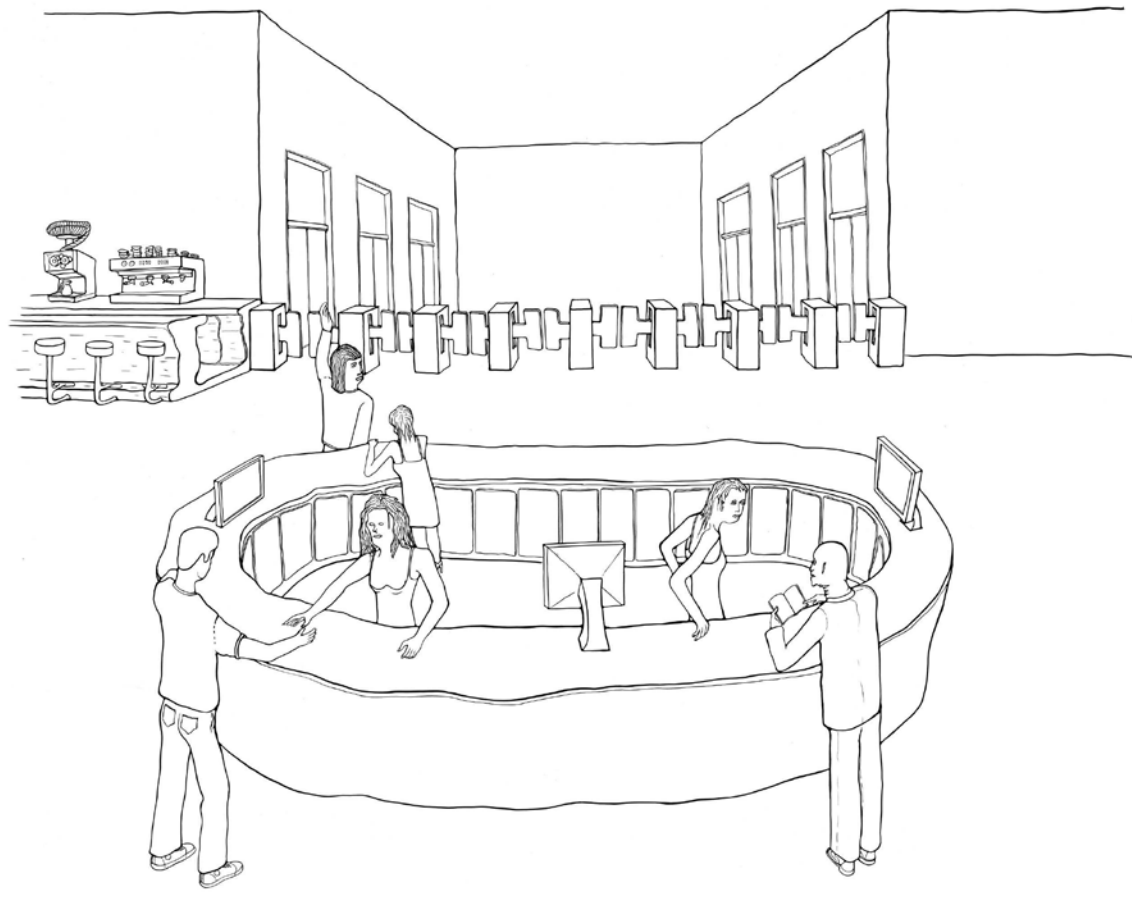
Alwin Fitting

Member of the executive board, RWE AG

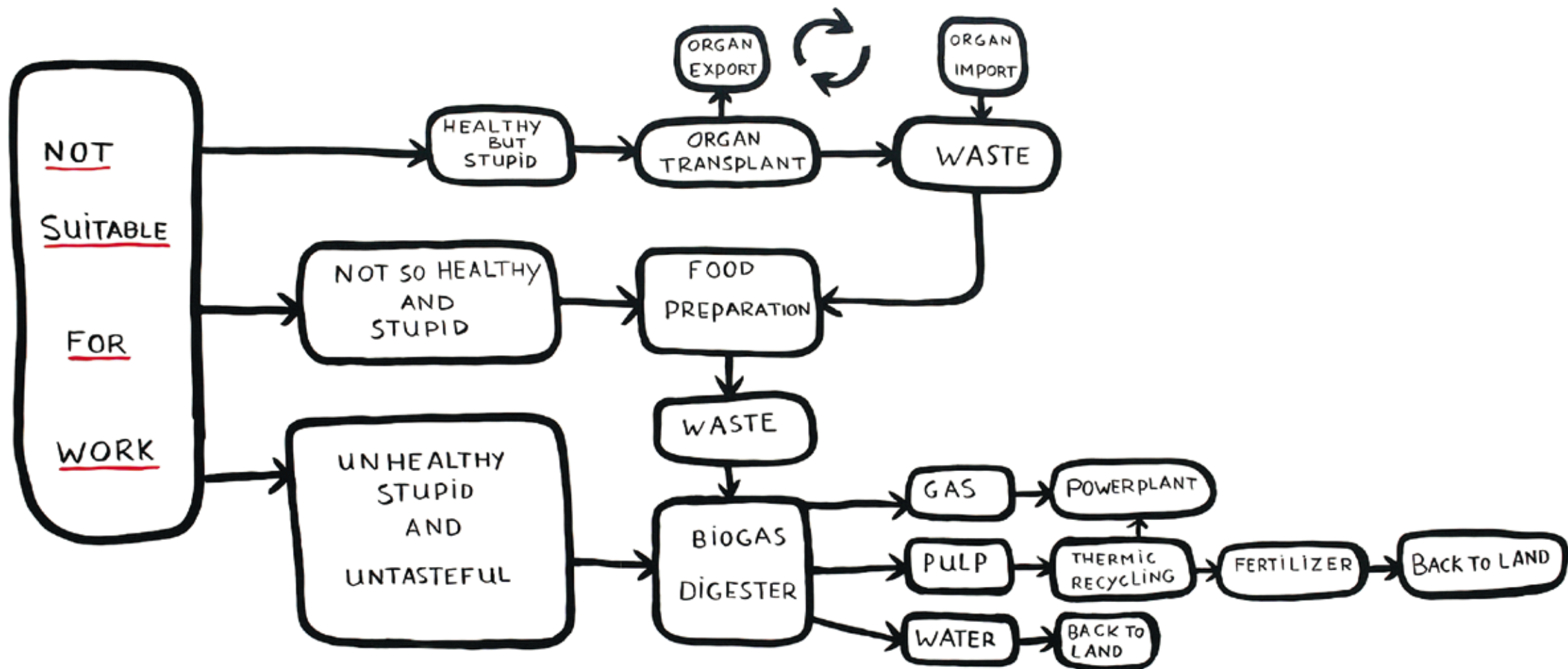
WERKE AUS STADT DER SKLAVEN
WORKS FROM SLAVE CITY







ZERO FOOT PRINT















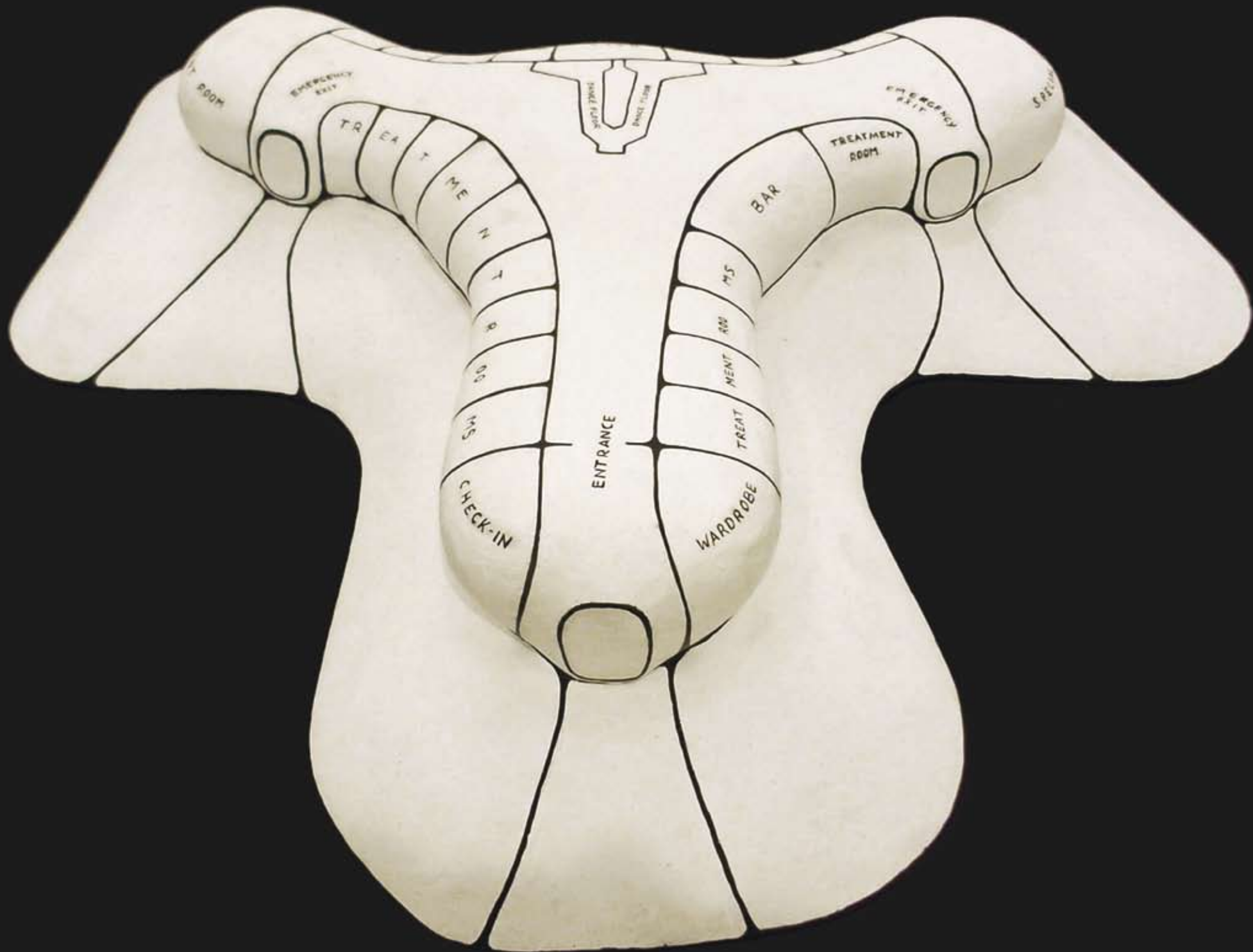












T. ROOM

EMERGENCY EXIT

TREATMENT ROOM

CHECK-IN

ENTRANCE

WARDROBE

BAR

TREATMENT ROOM

EMERGENCY EXIT

S. ROOM

SHOWER ROOM





ES IST MENSCHENFLEISCH!

ZUM FILMISCHEN UND LITERARISCHEN KONTEXT DER STADT DER SKLAVEN

Sabine Maria Schmidt

Genau 72 Personen können in einer *CallCenter-Einheit* untergebracht werden, einer Holz- und Metallkonstruktion, die schmale Pritschen zum Schlafen, Tischflächen für Computerarbeitsplätze und Waschräume zur Verfügung stellt. Grundlage dieser Nutzung ist ein strikt eingeteilter Tagesrhythmus für die *Teilnehmer* (so die Bezeichnung der Bewohner) mit je sieben Stunden für Schlaf, sieben Stunden für die Arbeit im *CallCenter*, sieben Stunden für körperliche Arbeit auf dem Land bzw. im Dienstleistungssektor innerhalb der Stadt und drei Stunden zur Entspannung. Denkt man sich 32 dieser *CallCenter-Einheiten* auf einem Geschoss in einem insgesamt neunstöckigen Gebäude, ergibt sich eine Unterbringungsmöglichkeit für 20.736 Bewohner. Jeder dieser Blöcke ist von landwirtschaftlich nutzbaren Flächen umgeben, die zum Anbau von Nahrungsmitteln genutzt werden. Atelier Van Lieshout rechnete so viele Einheiten, dass sich Raum für 248.832 Einwohner ergibt.

Direkt neben den abgetrennten und überwachten Zonen der *CallCenter* gibt es einen öffentlichen Sektor, in dem sich ein großes Einkaufszentrum, ein Museum, Bordelle, ein Krankenhaus (für Transfusionen und Transplantationen), ein Sportzentrum und ein Flughafen befinden. Zur Bewachung, Pflege, Organisation und Tötung der Teilnehmer ist ein Überwachungsteam von 5.437 Personen eingeplant. Diese sind wiederum in verschiedenen Wohnsitzen untergebracht, deren Typus je nach Rang der Person zwischen 70 und 350 Quadratmetern variiert.

Nur sechs Prozent der *Teilnehmer* sind, wie die Vorausberechnungen kalkulieren, für die Arbeit geeignet. Die übrigen können auf verschiedene Weise „weiterverwertet“ werden. Die arbeitenden *Teilnehmer* erweisen sich ca. drei Jahre lang als wirtschaftlich produktiv für die Einheit, dann werden auch sie recycelt. Jeder menschliche Körper beinhaltet im Durchschnitt ungefähr sechs Liter Blut, 26 Organe, die transplantiert werden könnten, und 35 Kilo Fleisch, das den anderen Bewohnern zum Verzehr zur Verfügung steht.

Die gesamte Stadt ist in der Lage, sich selbst mit Energie, Nahrung und Wasser zu versorgen. Die Hauptquelle der Energie bildet das Biogas, das vorrangig aus Exkrementen und anderen Abfällen der *Teilnehmer* gewonnen wird: gerechnet wird 0,4 kg Gas pro Einwohner und Tag. Das Wasser stammt aus natürlichen Quellen und zirkuliert in geschlossenen Kreisläufen. Diese Stadt benötigt eine Grundfläche von ca. 49,37 km². Eine solche Fläche könnte für ungefähr 331.301.070 Euro erworben werden. Stellt man der Grundinvestition von 1.540.000.000 Euro die zu erwartenden Einnahmen gegenüber, so ist bald ein Gewinn von 7.500.000.000 Euro pro Jahr zu erwirtschaften.¹

Neben dem höchst vielversprechenden finanziellen Gewinn bürgt die Stadt aber auch für geopolitische Vorteile: Die tabu- und kompromisslose Wiederverwertung des Menschen könnte das globale Problem der Überbevölkerung exemplarisch lösen. Mit der zugleich intensiv genutzten und begrenzten Fläche der *Stadt der Sklaven* würde die ökologische Belastung der Umwelt extrem reduziert. Kultur, Unterhaltung und erotische Vergnügungen würden mit einer umfassenden Infrastruktur in die Peripherie gebracht. Atelier Van Lieshout geht davon aus, dass es noch ungefähr zehn Jahre dauern wird, bis die moralischen, politischen und ethischen Bedenken gegenüber einer solchen Stadt ausgeräumt werden können und der Bau eines ersten *CallCenters* möglich wird.

Die *Stadt der Sklaven* bezeichnet seit 2005 eine stetig anwachsende Werkgruppe von Modellen, Entwürfen, Gemälden und Objekten, die zusammen eine komplexe fiktionale Anlage ergeben. Diese

nimmt Bezug auf historische Formen extremer und absoluter Versklavung, Ausbeutung und Vernichtung wie die europäischen Konzentrationslager im Zweiten Weltkrieg (vgl. den Beitrag von Wouter Vanstiphout), und auf zahlreiche künstlerische, literarische und filmische Vorbilder, ohne sie dabei direkt zu zitieren.

Zugleich markiert die Konzeption der *Stadt der Sklaven* eine konsequente Weiterentwicklung des eigenen künstlerischen Werkes, in dem alles miteinander verwoben ist und das Atelier Van Lieshout als eine übergreifende „Saga“ verstanden wissen möchte. So entstand 2003 beispielsweise die Installation *Der Technokrat*, in der ein geschlossener Kreislauf von Nahrung, Alkohol, Exkrementen und Energie ausgearbeitet wurde. Der Mensch stellt in diesem System – dem Zahnrad einer Maschine gleich – das Rohmaterial zur Erzeugung von nutzbarem Biogas zur Verfügung. In bunten und verbraucherfreundlichen Flyern ermunterte Lieshout die Besucher zur Anleitung und Selbstbedienung eines solchen *Technokraten*. Dabei bleibt die Kritik an den perfiden menschenfeindlich gewordenen Technologien immer ambivalent, demonstriert Atelier Van Lieshout mit seinen Installationen doch immer auch Autarkie, Erfindungsreichtum und das Design einer „schönen, neuen Welt“.

Atelier Van Lieshout kultiviert den Ausnahmezustand, provoziert mit der Ausbeute symbolischer Werte, unterwandert behördliche Regelungen und vermischt allgemeinverbindliche politische, ideologische oder soziale Haltungen zu hybriden Neuerungen, die sprachlos machen. Soll man all das für machbar und Ernst gemeint halten? Mit dem Aufeinanderprallen verschiedener Systeme, Werte und Gegensätze (Kunst und Architektur, Moral und Unmoral, Effizienz und Verschwendung, splitteriges Holz und weiches Fiberglas, Rationalität und Irrationalität, Körperfeindlichkeit und Körperkult) endet das Werk immer in einem unauflösbaren Widerspruch. Ist das dann aber noch Kritik oder lediglich ein sarkastisches Statement über unsere moralische *conditio humana*?

In der *Stadt der Sklaven* überspitzt Atelier Van Lieshout symbolische Tabubrüche bisweilen mit tiefgründigem Witz, bisweilen moralisch unhaltbar und grenzverletzend. Der unter dem Gewand der Wiederverwertung technologisch perfektionierte Kannibalismus, der die Grundlage des gesamten Systems bildet, gerinnt zu einer der erschreckendsten Überschreitungen. In der *Stadt der Sklaven* tönt kein Verzweiflungsschrei mehr: „Es ist Menschenfleisch!“, wie in der berühmten Schlusszene des Filmes *Soylent Green* (1973, dt. Titel *Jahr 2022... die überleben wollen*). Dort entdeckt der Detektiv Robert Thorn (gespielt von Charlton Heston) im Rahmen einer Mordermittlung und auf der Suche nach seinem alten Freund, wie Leichen aus einer Euthanasieklinik in die Müllverwertungsanlage der Stadt überführt und zu heißbegehrten *Soylent Green*, schmackhaften Oblaten, die nur dienstags zu erhalten sind, verarbeitet werden. Der 1973 von Richard Fleischer nach dem Roman *Make Room, Make Room* von Harry Harrison verfilmte Science-Fiction nahm sich als erster Öko-Thriller der Probleme der exzessiven Nutzung endlicher Ressourcen, der Umweltverschmutzung, der globalen Erwärmung und der Überbevölkerung an. Der Film erschien genau ein Jahr nach dem Bericht des Club of Rome *Die Grenzen des Wachstums. Zur Lage der Menschheit*.²

Die kriminelle Verwertung des Menschen thematisierte auch Rainer Erler in seinem 1979 für das ZDF produzierten Thriller *Fleisch*, der zu einem regelrechten Schock bei einem großen Teil der Zuschauer führte. Auf seiner Hochzeitsreise wird Mike aus einem Hotel entführt. Seine Frau Monika kommt auf der Suche nach ihrem Mann mit Hilfe eines Truckfahrers einem internationalen Syndikat auf die Spur, das in großem Stil Organhandel betreibt. In einer Spezialklinik in Roswell (New Mexico) werden gekidnappten Touristen von einem skrupellosen Mediziner ohne vorheriges Einverständnis Organe entnommen und über Organbanken für sehr viel Geld an zahlungskräftige Patienten mit Organdefekten

verkauft.³ Erler bebildert wie Lieshout die Ängste gegenüber einer medizinischen Technologie, holt sie aus dem Bereich des Unbewussten und antizipiert zukünftige mögliche Entscheidungszwänge. Heute sind Berichte über illegalen Organhandel und Organraub – insbesondere aus Südamerika, Indien, China und Asien – zu Zeugnissen einer gängigen Praxis geworden.⁴

Lieshouts Biogas- und Energieanlagen bleiben bewusst abstrakter als ihre filmischen Vorbilder. Die schonungslose Verwertung des Menschen in all ihren Facetten ist mechanisiert und technologisiert; sie ist nicht mehr das Ergebnis eines skrupellosen Täters oder Diktators, sondern das eines verselbständigten, ja logischen Systems. Das abgründigste an der Gedankenwelt der *Stadt der Sklaven* bleibt, dass sie keine Dystopie darstellt, deren Entwicklung zwangsläufig und unvermeidbar erscheint (etwa nach Atomkrieg oder Umweltzerstörung), sondern ein tabulos durchdachtes Profitmaximierungsmodell, das realisierbar ist und vielerorts, zwar nicht als Ganzes aber in einzelnen Facetten, bereits Wirklichkeit geworden ist: Zwangsarbeit, Lager, Prostitution oder neue Formen der Sklaverei gehören zu den in horrenden Ausmaßen weltweit praktizierten Menschenrechtsverletzungen, die aus ökonomischen Interessen geduldet werden. Einen ökologisch korrekten Kannibalismus gibt es nicht, wohl aber einen des Hungers.⁵

Heute haben Filme wie *Matrix* (1999) von den Wachowski-Brüdern weit grausamere Bilder geprägt als Charlie Chaplins (noch lachender) Tramp, der in das Räderwerk einer unkontrollierbaren Maschine gerät und in der verkürzten Mittagspause von einer „Mitarbeiter-Füttermaschine“⁶ ernährt wird. Dem von Chaplin kritisierten Taylorismus einer neuen Arbeitswelt und der Massenarbeitslosigkeit in Folge der Weltwirtschaftskrise ist bei *Matrix* eine „verkehrte“ globalisierte Technologisierung einer außer Kontrolle geratenen künstlichen Intelligenz gewichen, in der der gezüchtete Mensch ausschließlich als Batterie für die Maschinen dient. Fritz Langs Klassiker *Metropolis* (1927) kommt da ebenso in Erinnerung wie der jüngst von Michael Bay gedrehte Film *Die Insel* (2005), wo an einem paradiesischen Ort geklonte Kopien von Menschen als lebendige Organlager herangezüchtet werden.

Lieshouts *Stadt der Sklaven* funktioniert anders als die Visionen der Science-Fiction-Filme, liefert sie doch leibhaftige Modelle für realisierbare Einheiten in menschlichen Proportionen, die individuell gestaltet und in Eigenregie nachzubauen sind. Sie ereignet sich im realen Raum: Man kann ihr begegnen. Lieshouts Skulpturen, Zeichnungen und Installationen deuten die konzeptuelle monumentale Ebene eher an, während sie hingegen zahlreiche miniaturisierte Details genau ausführen. Das wiederum macht sie menschlich und auch beherrschbar. Der Raum zwischen diesen Dimensionen – den monumentalen und den verkleinerten – bleibt Imaginationsraum des Betrachters und „Tatort“ seiner Ängste, Phantasien und erinnerten Bilder. Diese können auch literarischen Vorbildern entstammen, zu denen die *Stadt der Sklaven* neben filmischen Vorlagen in deutlicher Tradition steht.

Johann Gottfried Schnabel hat mit der *Insel Felsenburg*, einem der populärsten Romane des 18. Jahrhunderts, einen ländlichen Entwurf einer sich selbst versorgenden Infrastruktur geschaffen.⁷ Schnabels Idealstaat erinnert insofern an Lieshouts *AVL-Ville*, als der Reiz eines friedvollen Lebens im materialien Überfluss und gleichzeitiger freier Selbstbestimmung beschrieben wird. Der Niedergang beginnt erst mit der Modernisierung der *Felsenburg* und der Ausdehnung des Gemeinwesens auf die Nachbarinsel.

Jonathan Swifts fliegende Insel *Laputa* gilt als eine der ersten Science-Fiction-Visionen.⁸ Die Insel, deren weltfremde Bewohner durch die Ausbeutung von *Balnibarbi* leben, spielt auf die brutale Kolonialisierung Irlands durch England an. In diesem Kontext ist England als abgehobene *floating island* zu einem literarischen Topos geworden. Swift verspottet die optimistisch-rationalen Utopien eines Tho-

mas Morus und Francis Bacon und ironisiert die Verabsolutierung der „großen Hure Vernunft“. Detailliert schildert er technische Funktionsweisen und schafft den Anschein wissenschaftlicher Plausibilität. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts formten die Ideen einer *Idealen Gartenstadt* und einer modernen Industriestadt die Stadtvisionen Jules Vernes. Geprägt durch die Kriegsergebnisse von 1870/71 stellte er in seinem Roman *Die 500 Millionen der Begum* (1879) die beiden Konzepte einander gegenüber. Während hier die Deutschen eine furchterregende, hochtechnisierte Waffenschmiede namens *Stahlstadt* schaffen (sicherlich in Anspielung an die Krupp-Werke), entwickeln die Franzosen dort eine auf die Bedürfnisse von 100.000 Einwohnern ausgerichtete idealisierte *France-Ville*. Vernes Roman besticht durch die erfindungsreiche Detailfreude; eine Eigenschaft, die auch die Modelle Atelier Van Lieshouts charakterisiert. Positive Utopien wie Werner Illings *Utopolis* (1930), die die technischen Errungenschaften für eine bessere und gerechtere Welt einsetzen, finden sich nur in Ausnahmen.⁹ Dass man Lieshouts ambivalenten Entwürfen ihre mehr als ironisch behauptete positive und vernünftige Seite nicht abnehmen mag, versteht sich auch vor dem Hintergrund einer durchgängig dystopischen literarischen Tradition.

Wie die Romane von George Orwell und Aldous Huxley, die von dem russischen Schriftsteller Jewgenij Samjatin maßgeblich beeinflusst wurden, gehört *Wir* zu den großen visionären Romanen des 20. Jahrhunderts. Der von der Revolution enttäuschte Samjatin (1884 - 1937) entwarf 1920 die alptraumhafte Welt eines totalitären Staates. *D 503*, Bürger des *Einzigsten Staates* und Konstrukteur des Raketenwelt-raumschiffes *Integral*, berichtet in seinem Tagebuch vom Leben in einer strahlenden, kristallin-durchsichtigen Stadt, in der die Bürger als uniformierte Nummern leben. Von der Arbeit bis zur Liebe ist das Leben streng nach mathematischen Gesetzen organisiert, jede Regung wird beobachtet und kontrolliert. Doch entdeckt *D 503* in sich dunkle Triebe aus einer längst vergangenen Zeit – bei ihm hat sich „eine Seele“ gebildet. Die ganze seelenlose Ordnung der technischen Welt droht daher durcheinander zu geraten.¹⁰ Eine Gesetzestafel bestimmt minutiös den Tagesablauf der Bewohner. Wie ein Mann führen Millionen von Menschen zur gleichen Sekunde den Löffel mit der künstlichen Naphta-Nahrung zum Mund; zur gleichen Sekunde treten sie die Arbeit an, besuchen Schulungsauditorien etc. Sogar das Liebesleben ist geregelt: auf Grund exakter Analysen des Hormonhaushaltes erhält jede Nummer „rosa Bons“ für sexuelle Treffen mit zugeordneten Nummern. Die Parallelen zur *Stadt der Sklaven* sind offensichtlich.

Aldous Huxley schrieb *Schöne neue Welt* zwölf Jahre später. Dem *Wohltäter über den Einzigsten Staat* (bei Samjatin) ist der *Weltaufrichtsrat über den Weltstaat* gewichen (bei Huxley). Orwell erfindet achtundzwanzig Jahre später nach der Lektüre von Samjatin den *Großen Bruder*, der über Eurasien wacht.¹¹ Während Huxley und Orwell illusionslos den modernen Kapitalismus und den politischen Totalitarismus schildern, deutet Samjatin auch andere repressive Systeme an: neben der kommunistischen auch die nationalsozialistische Diktatur, Mutternormen, operative Eingriffe in die Persönlichkeitsstruktur und technische Massenvernichtungsmittel. In seiner vielschichtigen Ambiguität ist dieser Roman Atelier Van Lieshout am nächsten: Totalitarismus – sei er systematisch, strukturell oder politisch – ist immer auch Ausdruck einer technisierten Welt. Gleichheit und Normierung spiegeln sich dabei in allen Entwürfen und einer übergreifenden architektonischen und urbanistischen Einheit wieder.

Ein gänzlich ökologisch durchdachtes und „politisch korrektes“ Stadtmodell à la Lieshout wurde der Presse unlängst andernorts vorgestellt; als würde es Utopien nur noch in der wirklichen Welt geben: Sir Norman Foster hat 2006 begonnen, für 15 Milliarden Dollar eine „Nullemissionsstadt“ in Abu Dhabi zu bauen, und es spricht für die Weitsicht des ölreichen Emirates, sich dabei um „erneuerbare Energien“ zu sorgen. Die Stadt ist für 50.000 Bewohner konzipiert, mitten in der Wüste gelegen, wo keine Wasserquellen vorhanden sind und die Temperaturen auf 50 Grad Celsius ansteigen können. Ganz traditionell

soll eine dicht bebaute, autofreie und fußgängerfreundliche Stadt mit schmalen, schattigen Straßen und einer Stadtmauer entstehen, die weder Emissionen noch Müll absondert und vollständig mit erneuerbarer Energie (vor allem Solarenergie) versorgt wird. Die Kühlung soll durch Windenergie erfolgen, die Entfernung zum nächsten öffentlichen Transportmittel nicht mehr als 200 Meter betragen, Trinkwasser aus einer solarbetriebenen Entsalzungsanlage gewonnen werden, die Häuser sollen nicht höher als fünf Stockwerke sein, die Grünanlagen in der Stadt und die Felder vor der Stadt mit Brauch- und Abwasser versorgt werden. Diese neue Stadt möchte natürlich auch als Zentrum für Forschung und Technik und als Freihandelszone attraktiv sein, angemessene Gehälter für die Bauarbeiter zahlen und vieles mehr.¹²

Michel Foucault entwickelte die Idee von Räumen, die in besonderer Weise gesellschaftliche Verhältnisse reflektieren, indem sie sie repräsentieren, negieren oder umkehren. Diese Räume sind entweder unreal, wie es bei Utopien oder auch Dystopien der Fall ist, die als Wunschvorstellungen oder albraumhafte Visionen von gesellschaftlichen Zuständen vor allem in Romanen oder Filmen vorkommen – demnach ist die Utopie ein unwirklicher, virtueller Raum, entweder Gegenentwurf oder Perfektionierung der realen gesellschaftlichen Verhältnisse. Oder aber es handelt sich bei diesen Räumen um reale Orte, die tatsächlich existieren und – mehr oder weniger – körperlich zugänglich sind, oder um „Heterotopien“, wirksame Orte, die in die Einrichtung der Gesellschaft hineingezeichnet sind, sozusagen als Gegenplatzierungen oder Widerlager. Darüber hinaus ist allen „Heterotopien“ gemein, dass ihre jeweilige gesellschaftliche Bedeutung nicht statisch ist, sondern sich im Lauf ihres Fortbestehens verändern kann.

Lieshouts „Heterotopie“ ist in diesem Sinne ein komplexer Diskursort, der das, was er kritisiert, zugleich verkörpert. Die Entwürfe sind ebenso spielerisch, phantasievoll, und befreiend wie märchenhaft, bilder- und zitatenreich. Die Leichtigkeit und Farbigkeit vieler Modelle, ihre Form und das Material verkehren ihr eigentliches Wesen. Gut und schön designte Dinge erweisen sich angesichts ihres intendierten Zwecks als schlecht: zum Beispiel die *Universität für Frauen*. *Sportopia* (2002) sieht aus wie ein individuelles, privates Sportstudio, der *Disziplinator* (2003) wie ein Raum für Ferien im Sommerlager. Doch mag man nicht absehen, wie und in welchem Sinne diese Anlagen verwendet werden. Aufwendig, farbig und variantenreich sind die Toiletten- und Kompostanlagen, aber auch Zufütterungs- und Entsorgungssysteme gestaltet, Geräte, die gewöhnlich mit immergleichem und schlichtem Industriedesign bestechen. Die Lebensmöglichkeiten und -gewohnheiten in der *Stadt der Sklaven* werden mit illustrativen bisweilen comicitartigen Zeichnungen erläutert. Harmlos erscheinende Figuren schlagen in Zeichnungen aufeinander ein, missbrauchen sich oder kümmern sich um einander. Vor allem in den figurativen Skulpturen, die in dem Werkkontext eine Sonderrolle einnehmen, bleibt Lieshout ikonografischen Traditionen verbunden. Kreisten die figurativen Skulpturen der letzten Jahre vorrangig um Erotik und Begehren, zeichnet sich mit den jüngeren eine Konzentration auf den geschundenen Menschen und die Schwächen des menschlichen Charakters ab: *De Pineut/Der Betrüger* (2007) oder *Der Feigling* (2006).

Der Ausgemergelte erinnert an Wilhelm Lehmbrucks *Der Gestürzte* (1915/16), die *Hängenden Männer* (2008) an Jacques Callots *Galgenbaum* (1633) und die *Desastres de la Guerra* (1810-1814) von Francisco José de Goya y Lucientes. Die Darstellung der *Hängenden Männer* ist – nach Äußerung des Künstlers – zugleich als Selbstportrait zu verstehen, das sich auf die Erfahrungen der gescheiterten *AVL-Ville*, den in Rotterdam ausgerufenen Freistaat, bezieht. In Zeichnungen und Skulpturen finden sich auch Referenzen an sakrale Darstellungen wie die *Enthauptung des Johannes*, die *Schutzmantelmadonna*, den *Gekreuzigten Jesus* und die *Kreuzabnahme*. Die Entstehung und der Tod des Lebens mit ihren symbolischen Darstellungen als *Ei* und *Totenschädel* finden aktualisierte Erweiterungen in der Form ausgeschlachteter Splatter-Figuren und spermazoider und ovarialer Bordelle.

Trotz aller Horrorszenarien bleibt eine schelmische und unbändige Lebenslust und Kraft des Individuums spürbar. Lieshouts Arbeiten sind zunächst aus der Neugier entstanden, die körperlichen Kreisläufe zu verstehen, zu rekonstruieren und ihren metaphorischen und funktionalen Gehalt auf andere Systeme zu übertragen bzw. zu unterwandern. Wie sehen die körperlichen Organe aus? Warum sehen sie aus, wie sie aussehen? Wie können sie weiterentwickelt werden? Wie können die menschlichen Körpersäfte verwertet und entsorgt werden? Ist die *Stadt der Sklaven* daher letztlich auch ein übergreifendes metaphorisches Körpermodell? Ein psychologisches Modell? Vieles legt dieses nahe. In Atelier Van Lieshouts *Autokraten* (1997), einem der ersten Wohnmobile, in dem jedes Detail selbst produziert wurde, gibt es ebenso eine Ecke zum Schlafen wie zum Schlachten, eine Ecke zum Pflanzen und zum Töten. Um Autonomie zu erlangen und diese zu schützen, konstruierte dieser Verfechter urbaner Robinsonaden ebenso eine Werkstatt zum Bau von Waffen und Bomben. Doch bei aller Überlebenskunst und Selbstständigkeit hinterlässt der Mensch auch in diesem System noch immer Spuren. „Erst wenn der Mensch seine eigenen Abfälle vollständig zu entsorgen weiß, ist er auch tatsächlich unabhängig vom Staat“, äußerte Lieshout in einem Gespräch.

Lieshout kombiniert übergreifende Körpermetaphorik mit alltäglicher Realität, überführt Ideen und Systeme in die Bildhaftigkeit von Objekten, zeigt partikuläre Körperprozesse als Prozesse unserer Gesellschaft auf. Ist der Körper dabei Ausgang und der Endpunkt aller Dinge? Wir sind ihm verhaftet und zugleich ist er uns Schutz. Die Dystopie der möglichen totalisierten Körperbeherrschung in der *Stadt der Sklaven* beinhaltet daher auch die Möglichkeit einer Befreiung aus derselben. Zugleich ermöglicht die Kunst hier, das Potential des Bösen modellhaft auszuleben. Atelier Van Lieshout gelingt es, die Schattenseiten körperlicher Bedingt- und Verworfenheit in eine sich vielfältig ausweitende, architektonische und gestalterische Bildsprache umzuformulieren und aus einer bildhauerischen Perspektive gesellschaftliche, ökonomische und ökologische Verhältnisse zur Diskussion zu stellen und dabei zugleich am Menschen als dem „Maß aller Dinge“ festzuhalten. In diesem Sinne ist Atelier Van Lieshout – wie Samjatin und Verne – ein exzellenter Beobachter und Verfechter der direkten und indirekten Rede.

Von Peter Weiss stammt das Diktum, wonach die Ethik die Ästhetik der Zukunft zu sein hat. Atelier Van Lieshouts ästhetische Figurationen spiegeln zugleich denkbare ethische Verhältnisse. Die Innovationen des Ateliers taugen als Mittel zur Entdeckung der Welt, in der wir leben, und zeigen sie durch ein Prisma, das dokumentiert, wie sie ist: veränderungsbedürftig.

1. Sämtliche Zahlen sind zitiert nach Angaben des Atelier Van Lieshout, Rotterdam 2007 und dem Business-Plan (Abb. S. 248).
2. Harry Harrison schrieb *Make Room, Make Room* im Jahr 1966; der deutsche Titel ist: *New York 1999*.
3. Mit dem Thema des kriminellen Organhandels beschäftigt sich auch der amerikanische Thriller *Coma* von Michael Crichton aus dem Jahr 1978.
4. Zum Beispiel Thomas Kistner: *Die Toten von Leticia*, DVA, München 2003.
5. Aus der Geschichte sind neben den archaischen und rituellen Formen von Kannibalismus zahlreiche Beispiele von Kannibalismus bei Schiffbruch, Flugzeugabsturz oder in Kriegssituationen bekannt. In dem Dokumentarfilm *Children of the Secret State* (2000, Ahn Chol, Joe Layburn) berichtet ein Flüchtling aus Nordkorea über dortigen Kannibalismus aus Hungersnot. Dieser Bericht soll nach Angaben des Films von mehreren Flüchtlingen bestätigt worden sein. Den Aussagen zufolge werde das Fleisch auf dem Schwarzmarkt als Schweinefleisch verkauft.
6. Charlie Chaplin, *Modern Times*, 1936.
7. Johann Gottfried Schnabel veröffentlichte die vier Teile des Romanes *Insel Felsenburg* von Johann Gottfried Schnabel 1731, 1732, 1736 und 1743 in Nordhausen unter dem Pseudonym Gisander.
8. Jonathan Swift: *Gulliver's Travels*, 1726.
9. Ausführlich hierzu: Winfried Nerdinger (Hrsg.): *Architektur wie sie im Buche steht. Fiktive Bauten und Städte in der Literatur*, Architekturmuseum der Technischen Universität, München 2007.
10. Jewgenij Samjatin: *Wir*, 1930 (aktuelle deutsche Ausgabe: Köln 2006, mit einem Nachwort von Jürgen Rühle).
11. Aldous Huxley: *Brave New World*, 1932; George Orwell: *1984*, 1949.
12. Vgl. <http://www.heise.de/tp/r4/artikel/27/27118/1.html> (10.09.2008).

IT'S PEOPLE!

ON THE FILMIC AND LITERARY CONTEXT OF SLAVE CITY

Sabine Maria Schmidt

Exactly 72 people can be accommodated in a *CallCenter* unit, a wood-and-metal construction containing narrow pallets to sleep on, table surfaces for computer terminals, and washrooms. Its utilisation basis is a strictly regulated daily rhythm for the participants (as the occupants are known) of seven hours for sleep, seven for work in the *CallCenter*, seven for agricultural labour or work in the services sector within the city and three hours for relaxation. 32 such units on each floor of a nine-storey building means a total capacity of 20,736. Each of these blocks is surrounded by agricultural land for the production of food. Atelier Van Lieshout calculates enough units to provide accommodation for 248,832 residents. Next door to the separate, guarded *CallCenter*-zones there is a public sector with a large shopping centre, a museum, brothels, a hospital (for transfusions and transplants) a sports centre and an airport. A surveillance team of 5,437 is planned for the guarding, care, organisation and execution of the participants. This team is accommodated in various dwellings ranging from 70 to 350 square metres in area, depending on rank.

Only six percent of the participants are – according to projection calculations – suitable for work. The rest can be “recycled” in various ways. The working participants turn out to be economically productive for the unit for approximately three years, after which they are recycled. Every human body contains an average of six litres of blood, 26 organs that can be transplanted and 35 kilos of meat that can be consumed by the other inhabitants.

The city is able to fulfil its entire needs for energy, food and water. The main source of energy is biogas, which is primarily gained from the excrement and other refuse of the participants: the calculation is 0.4 kg of gas per inhabitant per day. Water comes from natural sources and circulates within closed circuits. This city requires an area of approx. 49.37 square kilometres. Such an expanse could be acquired for around €331,301,070. If a total investment of €1,540,000,000 is offset against the expected income, an annual profit of €7,500,000,000 can be made.¹

Apart from its highly promising financial revenues the city also has a geopolitical upside: breaking the taboo against recycling human beings could begin to address the global problem of overpopulation. The intensively used, yet delimited acreage of *SlaveCity* would considerably reduce ecological pressure. Culture, entertainment and erotic pleasure would be confined to the periphery by means of a comprehensive infrastructure. Atelier Van Lieshout assumes it will take another ten years or so for the moral, political and ethical objections to such a city to be overcome and the building of the first *CallCenter* to become possible.

SlaveCity is the name given to a series of models, designs, paintings and objects relating to a complex fictional urban system. This series makes reference to historical forms of extreme and absolute slavery, exploitation and annihilation such as the European concentration camps of the Second World War (see the article by Wouter Vanstiphout) and to numerous artistic, literary and filmic models, without necessarily quoting them directly. The conception of *SlaveCity* also marks the systematic further development of a work in which everything is interwoven, and which Lieshout would like to be understood as a “saga”. In 2003, for example, it gave rise to the extensive installation *The Technocrat*, in which a closed circuit of food, alcohol, excrement and energy is

constructed. Like a cog in a machine the human being provides the raw material for the production of usable biogas. Lieshout gives instructions in colourful, consumer-friendly flyers and encourages visitors to use the facility. As always, censure of the perfidious, dehumanising technology is ambivalent, while the installations of Atelier Van Lieshout also demonstrate the self-sufficiency, inventiveness and design of a “brave new world”.

Atelier Van Lieshout cultivates the state of emergency, provocatively exploits symbolic values, undermines official regulations and mixes generally binding political, ideological or social attitudes to hybrid innovations that render one speechless. Is it all supposed to be feasible? Are we meant to take it seriously? With its collision of very different systems, values and contradictions (art and architecture, morality and immorality, efficiency and waste, rough wood and soft fibre-glass, rationality and irrationality, rejection and glorification of the body) the work always ends up in indissoluble contradictions. Is this criticism or simply a sarcastic statement about our moral *conditio humana*?

In *SlaveCity* Atelier Van Lieshout violates symbolic taboos, sometimes with profound humour, sometimes in a morally indefensible way. One of the most shocking of these violations is a technologically perfected cannibalism, disguised as recycling, which forms the basis of the system. In *SlaveCity* no cry of desperation can be heard, as in the famous final scene of the film *Soylent Green* (1973): “It’s people ... They’re making our food out of people.” Here the detective Robert Thorn (Charlton Heston), while investigating a murder and in search of an old friend, discovers that bodies from an euthanasia clinic are being transferred to the city’s refuse-recycling facility and turned into the sought-after *Soylent Green* – tasty wafers only available on Tuesdays. This science-fiction film of the novel *Make Room, Make Room*, by Harry Harrison, was the first eco-thriller about the problems of the excessive use of finite natural resources, pollution, global warming and overpopulation. It was released exactly a year after the Club of Rome report on *The Limits to Growth*.²

The forced exploitation of the human body was also dealt with by Rainer Erler in his television thriller *Fleisch*, produced in 1979 for ZDF, which was a deep shock to most of its audience. Mike and Monika are on their honeymoon when Mike is kidnapped from their hotel. Aided in the search for her husband by a truck driver, Monika tracks down an international syndicate involved in a large-scale trade in human organs. In a special clinic in Roswell, New Mexico organs are forcibly removed from drugged tourists by an unscrupulous surgeon and sold for a great deal of money to wealthy patients via organ banks.³ Like Lieshout, Erler illustrates our fears about medical technology, calls them up from the subconscious and anticipates possible issues constraint and choice. Reports of the illegal trade in organs today – above all in South America, India, China and other Asian countries – are witness to the relevance of such concerns.⁴

Lieshout’s biogas- and energy-producing facilities are deliberately kept more abstract than their filmic models. The merciless exploitation of the human being in all his aspects is mechanised and technologised, but it is no longer the act of a scrupulous perpetrator or dictator, rather than of a logical system with a life of its own. The most unfathomable thing about the ideational world of *SlaveCity* is the fact that it does not represent an inevitable, inescapable dystopia (such as might follow an atomic war or environmental catastrophe), but an entirely thought-out, laissez-faire, profit-maximisation scheme that could plausibly be realised and in certain aspects has already become reality: forced labour, camps, prostitution and new forms of slavery are some of the horrendously

widespread violations of human rights that are tolerated because of economic interests. Ecologically correct cannibalism does not exist, but it certainly occurs where there is hunger.⁵

Contemporary films like the Wachowski brothers' *Matrix* (1999) have conjured up far more gruesome images than Charlie Chaplin's (still smiling) tramp being fed during his shortened lunch break by an "automatic staff feeder" after becoming caught up in the wheels of an uncontrollable machine.⁶ The new Taylorist working world criticised by Chaplin, and the mass unemployment resulting from the world financial crisis, has in *Matrix* given way to the "inverted" globalised technologicalisation of an out-of-control artificial intelligence in which human beings are bred as batteries for machines. Fritz Lang's classic *Metropolis* (1927) comes to mind, as does a recent film by Michael Bay, *The Island* (2005), in which cloned copies of human beings are raised as living organ depots in a tropical paradise.

Lieshout's *SlaveCity* functions differently from these science-fiction visions, as it provides physical models for realisable units in human proportions which are individually designed and can be built by their users. *SlaveCity* occurs in real space; you can enter it. Lieshout's sculptures, drawings and installations tend only to indicate the monumental conceptual level while exactly realising numerous miniaturised details. This makes them human once again, and controllable. The space between these dimensions – the monumental and the miniaturised – remains within the imagination of the viewer, the "crime scene" of his fears, fantasies and recollected images. These could just as easily come from the world of literature, to whose traditions *SlaveCity* also clearly refers.

Felsenburg Island, one of the most popular novels of the 18th-century, was Johann Gottfried Schnabel's draft of a rural, self-sufficient infrastructure.⁷ Schnabel's ideal state foreshadows Lieshout's *AVL-Ville* to the extent that it describes the attractions of a tranquil life of material plenitude and self-determination. The downfall only begins with the modernisation of the Felsenburg and the expansion of the community onto the neighbouring island.

Jonathan Swift's flying island Laputa is regarded as one of the first literary science-fiction-visions.⁸ Its unworldly inhabitants live from the exploitation of the island of Balnibarbi, and the literary device is a reference to the brutal colonisation of Ireland by England. Swift mocks the optimistic, rational utopias of Thomas More or Francis Bacon and satirises the dogmatisation of the "great whore of reason"; his detailed descriptions of technical workings create an impression of scientific plausibility.

Towards the end of the 19th century Jules Verne's urban visions were informed by ideas about the ideal garden city and the modern industrial centre. Affected by the war of 1870/71, he contrasted the two concepts in *The Begum's Fortune* (1879): while the Germans create a frightening, highly mechanised weapons manufactory called Stahlstadt, the French are developing an idealised France-Ville adapted to the needs of 100,000 citizens. Verne's novel is impressive in its inventive love of detail, a quality that also characterises the models of Atelier Van Lieshout. Positive utopias like Werner Illing's *Utopolis* (1930), which urges the application of technical achievements towards a better and fairer world, are more difficult to find.⁹ That we are disinclined to accept the ironically positive and reasonable side of Lieshout's ambivalent designs can be understood in the light of a consistently dystopian literary tradition.

Yevgeny Zamyatin's *We* is one of the great visionary novels of the 20th century, alongside those of George Orwell and Aldous Huxley, who were both significantly influenced by their Russian colleague. In 1920, disappointed by the revolution, Zamyatin (1884 – 1937) created a nightmarish portrait of a totalitarian state. *D 503*, citizen of the One State and designer of the rocket space ship Integral, reports in his diary of life in a radiant, transparent crystal city whose citizens are uniformed numbers. Everything from work to love is strictly organised according to mathematical principles; every emotion is observed and controlled. But *D 503* discovers within himself shadowy desires from long-forgotten times – he has developed a "soul". The entire soulless order of his technical world is threatened with collapse.¹⁰ A set of rules minutely defines the inhabitants' daily routine. Millions of people, as one, at the same moment, spoon their artificial naphta food into their mouths; they all start work instantaneously, visit auditoria for training, etc. Even their love life is regulated: every number receives pink coupons for sexual encounters with allocated numbers according to exact hormonal analysis. The parallels to *SlaveCity* are obvious.

Aldous Huxley wrote *Brave New World* twelve years later. *The Great Benefactor of the One State* (in Zamyatin's book) has given way to the *Controllers of the World State*. Twenty-eight years after reading Zamyatin, George Orwell invented *Big Brother*, who watches over Eurasia.¹¹ While Huxley and Orwell lucidly delineate modern capitalism and political totalitarianism, Zamyatin hints at other repressive systems: both the communist and National Socialist dictatorships, motherhood norms, operative invasion into personality structures and weapons of mass destruction. In its many-layered ambiguity this novel is closest to Atelier Van Lieshout: totalitarianism – whether systematic, structural or political – is always the expression of a technologised world. Sameness and standardisation are reflected in all the designs in an overall urbanist architectural unity.

An entirely ecologically conceived and "politically correct" urban model qua Lieshout has recently been presented to the press elsewhere, as if utopias would now only exist in the real world: in 2006 Sir Norman Foster began building a 15-billion-dollar "zero-emissions city" in Abu Dhabi – and it does speak for the farsightedness of the oil-rich Emirates that they are thinking about "renewable energy". The city is designed for 50,000 inhabitants and is situated in the middle of the desert where there are no sources of water and the temperature can rise to 50 degrees Celsius. The idea is to erect a traditional, closely built-up, car-free, pedestrian-friendly city, with narrow, shady streets and a wall around it, which will produce neither emissions nor refuse and be entirely supplied by renewable energy (primarily solar). Cooling will be carried out by wind power, the distance to the nearest public transport will never be more than 200 metres, drinking water will be obtained by solar-operated desalination plants, the houses will not have more than five storeys, the city's parks and surrounding fields will be watered by industrial water and sewage. This new city would of course also like to become attractive as a centre for research and technology, and as a free-trade zone, intends to pay its builders adequate wages, etc. etc.¹²

Michel Foucault developed the idea of spaces that reflect social relations in a particular way, i.e. by representing, denying or reflecting them. These spaces are either unreal, as is the case with utopias and dystopias, which occur primarily in novels or films – a utopia is thus a fictitious, virtual space, either countering or perfecting the real social situation; or they are real, actually existing places which are – some more, some less – physically accessible; or they are "heterotopias", operative spaces that are linked to the organisation of society, as an abutment or counterpoint, so to speak. Common to all heterotopias is that their social meaning is not static, but can change in the course of their continued existence.

In this sense Lieshout's heterotopia is a complex discursive space that simultaneously embodies what it criticises. The designs are as playful, imaginative and emancipatory as they are fabulous, vivid and full of references. The lightness and colourfulness of many of the models, their form and material, reverse their actual character. Well designed, attractive things turn out to be bad in the light of their intended use, e.g. the *University for Women. Sportopia* (2002) looks like an individual, private sport studio, the *Disciplinator* (2003) like a summer holiday camp, but it is not easy to foresee how, or to what purpose, these facilities are to be utilised. Toilets and composting plants are colourfully and elaborately designed, as are feeding and waste-disposal systems, equipment that usually features the same unchanging sober industrial design. Life within *SlaveCity* is depicted in illustrative, sometimes comic-like drawings. Apparently harmless figures beat each other up, abuse themselves or look after one another. In the figurative sculptures, which have a special context within the work, Lieshout remains true to the iconographic tradition. In previous years they primarily had to do with eroticism and desire, but the recent works show a concentration on the oppressed and the weaknesses of human character: *De Pineut/The Dupe* (2007) or *The Coward* (2006).

The Emaciated recalls Wilhelm Lehmbruck's *Der Gestürzte* (Fallen Man) (1915/16), *Hanging Men* (2008) evokes scenes from Jaques Callot's *Hanging Tree* (1633) and the *Desastres de la Guerra* (1810-1814) by Francisco José de Goya y Lucientes. According to the artist the *Hanging Men* should also be seen as a self-portrait reflecting his experience of the failed *AVL-Ville*, the free state proclaimed in Rotterdam. The drawings and sculptures also contain references to sacred imagery such as the beheading of *St John the Baptist*, the *Virgin of Mercy*, the *Crucifixion* and the *Deposition From the Cross*. The beginning and end of life, and their symbolic representation as egg and skull, are given contemporary form as spermatoid and ovular brothels and disembowelled splatter-figures.

Despite the horror scenarios a mischievous, irrepressible vitality and individual power can always be felt. Lieshout's work initially arises from a desire to understand physical cycles, to reconstruct them and transfer (subversively) their metaphorical and functional content onto other systems. What do the body's organs look like? Why do they look the way they do? How can we develop them further? How can human bodily fluids be exploited and disposed of? Is *SlaveCity* also a comprehensive metaphor for the body in that case? A psychological model? There is much to suggest this. In Atelier Van Lieshout's *Autocrat* (1997), one of the first mobile homes, in which every detail was produced by the atelier, there is both a sleeping and a slaughtering corner, a planting and a killing corner. To achieve autonomy, and to protect it, this advocate of urban Robinson Crusoe-ism also constructed a weapon- and bomb-making workshop. Despite all the arts of survival and independence, human beings leave their traces even in this system. "Only once people are able to completely dispose of their waste themselves are they actually independent of the state," said Lieshout in conversation.

Lieshout combines a comprehensive imagery of the body with everyday reality; he pictographically transfers ideas and systems into his objects, shows bodily processes as social ones. Is the body the beginning and end of all things here? We are bound to it, yet it is also our protection. The dystopia of total physical control in *SlaveCity* therefore also contains the possibility of physical emancipation. Here art also enables the exemplified realisation of the potential of evil. Atelier Van Lieshout is able to restate the shadow realm of physical conditionality and depravity in a diversely expanding, architectural and visual language, to raise

issues of economic and ecological relations while retaining the human being as the "measure of all things". In this sense Atelier Van Lieshout – as Zamyatin and Verne – is an excellent observer and proponent of direct and indirect speech.

Peter Weiss once remarked that ethics were the aesthetics of the future. Atelier Van Lieshout's aesthetic figurations also reflect possible ethical conditions. The atelier's innovations are a means of discovering the world in which we live, which they show through the prism of how they are: change-worthy.

1 All figures according to Atelier Van Lieshout, Rotterdam 2007 and the business plan (ill. p. 248)

2 Harry Harrison wrote *Make Room, Make Room* in 1966

3 Michael Crichton's American thriller *Coma*, 1978, also deals with the criminal trade in organs

4 Cf. Thomas Kistner, *Die Toten von Leticia*, Munich, 2003, on organ theft, cocaine smuggling and man-hunting in Columbia

5 Apart from its archaic and ritual forms, history is full of examples of cannibalism following shipwreck, plane crash or in war-time. In the documentary film *Children of the Secret State* (200, Ahn Chol, Joe Layburn) a refugee from North Korea gives an account of cannibalism there because of famine. According to the film this was confirmed by several refugees, who said that the meat was sold as pork on the black market

6 Charlie Chaplin, *Modern Times*, 1936

7 Johann Gottfried Schnabel published the four parts of his novel *Felsenburg Island* in 1731, 1732, 1736 and 1743 in Nordhausen under the pseudonym of Gisander

8 Jonathan Swift, *Gulliver's Travels*, 1726

9 For more detail cf. Winfried Nerdinger (ed.), *Architektur wie sie im Buche steht. Fiktive Bauten und Städte in der Literatur*, Architekturmuseum der Technischen Universität, Munich 2007

10 Yevgeny Zamyatin, *We*, USSR 1930 (current English edition in Penguin Books, London 1993)

11 Aldous Huxley, *Brave New World*, 1932; George Orwell, *1984*, 1949

12 Cf. <http://www.heise.de/tp/r4/artikel/27/27118/1.html> (10.09.2008)

SADE, FOURIER, LOYOLA, VAN LIESHOUT

Wouter Vanstiphout

Ist die *Stadt der Sklaven* eine scharfe Attacke auf eine Gesellschaft, die Menschen aus reinem Profitstreben benutzt und in „Verbraucher“ und „Verbrauchte“ unterteilt? Ist sie als Kassandrарuf, als Warnung vor den größtenwahnsinnigen Ambitionen moderner Stadtplaner, radikaler Ökologen und anderer gesellschaftlicher Utopisten zu verstehen? Oder sollten wir kritischer sein und Joep van Lieshout als Künstler entlarven, der mit den Hypes und erogenen Zonen der Kunstindustrie zu spielen weiß: ein Mann, der noch nicht einmal davor zurückschreckt, den Holocaust als verkaufsträchtigen Schockeffekt für seine Arbeit zu nutzen?

DE SADE, FOURIER, VON LOYOLA

In *Sade, Fourier, Loyola* konzentriert sich Roland Barthes¹ nicht auf die verschiedenen Eigenschaften der drei Autoren, sondern untersucht, was sie gemeinsam haben und bezeichnet diesen Grad von Gemeinsamkeit als maßgeblich: anstelle von Sex und Glück bzw. Gott setzt er den Zwang zu zählen, zu kategorisieren, zu klassifizieren, zu systematisieren, zu organisieren und darzustellen. Barthes beschreibt den irrsinnigen Ablauf perverser Akte, der in Sades *Justine* einer Gruppe von Libertins in einem theatralisch inszenierten Raum berichtet wird; er beschreibt Fouriers unendliche Auflistung von Kategorien der Liebe, des Essens, des Geldes, der Arbeit und so weiter – und ihre Neuordnung in seinen *Phalanstères*; und er stellt auch Ignatius von Loyolas Exerzitienbuch von Minute-zu-Minute, Stunde-zu-Stunde, Tag-zu-Tag, Woche-zu-Woche dar: den Versuch, Gott durch die Nennung seines Namens und durch Gebete näher zu kommen sowie durch Gedanken an ihn in jedem Moment der Übungen. Indem Barthes in einem schmalen Bändchen die Texte der Autoren nebeneinander erörtert, verlagert er den Fokus, der normalerweise auf die einzelnen Autoren gerichtet wird, ihren historischen Kontext, ihre philosophische Position, ihre berufliche Tätigkeit und ihre persönliche Obsession. Was als Hauptthema ihrer Bücher schien, wird lediglich zum Attribut, einem Vehikel der wahren Obsession: Taxonomie, Ordnung und Organisation.

Es wäre interessant, Atelier Van Lieshouts entstandene Arbeit als perfekte Kombination aus de Sades perverser Mikrokosmos und Fouriers sozialer Utopie zu betrachten. Konzentrierte man sich dabei jedoch auf thematische Gemeinsamkeiten, würde man das Wesentliche von Barthes Ansatz nicht begreifen. Ich möchte daher Barthes Beispiel folgen und den thematischen Aspekt von Atelier Van Lieshouts Projekt – einschließlich möglicher Verweise und Bedeutungen – von der Methodik, den Werkzeugen und den Strukturen der Arbeit trennen. Eine solche Analyse offenbart, was Atelier Van Lieshout mit de Sade, Fourier und von Loyola tatsächlich gemeinsam hat, nämlich die verrückte Kybernetik und das Kalkulatorische des Ansatzes, die fast schon wissenschaftliche Konzentration auf jedes Detail ihrer Konstruktion. Mit diesen Ähnlichkeiten im Sinn, können wir uns vorstellen, dass Barthes, so er noch leben würde, eine erweiterte Version seines Buches schreiben könnte mit dem Titel: *Sade, Fourier, Loyola & Van Lieshout*.

Es gibt jedoch einen maßgeblichen Unterschied, der die Kosmologien von Atelier Van Lieshout von jenen de Sades, Fouriers und von Loyolas trennt: das 20. Jahrhundert. Sades, Fouriers and Loyolas Systeme waren in ihrer Zeit einzigartig: Inseln der Ordnung in einem Ozean der Kontingenz. Ihre Welten existierten geistig und unterschieden sich auf radikale Weise von der Welt, in der sie lebten; wir könnten sie als „Parallelwelten“ beschreiben, Alternativen zur Realität, die sie unbefriedigt ließ. Zudem waren sie wahrhaftig neu: Niemals zuvor hatte jemand solche Orte erdacht oder erträumt.

Die *Stadt der Sklaven* könnte unterschiedlicher nicht sein. Atelier Van Lieshout kann aus einem ganzen Jahrhundert schöpfen, in dem wahnhafte Klassifikation und Kategorisierung – wie sie von Barthes in *Sade, Fourier, Loyola* dargestellt wird – ihre Verkörperung in Tausenden von gebauten Dörfern, Städten und ganzen Landschaften fand. Aus diesem Blickwinkel betrachtet ist die aus einem Jahrhundert der allgegenwärtigen Realität destillierte Arbeit Atelier Van Lieshouts als alt anzusehen. Vom Beginn dieses Jahrhunderts an wurden in einer „weltweiten Verschwörung“ aus Anarchisten, Kommunisten, christlichen Sozialisten, aufgeklärten Kapitalisten, Nationalisten und Faschisten radikale Alternativen zu den industriellen Städten des „Laissez-faire“ geschmiedet. Diese Gruppierungen hatten einige gemeinsame Ziele: absolut neue und stabile Gemeinden außerhalb der existierenden Städte zu schaffen; diese Alternativen als universell anwendbare Modelle zu unterteilen, zu klassifizieren, zu ordnen, zu zählen, zu messen, aufzulisten, zu präsentieren und sie umzusetzen. Bevor wir zu Lieshouts *Stadt der Sklaven* zurückkehren, scheint es geboten, dem 20. Jahrhundert noch einen kurzen Besuch abzustatten: dem Zeitalter der kommunitaristischen tabellarischen Kalkulation, das tatsächlich existierte.

HOWARD, DUANY, VAN LIESHOUT

Das erste und berühmteste Modell dieses Typus einer neuen Stadt erschien in *Garden Cities of Tomorrow* (London 1898), ein von dem damals verarmten Londoner Stenografen Ebenezer Howard geschriebenes Buch.² Howard war überzeugt, dass die Lösung urbanistischer Probleme darin lag, die guten Aspekte von Städten zu bewahren (Beschäftigungsverhältnis, Kultur, Einkauf, öffentliches Leben) und alles Schlechte (Armut, Anonymität, Ausschweifungen) zu eliminieren, um erstere mit den guten Merkmalen des Landlebens zu verbinden (Gesundheit, enge Bindungen, Ruhe) und dessen Negativaspekte (wenig Arbeitsplätze, mangelndes öffentliches Leben, Isolation) zu beheben. Das Ergebnis wäre die ideale Gartenstadt. Howards Gartenstädte bestanden aus Häusern, die sich zu Nachbarschaften aus so genannten „Wards“ (dt. Stadtbezirken) zusammenfügten. Jeder Stadtbezirk hatte 5.000 Einwohner, großzügige Grünflächen, eigene Schulen, Läden, Kirchen und andere kommunale Einrichtungen. Sechs Stadtbezirke bildeten eine Stadt mit 30.000 Einwohnern: die maximale Größe eines Ortes mit ausgewogener Geburten- und Todesrate, einer ausreichenden Anzahl kommunaler Einrichtungen, einem guten Sozialklima, einer angemessenen Anzahl von Grünflächen, dem erwünschten sozialen Profil und idealen Ausmaßen. Die Summe bildete Howards Gartenstadt, eine Einheit, die eine Fläche von 4,05 km² erforderte. Sechs dieser Einheiten – plus einer zentral gelegenen, zweimal so großen Stadt mit doppelter Bebauungsdichte – verbanden sich zu einer „sozialen“ Stadt von bis zu 250.000 Einwohnern. Diese wurde als wagenradförmig angelegtes Einzugsgebiet dargestellt, mit Dörfern und Infrastruktur in ausgedehnten Grünflächen, mit Heimen für Alkoholiker, Fabriken, Krankenhäusern, Bauernhöfen und im Grünen verborgenen Friedhöfen.

Howards Entwurf wurde schnell von einer wachsenden Anzahl von Architekten, Sozialreformern, Politikern und Gestaltern aufgegriffen. Sein Konzept führte zur Schaffung von partikular und vollständig realisierten Städten und Dörfern: von Letchworth (England) bis zu Radburn (New Jersey), von neuen Orten im faschistischen Italien bis zu kommunistischen Siedlungen in Sibirien. Es bildete sich ein internationaler Konsens darüber, wie eine Stadt zu bauen sei. Die größte Welle ist nach dem Ersten Weltkrieg zu beobachten, als Städte der Moderne und des sozialistischen Realismus über den ganzen Erdball verteilt entstanden, wobei ihnen völlig unterschiedliche Ideologien zugrunde lagen und eine noch größere Bandbreite an architektonischen Formen; alle beriefen sich jedoch treu auf Howards grundlegenden Entwurf. Interessanterweise wurde das Modell nicht vereinfacht, um den Anforderungen verschiedener politischer Auffassungen, Regionen oder Ökonomien gerecht zu werden, vielmehr

wurde er es in größter Dichte und Präzision umgesetzt, als ob die molekulare Struktur von Howards Schema durch super-kontrollierte, sozial-urbane Komponenten erweitert worden wäre. Sozialistisch oder kapitalistisch, neoklassizistisch oder hochmodern, alle urbanen Modelle basierten auf dem gleichen Typus eines hierarchischen Schemas von Haus, Nachbarschaft, Kleinstadt und Stadt. Und alle beruhten auf einer Nachbarschaft von 50 bis zu 100 Wohnhäusern, einer Kleinstadt mit 15.000 bis zu 30.000 Einwohnern und einer Stadt von 200.000 bis 250.000 Einwohnern. Alle Modelle boten eine grüne Alternative zur Stadt, verwandelten niedrige ländliche Grundstückspreise in günstige Mieten und verdichteten die Komplexität urbanen Lebens in hermetische Schemata und Entwürfe. Ihr Schematismus macht sie zu direkten Nachfolgern der manischen Ordnung von Sade, Fourier und Loyola. Howards Ordnungssinn hat dabei nicht nur Millionen von Menschen zu lebendigen Umgebungen verholfen, ihm liegt offenbar auch eine Superlogik zugrunde, die so allgegenwärtig geworden ist, dass sie hinter den verschiedensten Ausprägungen von Städten und den unterschiedlichen politischen Ideologien, aus denen sie entstanden ist, unsichtbar geworden ist.

Als treffendes Beispiel für einen technokratischen Urbanismus dient die Bewegung des „New Urbanism“ (dt. neuer Urbanismus). Von 1980 an baute das in Florida ansässige Büro von Duany Plater Zyberk Kleinstädte, die die einzige Alternative zu den auswuchernden Vorstädten zu sein schienen. Diese Kleinstädte verfügen über kommunale Einrichtungen, öffentliche Verkehrsmittel, eine traditionelle kohärente Architektur für unterschiedliche Einkommensverhältnisse und einen sicheren, schlicht gestalteten öffentlichen Raum. Im Bemühen, Kommunen im In- und Ausland zu helfen, „Städte nach dem Vorbild der ‚New Urbanist‘ Bewegung zu bauen“, vertreibt Duany Plater Zyberk einen so genannten *Smart Code*, eine Art urbane Shareware. Diese nahezu 100 Seiten umfassende PDF-Datei besteht aus Hunderten detaillierter Modelle, die zeigen, wie eine Stadt gebaut werden soll: stets vom Zentrum ausgehend und in die ländliche Umgebung ausgreifend. Die Datei umfasst strenge Vorgaben für das Verhältnis von Dichte und Distanz. In *Smart Code* werden kommunale Einrichtungen, öffentlicher Transport, die Anzahl von Anwohnern pro Nachbarschaftseinheit, die Zeit für den Fußweg vom Zuhause zur Schule usw. erörtert. Es stellt ein umfassendes Finanzierungsmodell vor, das alle Aspekte wie steuerliche Anreize, Grundstückspreise, Grundsteuern und Steuervorteile für Erstkäufer berücksichtigt. Auch dieses Konzept beruht auf der hierarchischen Logik von Haus, Nachbarschaft, Kleinstadt und Stadt. Man erkennt die gleiche Grundstückspreisökonomie wieder, ebenso die vertraute kalkulatorische Haltung, mit der der Architekt einen vollständigen und hermetischen Mikrokosmos aus Regeln und Bestimmungen, Mengen und Entfernungen, Gebäuden und Menschen schafft. Die Vorstellung, dass das planerische Konzept „Stadt“ jenseits ihrer Existenz als künstliches Produkt jedes einzelne Detail urbanen Lebens und urbaner Ausgestaltung abdecken kann, ist nach wie vor sehr verbreitet.

Howard, Duany, Van Lieshout könnte in der Tat der Arbeitstitel für eine Fortsetzung von *Sade, Fourier, Loyola* sein. Darin würde offenbart, dass sich hinter all den scheinbar gegensätzlichen Weltansichten und architektonischen Stilrichtungen, die das Lebensumfeld des Stadtbewohners des 20. Jahrhunderts bestimmt haben, lediglich ein versteckter Code verbirgt – oder sollen wir es als zwanghaften Ordnungstrieb bezeichnen, der so tief in der Gesellschaft verwurzelt ist, dass wir ihn kaum zu erkennen vermögen. Es ist, als ob die geistigen Konstrukte, die Barthes beschreibt, es geschafft hätten, das Gehirn und die Bücher ihrer Urheber zu verlassen, sie Realität geworden seien und die Welt erobert hätten.

HIMMLER, CHRISTALLER, VAN LIESHOUT

Nun wäre es interessant, näher zu definieren, wo und wie Atelier Van Lieshout sich den versteck-

ten Code, dem es in der *Stadt der Sklaven* so getreu folgt, erschlossen hat. Wie Joep van Lieshout wiederholt betonte, erhielt er erste Anregungen für seine Arbeit durch das sorgfältige Studium der osteuropäischen Vernichtungslager, die während des 2. Weltkriegs existierten. In der akribisch genau organisierten Ökonomisierung der Körper – der toten und der lebendigen – dem System der Kasernen, Eisenbahntrassen und Torhäuser, in den endlosen Listen der Shoah-Manager hat van Lieshout einen Weg gefunden, seine vorangegangenen Themen zu verbinden und sie gleichzeitig auf eine neue Ebene zu führen. Frühere Projekte waren u.a. *Der Technokrat*, *Der Disziplinator* und *Total Faecal Solution*. In diesen Installationen dienen die Menschen als Rohmaterial oder werden wie Zahnräder in Maschinen zur Produktion von biologischen Gasen verwendet. Nahrung wird hinein- und Fäkalien wieder herausgepumpt; um die Menschen bei Laune zu halten, wird auch Alkohol dosiert. *Der Disziplinator* stellt Menschen in einem Holz- und Stahlkäfig zur Schau, wo sie sich tagsüber viele Stunden mit unnützer, aber schwerer Arbeit abmühen, indem sie mit Nagelfeilen Holzscheite zu Sägespänen verarbeiten, bis sie schließlich gefüttert werden und in ihren Stockbetten endlich schlafen gehen können.

Im krassen Gegensatz dazu lebten zuvor die anarchisch-autarken Gemeinschaften im *AVL-Ville*- oder dem *Almere-Projekt*. Die Bewohner der AVL-Kommune stellten Häuser, Kunst, Nahrung, Drogen und Waffen selbst her und unterstanden keiner nationalen Rechtsprechung mehr. Im Rotterdamer Hafen existierte die AVL-Gemeinschaft tatsächlich für einige Monate. Nach endlosen Behinderungen durch die Inspektionen der holländischen Behörden wurde sie aber letztendlich aufgelöst.

Der Einfluss von Holocaust-Literatur und der Besuch von Konzentrationslagern war bereits in früheren Installationen sichtbar, besonders in *Total Faecal Solution*. Ab einem bestimmten Zeitpunkt jedoch scheint Atelier Van Lieshout seine Aufmerksamkeit auf die Bürokratie, die bei der Planung der Lager notwendig war, gelenkt zu haben und untersuchte, wie diese Lager als flächendeckende Gemeinschaften verstanden werden können. Es gibt keinen Hinweis darauf, dass Atelier Van Lieshout sich intensiv mit der Geschichte der Gartenstädte oder der Urbanisierung im 20. Jahrhundert beschäftigt hat. Und doch kommt das resultierende Projekt den idealen Städten Ebenezer Howards und dessen Nachfolgern gespenstisch nahe.

Es gibt einen einfachen und gleichwohl unbequemen Grund für die Ähnlichkeit. Die Konzentrationslager, deren Funktionsweise Atelier Van Lieshout untersucht hat, wurden mit der gleichen Logik und organisatorischen Akribie geplant, die auch die neuen Städte des 20. Jahrhunderts aufweisen, seien es Gartenstädte oder der Städtebau des *New Urbanism*. Fritz Ertl, am Bauhaus ausgebildeter Architekt und Erbauer des Lagers Auschwitz, konstruierte mit den Blockbetten beginnend genau dasselbe. Ein Mauervorsprung fasste vier Pritschen, davon waren drei mit dem niedrigsten Abstand, der für Etagenbetten möglich ist, übereinander gelegt. Insgesamt gab es in einer Baracke 62 Etagenbetten und 174 Barackengebäude ergaben einen Sektor für die sowjetischen Kriegsgefangenen. Das Vernichtungslager fasste insgesamt 200.000 Menschen, die sich auf vier Bauabschnitte verteilten. Jeder Bauabschnitt umfasste sechs Lagereinheiten.

In einer Einheit befanden sich 10.000 Insassen. Robert Jan van Pelt, holländischer Architekturhistoriker und Holocaust-Experte, hat darauf hingewiesen, dass die immanente Logik von Auschwitz einen wesentlichen Bestandteil des so genannten *Generalplan Ost* für die annektierten Gebiete Westpolens und letztendlich für den gesamten Lebensraum bis hinter den Ural darstellte. Dieses Gebiet sollte von den letzten menschlichen und topografischen Spuren polnischer und sla-

wischer Bevölkerung bereinigt und in eine ideale Kulturlandschaft des Nationalsozialismus verwandelt werden. Himmler, der die gesamte Planung für dieses Gebiet überwachte, mobilisierte Deutschlands intellektuelle Eliten und Planungsingenieure. Walter Christaller, berühmter Geograf und Vater des *Systems der zentralen Orte*, wandte seine Methodik auf diese Region an. Nach Christaller besteht eine ideale Region aus sechs kleinen Ortschaften, von denen eine einen Markt anbieten muss; sechs Ortschaften mit einem Marktplatz benötigen in ihrer Nähe eine Kleinstadt; sechs Kleinstädte wiederum werden einer Großstadt zugeordnet ... So entsteht ein Muster sich überlappenden Sechsecken, die sich die zentralen Flächen auf jeder Ebene des Maßstabes teilen. Teile dieses Konzeptes basieren auf Gottfried Feders *Theorie der idealen räumlich-ökonomischen Struktur von Städten*. In seiner Zeit als Professor für Städteplanung an der Technischen Universität in Berlin verfasste Feder, einer der führenden Wirtschaftsideologen der NSDAP, die Schrift *Die Neue Stadt* (1939). Seine Vision dieser neuen Stadt sah eine perfekte Verbindung von ländlichen und städtischen Elementen vor. Mit einer Fläche von 2,78 km², 1,13 km² davon Wald, sollte sie auf billigem Agrarland errichtet werden und Raum für 20.000 Menschen bieten. Hierfür wurden Gesamtkosten von 50.000.000 Reichsmark beziehungsweise eine Investition von 2.500 Reichsmark pro Person veranschlagt. Die kleinste Einheit der Stadt bildete das Einfamilienhaus. Diese Häuser sollten in Wohnblocks zusammengefasst werden, die Blocks zu urbanen Zellen, diese Zellen zu Bezirken, die sich schließlich zu einer Region verbinden sollten. Das gesamte notwendige Inventar, von Einrichtungen über Infrastruktur bis hin zur Parteiführung, wurde auf jeder Ebene detailliert beschrieben.

Feders Ideen wurden vom Architekten und Planer Carl Culemann weiterentwickelt. Um den Maßstab zu verdrei- bzw. zu vervierfachen, multiplizierte Culemann die Einheiten jeweils entsprechend. Als durchschnittliche Einwohnerzahl wurden allerdings immer noch 20.000 Menschen anvisiert.

Himmler zufolge hätte der *Generalplan Ost* den deutschen Kolonialherren den schrittweisen Aufbau von perfekten, maßstabgerechten nationalsozialistischen Gemeinden erlaubt – selbst vor dem Hintergrund des ethnischen Genozides. Ein interessanter Aspekt des *Generalplans Ost* war nicht nur die Möglichkeit einer stetig wachsenden Kolonisierung der Region, denn seine Logik beinhaltete auch die Mittel für die Evakuierung der ursprünglichen Bewohner. Mehr als ein urbanistisches Konzept repräsentierte dieser Plan einen Prozess der gewalthaften Umgestaltung. Auschwitz (Oświęcim) beispielsweise war eine der ersten idealen Städte, die nach diesem System errichtet worden sind. Das Vernichtungslager Auschwitz, das Raum für die neue deutsche Bevölkerung schaffen sollte, funktionierte nach derselben Logik und hatte ein identisches architektonisches Strukturdiagramm.

Muss man in Atelier Van Lieshouts *Stadt der Sklaven* also ein Kunstwerk über Vernichtung, Ausbeutung und totalitäre Systeme sehen? Das ist nicht der vorrangige Punkt. Wir können die *Stadt der Sklaven* vielmehr als eine Ode an das 20. Jahrhundert lesen, obwohl sie vielleicht nicht als solche gemeint ist. Dieses Jahrhundert mit seiner Leidenschaft für Aufteilung, seiner Zahlenbesessenheit, seiner Zerteilungswut, seiner Liebe für Diagramme und maßgeschneiderte Gesellschaftssysteme entglitt den utopischen Fantasien einer Minderheit und wurde dadurch zum Lebens- und Todestraum einer Mehrheit. Wenn wir uns noch einmal Barthes Protagonisten anschauen, offenbart sich bei allen drei Autoren ein intensives semiotisches Gefallen an ihren Ersatzweltssystemen. Betrachten wir Ebenezer Howard, wird der leidenschaftlich optimistische und ideologische Eifer offenbar, mit dem er sich vorstellte, die Massen in das „Gelobte Land“ zu führen.

Die Nationalsozialisten waren bei ihren Planspielen von einem ähnlich ideologischen Eifer erfüllt, der schließlich zu einer primitiven und rassenmörderischen Sucht nach Expansion führte. Blicken

wir fünfzig Jahre weiter in die Geschichte, so finden wir bei den *New Urbanists* eine organisatorische Logik, die nach wie vor intakt, deren Tradition aber unsichtbar und vollkommen sinnlos geworden ist. Im Falle der Beispiele von Barthes wie auch von Howard und den Nationalsozialisten war die Ästhetik eines jeden Systems immer Ausdruck von den eigenen Ideen dieses Systems.

Duany Plater Zyberk versucht, dem modularen System der Gartenstadt heute eine andere Ästhetik überzustülpen: die der traditionellen Häuser und des beruhigenden und hübschen Milieus einer Kleinstadt. Es ist sinnlos, in solchen urbanen Systemen zu denken. Das System wird zum Werkzeug, zu einer reinen Form der Bürokratie, einer Art, Dinge zu erledigen. Es hat weder einen bestimmten Geschmack noch besitzt es eine eigene emotionale Komponente. Roland Barthes hätte sein Buch niemals über die Modellbauer unserer Zeit geschrieben. Lange Tabellen mit Zahlen, Leerstellen, Funktionen und Regeln sind mittlerweile genauso banal wie der Gebrauch eines Computers oder Stifts. Ein solch banaler Gebrauch verwandelt diese Art des Denkens in einen unschuldigen Zeitvertreib. Die Gefahr dieser Gedankengänge liegt in ihrer Pseudo-Rationalität, ihrer entpersonalisierten und entpolitisierten Allgegenwart. Sie vernebelt unsere Urteilsfähigkeit und hindert uns an einer freien Denkweise. Indem wir die kalkulatorische Methodik verwahren, nehmen wir an, dass diese zwangsläufig eine Arbeitssystematik darstellt und ein Garant für Ordnung sei. Sie gibt dem Bürokraten die Sicherheit, dass alles seine Ordnung hat.

Andres Duany verbirgt seine Tabellen hinter einer Kleinstadtästhetik, während Joep van Lieshout genau das Gegenteil zu tun scheint. Die wunderbar seltsamen und sexuellen Elemente der *Stadt der Sklaven*, wie zum Beispiel die spermazoiden und ovariellen Bordelle, die 2. Klasse-Bordelle aus Holz, die halb ausgegrabene Universität, die Skulpturen, Zeichnungen von arbeitenden Teilnehmern oder auch Tafelgeschirre verbreiten die gleiche fröhliche Höhlenästhetik, die auch Lieshouts frühere Werke auszeichnen. Hier jedoch sind wir gezwungen, sie in einer bestimmten Reihenfolge zu betrachten: als Teile einer Bürokratie, die aus Essen, Scheißen, Verpflanzen, Schlachten, Fortpflanzen, Arbeiten, Leben und Sterben besteht. Wir werden schonungslos daran gehindert, darüber zu fantasieren, ob wir diese Dinge tun würden oder nicht.

Rückblickend scheint nun auch das frühere Werk des Ateliers Van Lieshout eine Meta-Ordnung zu erhalten und Teil einer systematischen Denk- und Handlungsart zu sein.

Was aber fügt das gesamte Modell den einzelnen Elementen hinzu? Inwiefern bereichert die *Stadt der Sklaven* die Objekte und Modelle jenseits des Bezugs auf den Holocaust? Worin besteht in diesem systembasierten Denken das Vergnügen, die Leidenschaft oder der Sinn? Ich glaube, dass diese Faktoren irgendwo in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts verloren gegangen sind. Mit der Schaffung einer Über-Ordnung gibt es keine Wertschöpfung mehr, im Gegenteil, die individuellen Gestaltungselemente werden reduziert. In Lieshouts Sklaven-Projekt ist dieser Widerspruch überall angesprochen: Denn obwohl er einer Tabellenmentalität ein Podium überlässt, scheint Joep Van Lieshout sein eigenes Werk keineswegs der Freiheit beraubt zu haben, bei seinen Betrachtungen intime und immer wieder unvorhersehbare Effekte der Furcht, Lust, Verwunderung, des Ekels oder der intellektuellen Deutung hervorzurufen.

1 Roland Barthes: *Sade, Fourier, Loyola*, Frankfurt am Main 2000 (Erstausgabe 1971).

2 1902 erschien die Neuauflage seines Buches unter dem Titel *Garden Cities of Tomorrow*. (Deutsch: *Gartenstädte in Sicht*, Jena 1907).

SADE, FOURIER, LOYOLA, VAN LIESHOUT

Wouter Vanstiphout

Is *SlaveCity* a searing attack on a society that commodifies people for pure profit, split into “users” and “the used”? Is it a Cassandra-like warning against the megalomaniacal ambitions of modernist town planners, radical ecologists and other social utopians? Or should we be more critical and expose Joep van Lieshout as an artist who plays on the hypes and erogenous zones of the art industry, a man even capable of using the Holocaust to create the shock value needed to sell his work?

SADE, FOURIER, LOYOLA

In *Sade, Fourier, Loyola* Roland Barthes focuses not on the distinguishing qualities of the three authors but on what they have in common, identifying this communality as what it’s all about: instead of sex, happiness, God a compulsion to count, categorise, classify, systematise, organise and present. Barthes describes the crazy sequences of perverse acts recounted before a committee of libertines in a theatrically staged room in de Sade’s *Justine*; Fourier’s limitless listing of the categories of love, food, money, work and so on – and their reordering in his *phalanstères*; and Ignatius of Loyola’s minute-to-minute, hour-to-hour, day-to-day, week-to-week manual: his attempt to get closer to God by mentioning His name, praying to Him and thinking about Him during every single act in his Exercises. By discussing the authors’ works side by side in a slim volume, Barthes removes the focus otherwise placed on a single author, his historical context, his philosophical position, his professional discipline and his personal obsession. What seemed to be the main subjects of their books becomes nothing more than an attribute, a vehicle for the true obsession: taxonomy, order and organisation.

It would be tempting to see Joep van Lieshout’s recent work as the perfect combination of de Sade’s perverse microcosm and Fourier’s social utopia, but concentrating on what they share in subject matter would be missing Barthes’ point. I would like to follow Barthes in separating the subject matter of van Lieshout’s project, including possible references and meanings, from the methods, instruments and structures of the work. Such an analysis reveals what van Lieshout really shares with Sade, Fourier and Loyola: the crazy cybernetics of their approach, the spreadsheet attitude, the savant-like focus on the minutiae of their constructions. With these similarities in mind, we can imagine that Barthes, had he lived, might have written an extended version of his original book, this time with the title *Sade, Fourier, Loyola & van Lieshout*.

There is one major difference separating the cosmologies of Joep van Lieshout and those of Sade, Fourier and Loyola, however: that difference is the twentieth century. Sade’s, Fourier’s and Loyola’s systems were unique for their time, islands of order in a realm of contingency. Their “worlds” were cerebral and radically different from the world they lived in; we could describe them as “parallel worlds”, introverted alternatives to the reality that dissatisfied them. They were also truly new: no one before had ever thought or dreamt of such places.

SlaveCity could not be more different. Joep van Lieshout was able to crib from an entire century in which the rage for classification and categorisation – as identified by Barthes in *Sade, Fourier, Loyola* – had become incarnate in thousands of built villages, towns, cities and

entire landscapes. Seen from this perspective, van Lieshout’s work, distilled from a century of ubiquitous reality, is old. From the very beginning of the century, radical alternatives for laissez-faire industrial cities were being put together by a worldwide cabal of anarchists, communists, Christian socialists, enlightened capitalists, nationalists and fascists. These groups had several common objectives: to create brand-new, stable communities outside existing cities; to divide, classify, order, count, measure, list and present these alternatives as universally applicable models; and to apply them. Before we return to van Lieshout’s *SlaveCity*, it seems appropriate to quickly revisit the twentieth century: the age of the *communitarian spreadsheet that actually existed*.

HOWARD, DUANY, VAN LIESHOUT

The first and most famous model of this type of city appeared in *Garden Cities of Tomorrow* (London 1898), a book written by Ebenezer Howard, an impoverished shorthand writer from London. Howard believed the solution to the world’s urban problems was to retain all that is good about cities (employment, culture, shops, public life), to discard all that is bad (poverty, anonymity, debauchery), to combine the former with the good qualities of rural living (health, intimate relations, quietude) and to eliminate the bad (lack of work, lack of public life, isolation). The result would be the perfect garden city. Howard’s garden cities were made up of houses that formed neighbourhoods called “wards”. Each ward had 5,000 inhabitants, an abundance of greenery and its own schools, shops, churches and other communal facilities. Six wards formed a city of 30,000 inhabitants: the maximum size of a town with a good balance between births and deaths, the correct number of communal facilities, the right climate of social intimacy, an adequate amount of greenery, the desired social profile and the ideal scale. The result was Howard’s garden city, a unit requiring 4,05 km². Six of these units – plus a centrally located city twice as large, with twice the building density – combined to form a “social city” of up to 250,000 people. This was presented as a cartwheel of towns and infrastructure in a huge green area, with asylums for alcoholics, factories, hospitals, farms and cemeteries hidden away in the greenery.

Howard’s scheme was quickly picked up by an ever-growing movement of architects, social reformers, politicians and the like. His concept led to the creation of entire and partly built cities and towns from Letchworth, England, to Radburn, New Jersey; from new towns in fascist Italy to communist settlements in Siberia. It launched a worldwide consensus on how to build a town. The largest wave came after the First World War, when modernist and socialist-realist towns across the globe exhibited completely different underlying ideologies and an even greater diversity of architectural forms, while all relying faithfully on Howard’s basic scheme. Interestingly, the scheme was not simplified to meet the requirements of varying political views, regions or economies, but became denser and more precise, as if the molecular structure of Howard’s atomic diagram had been augmented by super-controlled, urban-social components. Socialist or capitalist, neo-classicist or highly modern, these urban models were all based on the same type of hierarchical diagram of house, neighbourhood, town, city; and all based on a neighbourhood of 50 to 100 dwellings, a town of 15,000 to 30,000 people, a city of 200,000 to 250,000 inhabitants. They all offered a green alternative to the city, converted depressed rural land prices into cheap rents, and compressed the entire complexity of urban life into hermetic diagrams and schemes. Their highly schematic layout makes them direct descendants of the manic ordering of Sade, Fourier and Loyola. Howard’s sense of order, however, not only led to living environments for hundreds of millions of people, but also had

an underlying super-logic which has become so ubiquitous that it has disappeared behind the different forms of the cities and behind the divergent political ideologies from which they emerged.

One very strong example of this camouflaged technocratic urbanism is the New Urbanism Movement. From the 1980s on, the Florida-based office of Duany Plater Zyberk has been building towns that seem to offer the only alternative to suburban sprawl. These small-scale towns have communal facilities and public transport within walking distance of residents and a traditional, coherent architecture with mixed-income neighbourhoods and safe, simply designed public space. In an effort to help cities at home and abroad create New Urbanist cities, Duany Plater Zyberk distributes *Smart Code*, a kind of urbanist shareware. This nearly 100-page PDF file consists of hundreds of detailed models that show how to build a town, starting at the centre and moving out to the rural surroundings. The file includes strict rules covering relationships between densities and distances. *Smart Code* discusses communal facilities, public transport, the number of inhabitants per neighbourhood, the time it takes to walk from home to school and so on. It describes a comprehensive financial system that touches on everything from fiscal incentives and land prices to property taxes and tax-relief benefits for first-time buyers. Here, too, is the hierarchical logic of house, neighbourhood, town and city. We recognise the same land-price economics we have seen before, as well as the familiar spreadsheet attitude with which the architect has made a complete and hermetic microcosm of urban rules and regulations, numbers and distances, buildings and people. The idea that beyond its existence as an artificial construct, the city touches on each minute detail of urban life and urban form is still very much alive.

Indeed, *Howard, Duany, van Lieshout*, could be the working title for the sequel to *Sade, Fourier, Loyola*. In it would be revealed that behind all the seemingly contrasting world-views and architectural styles that have determined the living environments of the twentieth-century urbanite lies one, and only one, hidden code – or should we call it an “obsessional ordering mechanism” – which is so deeply ingrained in human society that we are hardly aware of it. It is as if the cerebral constructs described by Barthes have managed to escape the brains and books of their authors, have become real, and have taken over the world.

HIMMLER, CHRISTALLER, VAN LIESHOUT

Still, it would be interesting to identify more closely where and how Joep van Lieshout gained access to the hidden code he follows so faithfully in *SlaveCity*. As he has stated repeatedly, his first inspiration for the work came from a careful study of Eastern European extermination camps used in the Second World War. In the meticulously managed economy of bodies (dead and alive), barracks, railway lines and gatehouses; and in endless lists kept by the Shoah managers, van Lieshout found a way to unite his previous themes and to raise them to a new level. Earlier projects include *The Technocrat*, *The Disciplinator* and *Total Faecal Solution*. In these installations, human beings are used as raw material, or as cogs in machines for the production of biological gas, and remixed in installations that are virtually autarchic. Food gets pumped in and faeces pumped out; to keep the people content, alcohol is pumped in too. *The Disciplinator* features humans inside a wood-and-steel cage, where they toil for hours a day, doing useless but heavy work – making sawdust from logs – before being fed and put into bunk beds to sleep. The polar opposite of this treatment of human beings is exemplified by autarchic communities like *AVL-Ville* or the Almere project. Volunteer participants in

AVL-settlements produce houses, art, food, drugs and weapons and are not subject to national legislation. One such community actually existed for a few months in a Rotterdam harbour area. It was shut down after an endless barrage of inspections from Dutch governmental institutions.

The influence of Holocaust literature and visits to camps was already visible in these earlier installations, especially *Total Faecal Solution*. At a certain point, however, van Lieshout seems to have shifted his attention to the bureaucracy involved in planning camps and to the way in which these camps can be seen as comprehensively planned communities. And with no evidence of Joep van Lieshout having immersed himself in the history of garden cities or twentieth-century urbanism, somehow the resulting project is eerily close to the ideal cities of Ebenezer Howard and his successors.

There is a simple but uncomfortable reason for this similarity. The concentration camps whose workings Joep van Lieshout has been studying were designed with the same logic and the same depth of organisational structure as twentieth-century new towns, garden cities and New Urbanist communities. Fritz Ertl, an architect educated at the Bauhaus and the designer of Auschwitz, constructed the camp from the bunk upwards. One brick ledge held four cots, three of which were stacked above the lowest level to make bunk beds. There were 62 bunk beds in one barracks building, and 174 barracks buildings formed one sector of a camp for Soviet prisoners of war. The extermination camp could house 200,000 people, a population distributed over four construction phases, each of which comprised six camp units. One unit held 10,000 people. Dutch architecture historian and Holocaust scholar Robert Jan van Pelt remarked that the interior logic of Auschwitz was a crucial part of the regional plan for the annexed areas of western Poland and, ultimately, for the Lebensraum stretching out beyond the Ural: the Generalplan Ost. This area was to be cleansed of the last human and topographic traces of Polish and Slavic inhabitation and transformed into an ideal cultural landscape of National Socialism. Himmler, who oversaw the planning of this entire region, mobilised Germany's best minds and planning engineers. Walter Christaller, a famous geographer who is widely quoted as the father of the central place theory, projected his methods on the region. According to Christaller, an ideal region has six small villages, which require one market village; six market villages, which require one town; six towns, which require one city; and so forth. The result is a pattern of overlapping hexagons that divide the central spaces at each level of scale. Part of the concept utilised Gottfried Feder's theories on the ideal spatial-economic structure of towns. While serving as a professor of urban planning at the Technical University of Berlin, Feder, who was a major economic ideologist within the Nazi Party, wrote *Die neue Stadt* (1939). Presented as the perfect combination of countryside and town, his new city was to be built on cheap rural land, to accommodate 20,000 people, and to cover an area of 2.78 km², of which 1.13 km were to be forest. The total cost was estimated at 50,000,000 Reichsmarks, or an investment of 2,500 Reichsmarks per person. The smallest unit of the city was the family dwelling. Such dwellings were to be combined in blocks, which were to be combined in urban cells, which would form groups, which would form districts, which together would form a region. At every level of scale, an entire inventory of facilities, infrastructure and party leadership was described.

Feder's ideas were further developed by architect and planner Carl Culemann, who used multiplication (to the decimal) to create three to four jumps in scale. The average population of a town, however, was still projected at 20,000. According to Himmler, the Generalplan Ost

would permit German colonists to build perfect National Socialist communities – step by step and scale by scale – even in times of intense ethnic strife. The interesting aspect of the Generalplan Ost was that it not only provided for the gradual colonising of the region, but also integrated in its logic the means to evacuate the area. More than simply a regional plan, it showed an understanding of the process of violent transformation. The town of Auschwitz (Oświęcim), for example, was one of the first ideal towns built according to the system; its parallel extermination camp, which created space for German settlement structures, operated on the same logic and featured the same basic diagram.

Do we see Joep van Lieshout's *SlaveCity*, then, as a work of art *about* extermination, exploitation and totalitarianism? We can read it as an ode (though perhaps not meant as one) to the twentieth century, to a century whose passion for classification, obsession with numbers, fury of dissection, love of diagrams and exact tailoring of the social system escaped the utopian fantasies of the few and became the living (and dying) environment of the many. Looking back at Barthes' trio of protagonists, we recognise the intense semiotic *plaisir* that the three authors invested in their world-replacement systems; looking at Ebenezer Howard, we see the fervently optimistic and ideological fervour with which he imagined leading the masses to the Promised Land.

Nazi planners were filled with an equally ideological fervour, which led to an atavistic, genocidal desire for expansion. And making a 50-year leap in history to the New Urbanists, we find an organisational logic that is still very much intact but that has become completely invisible and essentially meaningless. In the case of Barthes' examples, as well as those of Howard and the Nazis, the aesthetics of each system expressed the ideas of its author, whereas Duany Plater Zyberk covers the system with a different aesthetic, that of traditional dwellings and public spaces: the comforting and beautiful environment of the small town. At this point, thinking in terms of systems loses all meaning; it becomes a tool, a form of bureaucracy, a way to get things done. It has no particular flavour or emotion of its own. Roland Barthes would *never* have written his book about the model-makers of our times. Drawing up a huge spreadsheet of numbers, spaces, functions and rules has become just as banal as the use of a computer or a pencil. Such banality does make this type of thinking or ordering an innocent pastime. The danger of this thinking lies in its pseudo-rationality, its depersonalised and depoliticised omnipresence, with which it clouds our judgment and distracts us from thinking in a truly free manner. Relegating the spreadsheet method to the back burner allows us to assume that it is an inevitable way of working and a guarantee for order. It provides the bureaucrat with the reassurance that everything is in its place.

Andres Duany conceals his spreadsheets with the aesthetics of the small town; Joep van Lieshout seems to do the opposite. The beautifully strange and sexual elements of *SlaveCity* – spermatozoal and ovarian brothels for women and men, respectively; wonderfully ramshackle B-class brothels made of wood; a half-excavated university building; busts; drawings of labouring participants; a dinner table set – all seethe with the same joyous caveman aesthetic of van Lieshout's earlier work. Here, however, we are constantly forced to view them in a certain order, as elements of a bureaucracy consisting of eating, shitting, transplanting, slaughtering, fucking, working, living and dying. We are prevented from simply fantasising about these elements as activities we might or might not consider doing. Even worse: in retrospect, Atelier Van Lieshout's earlier work now seems to have a meta-order and to be part of a systematic way of thinking and ordering.

But what does the system add to the individual elements? What does *SlaveCity* add to the objects and designs other than a reference to the Holocaust? Where is the joy, the fervour or the ideology in this example of thinking based on a system? I think these factors were lost somewhere in the second half of the twentieth century. There is no longer any added value in the creation of a super-order such as this one; on the contrary, the individual elements are reduced. Lieshout's "Slave-project" is a continuous expression of this contradiction. By allowing the spreadsheet attitude to take centre stage, Joep van Lieshout seems not to have stripped his own work of the freedom to induce in his viewers the intimate and endlessly unpredictable effects of fear, lust, wonderment, disgust and intellectual interpretation.

1 Roland Barthes: *Sade, Fourier, Loyola*, Frankfurt am Main, 2000 (First edition 1971).

2 The new edition of his book appeared in 1902 under the title of *Garden Cities of Tomorrow*.

DIE STADT DER SKLAVEN

Ein Kommentar von Joep van Lieshout

Mein Projekt *Stadt der Sklaven* behandelt das Thema der „Sklaverei“ nicht in direktem Sinne. Es geht nicht um Anklage oder um Aufklärung. Und auch nicht darum, die unfreien Arbeitsbedingungen einer großen Anzahl ausgebeuteter Menschen künstlerisch auszuformulieren. Sklaverei ist ein enormes Problem, aber sie ist nicht das Thema meiner Arbeit.

Angesichts einer stetig weiter wachsenden Bevölkerungszahl und dem Wunsch nach steigbarem Konsum zielt meine Aufmerksamkeit vielmehr auf die zunehmenden Gefahren von Kollisionen in unserer Welt. Meine Arbeit hat immer auch von der Abhängigkeit der Moral und der Demokratie von wirtschaftlichen Prioritäten gehandelt. Außerdem ist Politik heutzutage eng verschmolzen mit dem Marketing von Produkten, da sie zunehmend die gleichen Techniken und Strategien benutzt.

Kunst ist Kommunikation, aber sie kommuniziert nicht in direkter Rede. Man kann den Künstler am besten mit einem Schwamm vergleichen, der alle Eindrücke und Informationen aus der Umgebung und der Welt, von Menschen und Gegenständen absorbiert und dadurch seine Inspirationen findet. Information verarbeitet er eher auf eine irrationale Art: An einem bestimmten Moment wird das Ganze wieder ausgeschieden und plötzlich entsteht eine neue Arbeit. Formen, Farben, Massen, Volumen, Referenzen, Atmosphäre, Mysterien, all das wird aufgefangen, ohne dass dieses ein kontrollierbarer oder rationaler, geschweige denn ein nachvollziehbarer Prozess wäre. Dadurch beinhaltet Kunst aber immer auch eine schnellere Kommunikationsmöglichkeit, zielt sie doch direkt auf die Eingeweite, das Herz, den Kopf oder das Nebenhirn.

Meine Arbeit kreist vor allem um die Gattungen Design und Architektur, um die Befragung von Funktionsmöglichkeiten von Objekten der Kunst und ihrer Verweigerung, ihrer zweckfreien Bestimmung. Dieses Spannungsfeld beschäftigt mich. Zu Design und Architektur pflege ich eine kontinuierliche Hass-Liebe. So wie ein Kunstmaler Farben verwendet, interessieren mich verschiedene Designstile, die Abwesenheit von Gestaltung, die Genialität und Ungenialität von Entwürfen, die Schlichtheit von Gebrauchsdesign. Auch in der Architektur gibt es schöne und höchst begeisternde Ergebnisse, aber ich mag auch hässliche und grobe Lösungen. Es geht mir darum, die verschiedenen Qualitäten von Design und Architektur in meiner Arbeit einzusetzen. Die Auseinandersetzung findet dabei auf ganz unterschiedlichen Ebenen statt: mit dem Zitat von Form und Farbe auf der Ebene gesellschaftlicher Bedeutung künstlerischer Arbeit; auf der (kunst-)historischen Ebene; Ebenen, die nur ich verstehe; Ebenen, die nur andere, Spezialisten und Analytiker, verstehen, und Ebenen, die niemand versteht.

Meine Kunstwerke sind niemals als rein autonome, singuläre Arbeiten zu betrachten. Sie stehen immer miteinander in Verbindung und bilden Gruppen. Diese Gruppen definieren wiederum ein größeres Projekt, dieses ein Gesamtkunstwerk und die zukünftigen Gesamtkunstwerke vielleicht eine Saga. Genau an einer solchen Künstlersaga bin ich interessiert: ein Lebenswerk, ein gesamter Lebensentwurf, vielleicht der Zweck meines Lebens.

Der *Stadt der Sklaven* sind zahlreiche Werkblöcke vorangegangen: *AVL-Ville*, der Freistaat im Rotterdamer Hafen, *Sportopia*, *Disziplinator* und *Technokrat*.

Ich möchte meine künstlerische Arbeit nicht erklären: Jeder soll meine Arbeiten auf seine eigene Art interpretieren, genau darin liegt ja auch die Schönheit, Freiheit und Kraft der Kunst. Mir wird immer wieder zugetragen, dass meine Arbeit primär Humor, Ironie und Provokation sei, aber damit bin ich in keiner Weise einverstanden. Gewiss, mit Humor kann man einfacher die Köpfe penetrieren und dabei gleichzeitig den Samen der Unruhe implantieren als ohne, aber weder Humor noch Ironie oder Provokation sind Anliegen meiner Arbeit. Sie soll vielmehr Diskussion und Diskurse erst auslösen.

Wir alle wissen, dass der weltweite Konsum kaum mehr zu steigern, ja gar zu bewahren ist. Wir benötigen für immer mehr Personen immer mehr Nahrung und Energie. Auf der anderen Seite gibt es eine hoch technologisierte Wirtschaft, die neue Lösungen verspricht. Der spürbare Klimawandel wiederum lässt eine bevorstehende Katastrophe erahnen. Wir leben in einem Paradox: Je höher unsere Kultur sich entwickelt, desto größer wird die mögliche Katastrophe ihrer Zerstörung. In seinem Buch *Kollaps* fragt Jared M. Diamond, warum so viele Zivilisationen und Gesellschaften untergegangen seien. Faktoren waren Klimaveränderungen, Feindseligkeiten zwischen Nachbarn und Handelspartnern und vor allem ein Mangel an „intellektuellen oder organisatorischen Fähigkeiten, auf Umweltschäden zu reagieren.“ Er führt höchst interessante Beispiele an: so die Einwohner der Osterinseln, die ihre letzten Bäume gefällt haben, um ihre Skulpturen zu produzieren und zu transportieren. Oder dass sich die Wikinger aufgrund ihres Stolzes nicht an die Umwelt- und Jagdtechniken der Grönländer anpassen wollten und deshalb letztlich verhungerten und als Volk untergingen.

Wann beginnt das Ende? Wie ist es zu erkennen? Die *Stadt der Sklaven* böte für den Fall, dass man die Weltbevölkerung im Schnellverfahren verringern und damit zur gleichen Zeit ganz viel Geld verdienen möchte, eine Lösung an, die selbstredend weder demokratisch noch elegant ist. Historisch hat sich diese Stadt in anderen Facetten schon mehrfach ereignet, auch gegenwärtig geschieht sie. Für die Zukunft sind bedrohliche Verknüpfungen zwischen Ernährung, Ökonomie und Rationalismus als zwangsläufige Mechanismen unserer spätkapitalistischen und neoliberalen Ökonomie sogar für Spezialisten unüberseh- und unkontrollierbar.

Große Veränderungen ergeben sich nicht von selbst. Niemand will einen Schritt zurückgehen. Doch werden Veränderungen überhaupt noch von Menschen bestimmt? In unseren demokratischen westlichen Gesellschaften wird immer noch vieles durch Abstimmung und Rede erreicht. Doch wenn man kein Dach mehr über dem Kopf hat, seine Kinder nicht mehr ernähren kann und in ständiger Existenzbedrohung lebt, verändert sich das Verhalten des Menschen gravierend. Eine mögliche Revolution und der Zustand einer postapokalyptischen Gesellschaft wird daher das Thema meines nächsten „Gesamtkunstwerkes“ sein. Die bildkünstlerische Gestaltung einer Revolution ist vielleicht nicht so herausfordernd wie die eines apokalyptischen Szenarios, aber da werde ich schon eine Lösung finden.

SLAVE CITY

A Comment by Joep van Lieshout

My project *SlaveCity* doesn't deal in an indirect sense with the subject of "slavery". The aim isn't to indict or enlighten, but to artistically formulate the serf-like working conditions of a large number of exploited people. Slavery is an enormous problem, but it is not the subject of my work.

My attention is instead focused on the increasing danger of collision in our world in the face of consistently rising population figures and the desire for maintained consumer growth. My work has also always been concerned with the dependence of ethics and democracy on economic priorities; policy is intimately bound up with the marketing of products, because both increasingly use the same techniques and strategies.

Art is communication, but it doesn't communicate in a direct language. The artist can best be compared to a sponge that absorbs all impressions and information from its immediate surroundings and the world, from people and objects, finding its inspiration in this way. Artists tend to process information irrationally; and at some point the whole thing is squeezed out and another work comes into being. Forms, colours, masses, volumes, references, atmospheres, mysteries – all of them are collected, without it being a controlled or rational process, quite apart from being understandable. But this is what gives art its potential for swift communication, as it aims directly at the gut, the heart or the head is direct.

My work primarily revolves around the categories of design and architecture, in an inquiry into the possible functions of art objects or their non-compliance and purposelessness. It is a fascinating area of tension; I have an ongoing love-hate relationship to design and architecture. I'm interested as much in the different styles of design, the absence of design, the brilliance or lacklustre of design, the simplicity of applied design, as a painter in his colours. And architecture produces some beautiful and inspirational results, but I also like ugly, brutal solutions. My aim is to apply the different qualities of design and architecture to my work, and the debate with them occurs on very different levels: through the quotation of form and colour, on the level of the social significance of artistic work, on the (art)-historical level; on levels only I understand, levels that only others – specialists and analysts – understand and levels that no one understands.

My works should never be seen as autonomous and singular. They are always related to each other and form groups. These groups then define a larger project, which defines a *gesamtkunstwerk*, which will perhaps define a saga. It is exactly this artistic saga that interests me: a life's work, a life's entire scheme, perhaps my life's purpose.

SlaveCity was preceded by numerous series of work: *AVL-Ville*, the *Freistaat* in the port of Rotterdam, *Sportopia*, *Disziplinator* und *Technokrat*.

I don't want to explain my work. Everyone should interpret my work in his or her own way, and that is the beauty, freedom and power of art. I'm often told that my work is primarily about humour, irony and provocation, but I don't agree with this in the least. With humour you can get into people's heads more easily and plant the seeds of disquiet; but neither humour, irony nor provocation are the concern of my work, which is rather intended to initiate discussion and discourse.

We all know that worldwide consumption can hardly be increased, can in fact scarcely be maintained. We need increasing amounts of food and energy for increasing numbers of people. On the other hand we have a highly technologised economy that promises new solutions. The noticeable climate change, however, is a harbinger of coming disaster. We are living in a paradox: the more highly developed our culture becomes, the more catastrophic its potential destruction. In his book *Collapse* Jared M. Diamond asks why so many civilisations and societies met their downfall. The factors were climate change, the enmity of neighbours and trading partners and above all the lack of "intellectual or organised ability to respond to environmental damage." He gives some highly interesting examples, e.g. that the inhabitants of Easter Island cut down their last trees in order to produce and transport their sculptures. Or that the Vikings refused, through pride, to adapt to the environmental and hunting techniques of the Greenlanders and so died of starvation and disappeared.

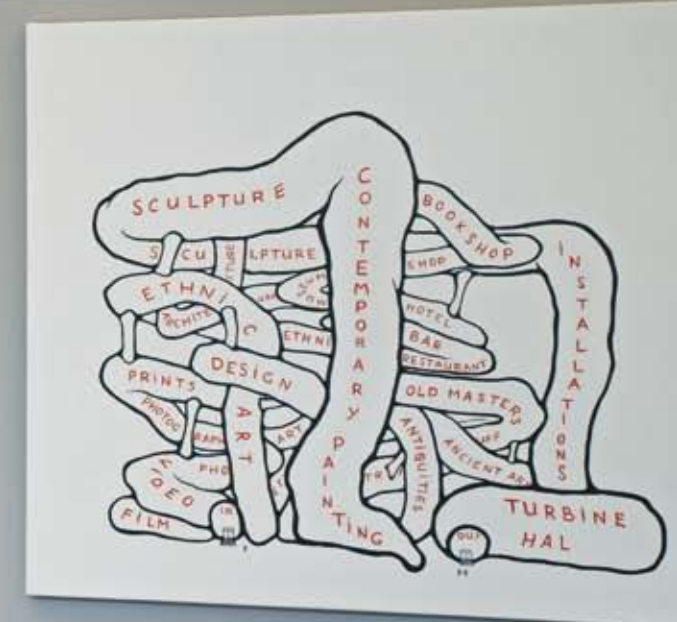
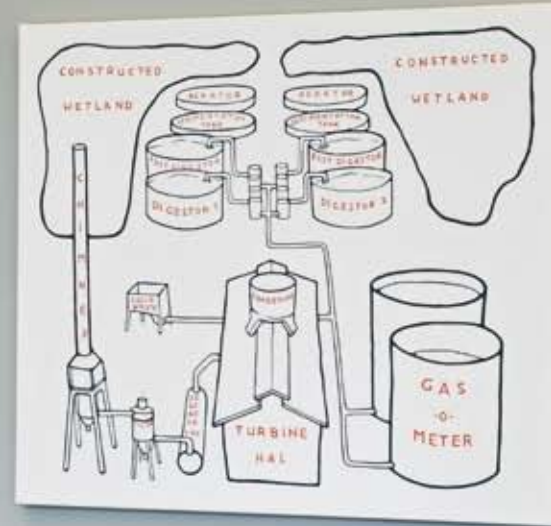
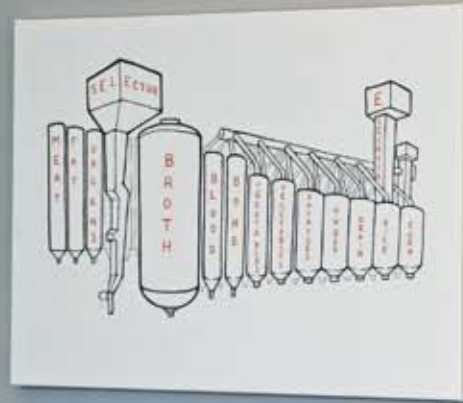
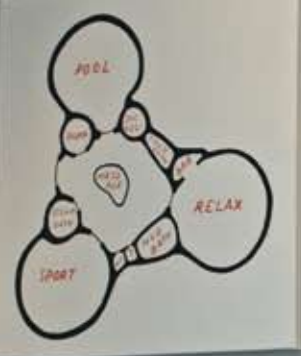
When does the end begin? How can it be recognised? *SlaveCity* suggests a way of rapidly reducing the world's population and earning a great deal of money at the same time. This solution is of course neither democratic nor elegant. Facets of this city have often come about historically, and it is with us again today. In future the dangerous links between food, economics and rationalism that are currently being brought about by the mechanics of our late capitalist, neo-liberal economies will be inestimable and uncontrollable, even for specialists.

Big changes do not happen on their own. No one wants to take a step back. But are people still deciding on the changes? In our democratic Western societies much is still being achieved via the ballot box and free speech. But people's behaviour undergoes serious changes if they no longer own a house, can't feed their children and live in constant fear for their lives. For this reason the subject of my next "gesamtkunstwerk" will be a possible revolution and the condition of a post-apocalyptic society. The visual design of a revolution is perhaps not as great a challenge as that of an apocalyptic scenario, but I guess I'll find a solution.

AUSSTELLUNGSDOKUMENTATION, MUSEUM FOLKWANG, 25. APRIL - 6. JULI 2008
EXHIBITION DOCUMENTATION, MUSEUM FOLKWANG, APRIL 25TH - JULY 6TH 2008









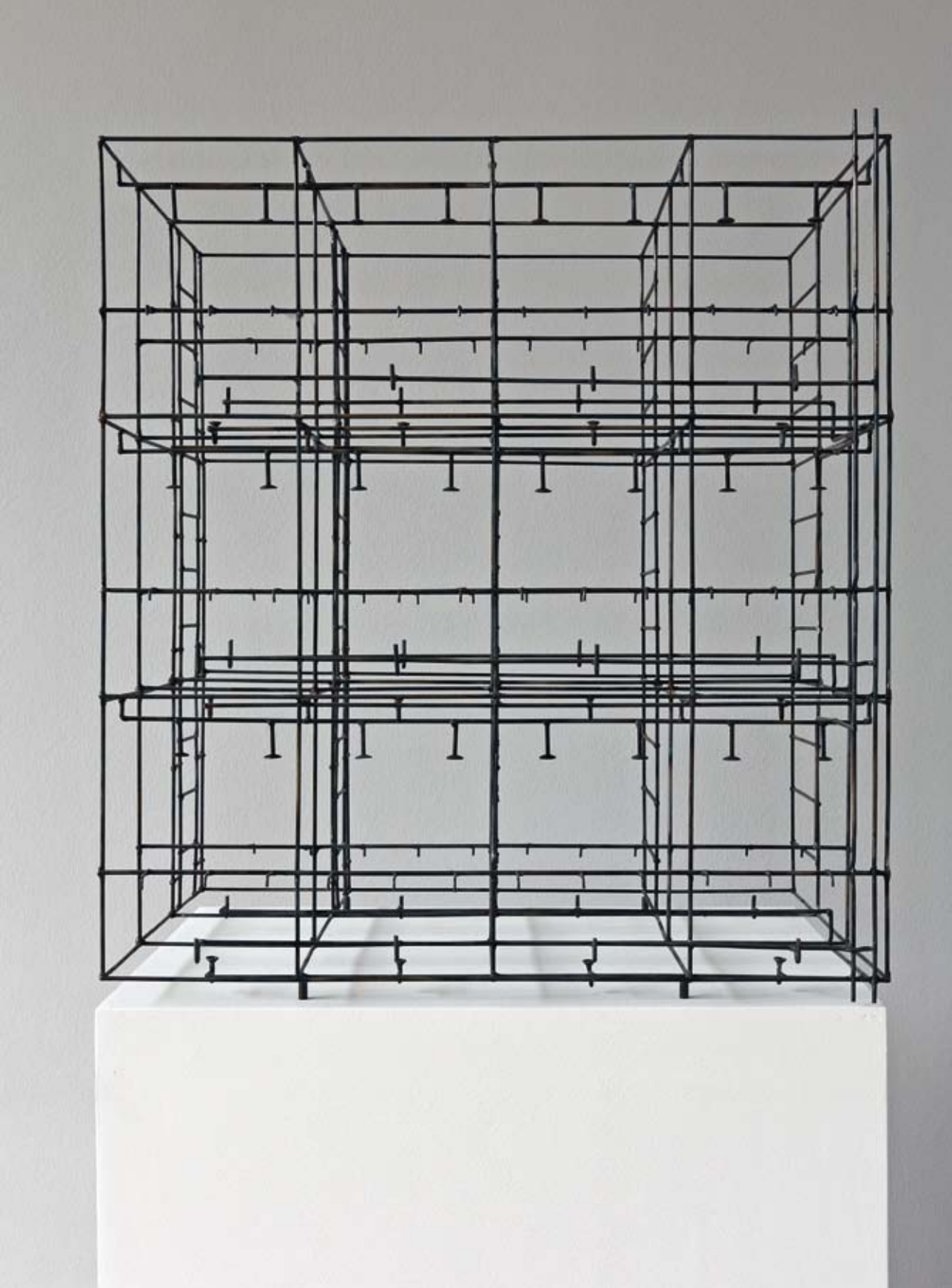
Evan Lesh













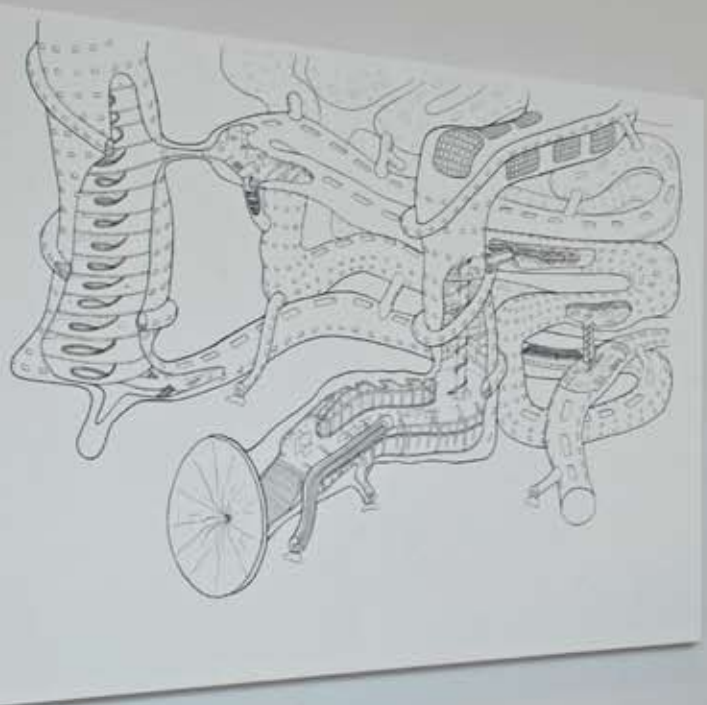






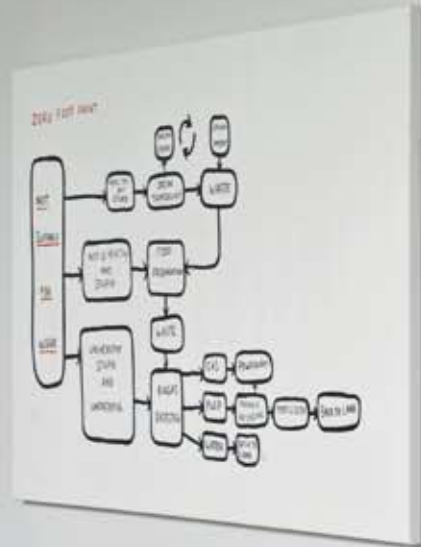


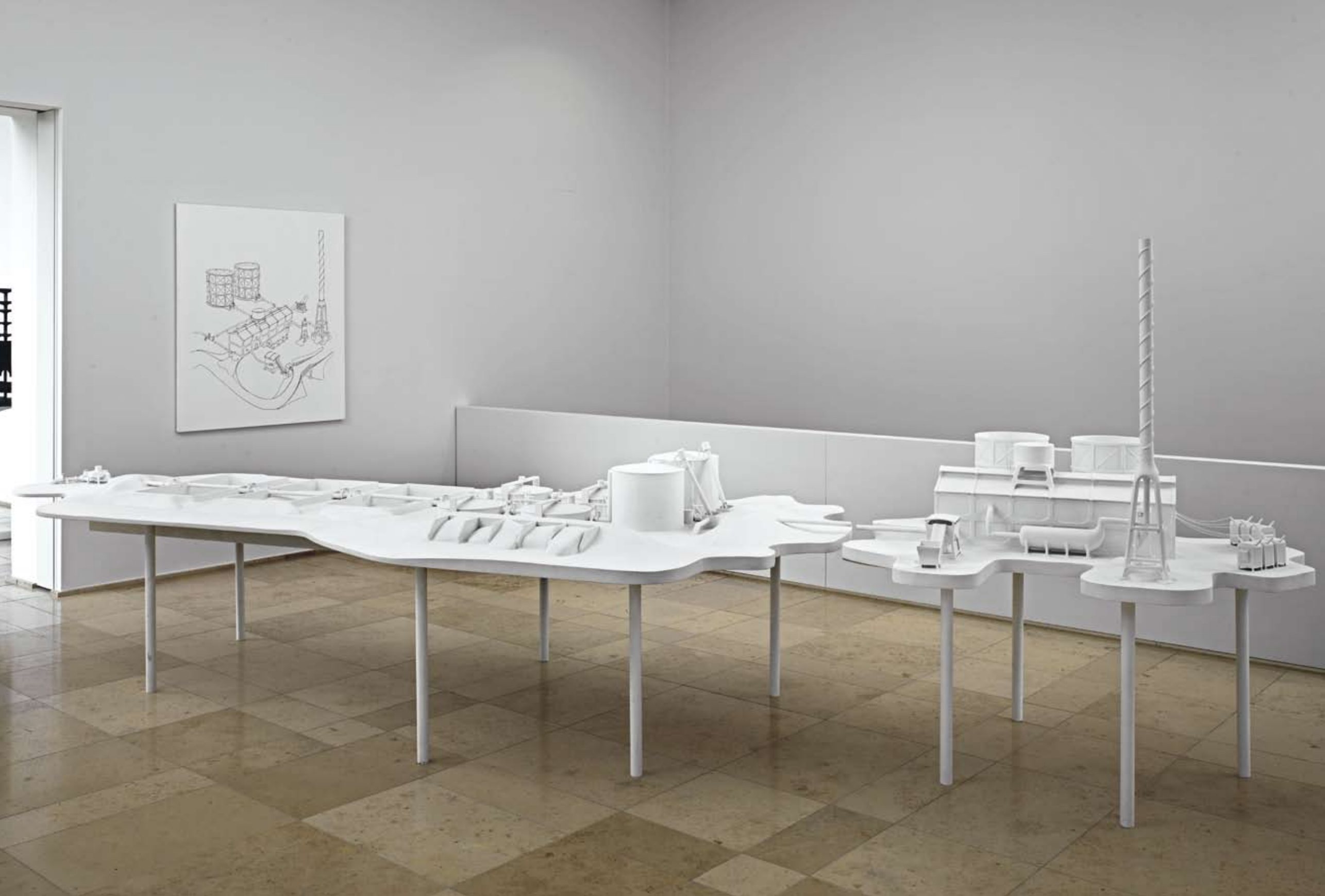








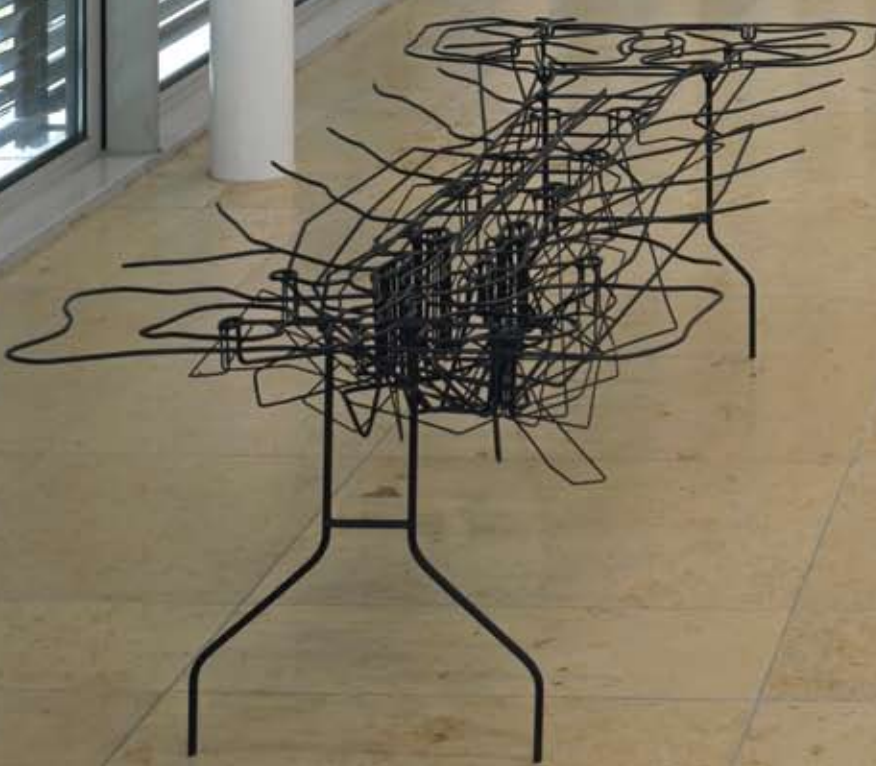


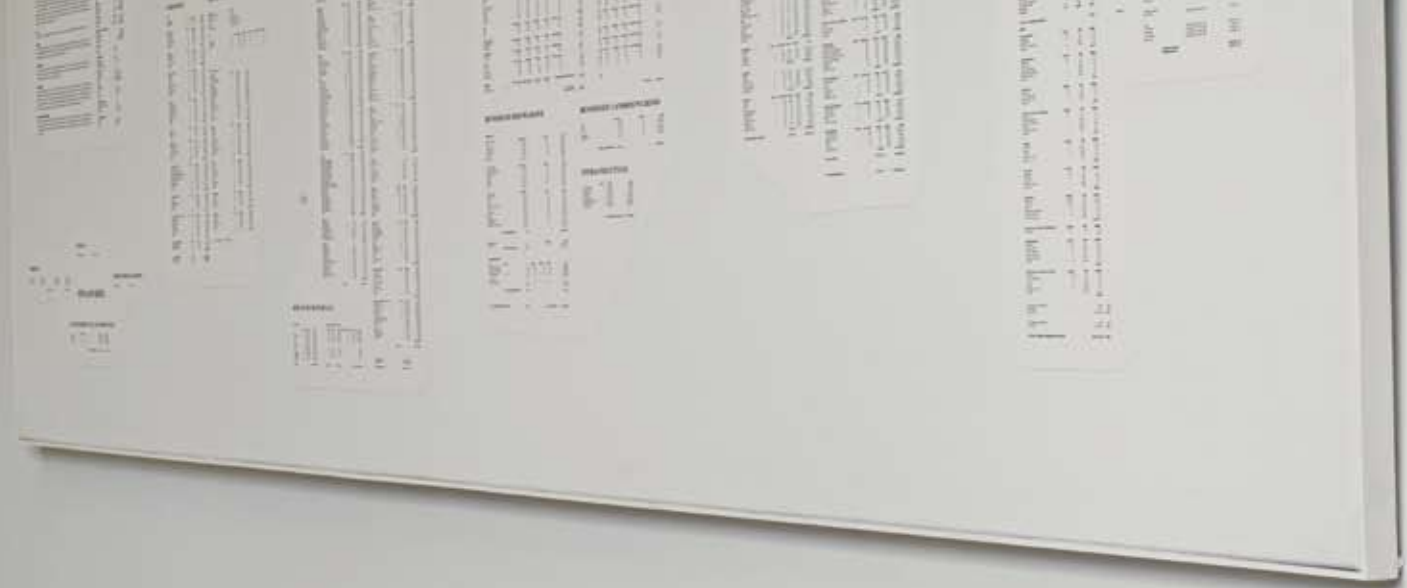














Atelier Van Lieshout

VERZEICHNIS DER AUSGESTELLTEN WERKE / LIST OF EXHIBITED WORKS

SKULPTUREN UND MODELLE / SCULPTURES AND MODELS

Arschbar / BarRectum, 2005, 800 x 800 x 250 cm, Fiberglas / fibreglass

Luxuriöses Frauen-Bordell, Schnitt / Luxury Female Brothel, cut-away, 2007, 213 x 34 x 6 cm, Fiberglas, Stahl / fibreglass, steel

Modell der Universität für Frauen auf Sockel / Model Female Slave University on Stand, 2006, 74 x 54 x 108 cm, Stahl, Ton, Holz / steel, clay, wood

Minimal Stahlmodell mit roten Lichtern / Minimal Steel with Red Lights, 2006, 107 x 107 x 205 cm, Stahl, Beleuchtung / steel, lights

Modulares Mini-Bordell, 20 Einheiten / Mini Modular Brothel 20 Units, 2006, 80 x 67 x 189 cm, Holz, Stahl, Stoff / wood, steel, textile

Das Einkaufszentrum / The Mall, 2008, 250 x 210 x 237 cm, Holz, Polyester, Schaumstoff / wood, polyester, foam

Universität für männliche Sklaven / Male Slave University, 2007, 490 x 490 x 110 cm, Karton, Holz, Stoff, Beleuchtung / cardboard, wood, textile, lights

Mini-Bordell, lebensgroß / Mini Brothel, Life Size, 2006, 328 x 280 x 300 cm, Holz, Keramik / wood, ceramics

Hauptquartier / Headquarters, 2008, 750 x 460 x 160 cm, Schaumstoff, Fiberglas / foam, fibreglass

Triebwerkanlage / Power Plant, 2006, 590 x 1900 x 190 cm, Holz, Farbe, Kunststoff / wood, paint, plastics

CallCenter Units (mit Arbeits-, Schlaf- und Hygiene-Einheiten) / CallCenter Units (with Work-, Sleep- and Sanitary Units), Sanitary Unit, 2006, 1400 x 1200 x 480 cm, Holz, Stahl / wood, steel

Modell des Gedärme-Museums / Model Museogestor, 2008, 110 x 100 x 155 cm, Schaumstoff, Fiberglas / foam, fibreglass

Krankenhaus auf Sockel / Hospital on Stand, 2006, 77 x 77 x 187 cm, Schaumstoff, Polyester, Stahl / foam, polyester, steel

Wasserturm / Watertower, 2006, 65 x 65 x 192 cm, Polyester / polyester

Modell des Männer-Bordells #2 / Model Male Brothel on Pedestal #2, 2006, 70 x 76 x 102 cm, Polyester, Holz, Gips / polyester, wood, plaster

CallCenter 6 Einheiten 2x3 / CallCenter 6 Units 2x3, 2007, 71 x 53 x 170 cm, Holz, Stahl / wood, steel

Empfangszentrum / Welcoming Center, 2007, 200 x 68 x 185 cm, Stahl, Holz, Farbe / steel, wood, paint

Infrastruktur / Infrastructure, 2007, 170 x 85 x 55 cm, Stahl / steel

Rohr- und Kabelnetzwerk / Network Pipes & Cables, 2008, 130 x 54 x 45 cm, Stahl / steel

Der Globus / The Globe, 2007, 141 x 141 x 141 cm, Fiberglas, Stahlkabel, Motor / fibreglass, steelcable, engine

Tisch mit mexikanischer Keramik + 8 Stühlen / Table with Mexican Crockery + 8 chairs, 2006, 120 x 271 x 75 cm, Holz, Keramik / wood, ceramics

Tisch mit mexikanischer Keramik + 14 Stühlen / Table with Mexican Crockery + 14 chairs, 2006, 120 x 500 x 75 cm, Holz, Keramik / wood, ceramics

Verbundene CallCenter-Einheiten / Linked CallCenter Units, 2008, 595 x 185 x 130 cm, Stahl, Plastik, Polyester / steel, plastic, polyester

Schwanz / Prick, 2008, 145 x 123 x 80 cm, Schaumstoff, Fiberglas / foam, fibreglass

Hängende Männer / Hanging Men, 2007, 470 x 120 x 250 cm, Schaumstoff, Fiberglas / foam, fibreglass

Schädel auf Säule / Skull on Stand, 2005, 140 x 85 x 190 cm, Schaumstoff, Fiberglas / foam, fibreglass

Ei auf Säule / Egg on Stand, 2006, 97 x 93 x 200 cm, Schaumstoff, Fiberglas / foam, fibreglass

Baby auf Säule / Baby on Stand, 2006, 120 x 70 x 115 cm, Fiberglas / fibreglass

Jesus / Jezus, 2005, 40 x 140 x 280 cm, Schaumstoff, Fiberglas / foam, fibreglass

Der Ausgemergelte / The Emaciated, 2006, 200 x 37 x 127 cm, Schaumstoff, Fiberglas / foam, fibreglass

Familienlampe / Family Lamp, 2007, 130 x 120 x 200 cm, Fiberglas / fibreglass

Ausgeweideter Mann / Man Ripped Open, 2007, 195 x 100 x 47 cm, Schaumstoff, Beschichtung / foam, coating

Hängender Mann / Hanging Man, 2007, 210 x 100 x 70 cm, Schaumstoff, Fiberglas / foam, fibreglass

GEMÄLDE / PAINTINGS

Biogas-Futter / Biogas Fodder, 2008, 92 x 140 cm, Tusche, Acryl auf Leinwand / ink, acrylic on canvas

Zero Foot Print / Zero Footprint, 2008, 173 x 346 cm, Tusche, Acryl auf Leinwand / ink, acrylic on canvas

Tageseinteilung / Division of the Day, 2008, 137 x 91 cm, Tusche, Acryl auf Leinwand / ink, acrylic on canvas

Tauglichkeit / Suitability, 2008, 92 x 142 cm, Tusche, Acryl auf Leinwand / ink, acrylic on canvas

Hauptquartier, schematisch / Headquarters, schematic, 2008, 166 x 231 cm, Tusche, Acryl auf Leinwand / ink, acrylic on canvas

3-Sterne-Bordell für Männer, schematisch / 3 Star Brothel for Male, schematic, 2008, 118 x 164 cm, Tusche, Acryl auf Leinwand / ink, acrylic on canvas

Selektor 2 / Selector 2, 2008, 260 x 150 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas

Der Koch / The Cook, 2008, 155 x 161 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas

Operation / Operation, 2008, 180 x 172 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas

Wellness / Wellness, 2006, 92 x 95 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas

Der Kurator / The Curator, 2007, 96 x 102 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas

3-Sterne-Zahnarzt / 3 Star Dentist, 2007, 92 x 127 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas

Geschäftsmänner / Business Men, 2007, 85 x 115 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas

Der Empfangsschalter / Receptiondesk, 2007, 130 x 146 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas

Triebwerkanlage / Power Plant, 2006, 110 x 145 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas

Der Fleischer / The Butcher, 2007, 96 x 88 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas

Energie-, Biogas- und Wasseraufbereitungsplan / Energy, Biogas and Water Treatment Plan, 220 x 90 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas

Familie / Family, 2006, 82 x 93 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas

Mühle / Grinder, 2007, 90 x 127 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas

Das Einkaufszentrum (Vorderansicht) / The Mall (Front View), 2008, 151 x 179 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas

Gedärme-Museum, Schnitt/ Museogestor, cut-away, 2008, 238 x 175 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas

Ein-Sterne-Bordell / Lone Star Brothel, 2005, 65 x 90 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas

Empfangszentrums, schematisch / Welcoming Center, schematic, 2008, 141 x 200 cm, Tusche, Acryl auf Leinwand / ink, acrylic on canvas

Krankenhaus, schematisch / Hospital, schematic, 2008, 185 x 163 cm, Tusche, Acryl auf Leinwand / ink, acrylic on canvas

Wellness-Center, schematisch / Wellness Center, schematic, 2008, 167 x 157 cm, Tusche, Acryl auf Leinwand / ink, acrylic on canvas

Universität für Frauen, schematisch / Female Slave University, schematic, 2008, 157 x 231 cm, Tusche, Acryl auf Leinwand / ink, acrylic on canvas

Bordell, schematisch / Brothel, schematic, 2008, 127 x 191 cm, Tusche, Acryl auf Leinwand / ink, acrylic on canvas

3-Sterne-Bordell für Frauen, schematisch / 3 Star Brothel for Female, schematic, 2008, 96 x 196 cm, Tusche, Acryl auf Leinwand / ink, acrylic on canvas

Gedärme-Museum, schematisch / Museogestor, schematic, 2008, 173 x 191 cm, Tusche, Acryl auf Leinwand / ink, acrylic on canvas

Einkaufszentrum, schematisch / Mall, schematic, 2008, 169 x 188 cm, Tusche, Acryl auf Leinwand / ink, acrylic on canvas

Energie-, Biogas- und Wasseraufbereitungsanlage, schematisch / Energy, Biogas and Water Treatment Plant, schematic, 2008, 165 x 190 cm, Tusche, Acryl auf Leinwand / ink, acrylic on canvas

CallCenter, schematisch / CallCenter, schematic, 2008, 128 x 198 cm, Tusche, Acryl auf Leinwand / ink, acrylic on canvas

Fitness Test / Fitness Test, 2008, 122 x 132 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas

Stadt der Sklaven – Stadtplan / Slave City – Urban Plan, 2005, 232 x 560 cm, Tinte auf Hahnemühle Papier auf Leinwand / archival ink on Hahnemühle paper mounted on canvas

Stadt der Sklaven – Geschäftsplan / Slave City – Business Plan, 2005, 180 x 540 cm, Tinte auf Hahnemühle Papier auf Leinwand / archival ink on Hahnemühle paper mounted on canvas

DIE UNFREIHEIT DER ZUKUNFT

EIN SYMPOSIUM DES KULTURWISSENSCHAFTLICHEN INSTITUTES NRW (KWI) UND DES
MUSEUM FOLKWANG, ESSEN
18 – 19. JUNI 2008

Konzept und Organisation / Concept and organisation:
Claus Leggewie und / and Harald Welzer (KWI)
Hartwig Fischer und / and Sabine Maria Schmidt (Museum Folkwang)

A SYMPOSIUM BY THE INSTITUTE FOR ADVANCED STUDIES IN THE HUMANITIES (KWI) AND
MUSEUM FOLKWANG, ESSEN
18TH – 19TH OF JULY 2008

FUTURE BONDAGE

Sklaverei gilt als extremste Form der Freiheitsberaubung, die heute weltweit geächtet ist und die Weltgesellschaft nicht mehr zu bestimmen scheint. Aktuelle Erscheinungen extremer Ausbeutung und Unterdrückung wie Kindersoldaten, Zwangsprostitution und Arbeitslager, die nach *Terre des hommes* mindestens 12 Millionen Menschen betreffen, dementieren diesen Optimismus.

Aber es gibt auch unzählige kollektive Selbstaufgaben individueller Freiheit. Die Provokation der *Stadt der Sklaven* regt zu der dramatischen Zuspitzung an, die heutige „Sklavenhaltergesellschaft“ zu denken und akute wie drohende Freiheitsverluste illusionslos zu diskutieren. Wie unfrei ist die Zukunft, welche Formen der Unfreiheit hält die Postmoderne bereit?

Slavery is held to be the most extreme form of deprivation of liberty; it is also considered illegal and no longer a determining feature of global society. Current forms of extreme exploitation and oppression, such as child soldiery, forced prostitution and labour camps – which according to *Terre des hommes* affect at least 12 million people – deny this optimism.

But there are also numerous forms of collective sacrifice of individual liberty. The provocative title *Slave City* is an invitation to think about the dramatic intensification of today's “slaveholding society” and discuss objectively our acute, or imminent, loss of freedom. How unfree is the future? What forms of bondage does post-modernity have in store for us?



Nachhaltige Sicherheit, gesicherte Nachhaltigkeit

Die Beobachtung freiwilliger Knechtschaft und die negativen Utopien des 20. Jahrhunderts

Trotz der Erfahrungen, die wir mit dem Aufstieg von Faschismus und Nationalsozialismus gemacht haben, neigen wir dazu, die Bedrohung der Freiheit als etwas von außen Kommendes zu denken und sie nicht in uns selbst zu suchen. Nicht wir selbst gefährden durch Ängste und Sorgen unsere Freiheit, sondern Tyrannen und Eroberer. Durch dieses Narrativ wird die Bedrohung der Freiheit externalisiert: Sie erwächst nicht aus der Mitte der Gesellschaft, sondern kommt aus deren Untergrund, von den Rändern oder gänzlich von außerhalb. Man könnte dieses Narrativ auch als Grundstruktur der Gründungs- und Selbsterhaltungsmythen demokratischer Republiken bezeichnen, durch die sich deren Bevölkerung von Zukunftsängsten entlastet und die Zuversicht verschafft, den Herausforderungen der Zukunft gewachsen zu sein. Wenn die Drohung der Knechtschaft von außen kommt, fokussiert das die Abwehrbereitschaft. So wird fluide Angst in gerichtete Furcht transformiert. Angst lähmt; Furcht dagegen befördert politische Wachsamkeit. Das Externalisierungsnarrativ ist nicht bloß Selbsttäuschung durch Verdrängung; es fokussiert auch Aufmerksamkeit und generiert Handlungsfähigkeit.

Die Transformation von Angst in Furcht ist also eine große und politisch wichtige Leistung, bei der sozio-politische Strukturen und epistemische Ordnungen zusammenwirken und sich wechselseitig stabilisieren. Aber diese Leistung hat ihren Preis, und der besteht darin, dass die weiterhin fortbestehende Freiheitsgefährdung von innen kurzerhand wegerzählt wird. Die Gefährdung der Freiheit aus dem Innern der Gemeinwesen hat zwei Seiten: zum einen die Unlust der Menschen, die Lasten der Freiheit zu tragen, zum anderen die Restbestände von Angst, die sich der Transformation in nach außen gerichteter Furcht entzogen haben. Ein Leben in Freiheit zu führen, ist nicht nur süß, sondern mitunter auch anstrengend. Und gelegentlich ist es sogar bitter. So bitter, dass man die neue Freiheit gerne gegen die frühere Knechtschaft eintauschen möchte.

Die große Erzählung dieses Eintauschen-Wollens ist die vom Murren der Kinder Israel in der Wüste gegen ihren Anführer Moses und der mitunter offen geäußerte Wunsch, zu den Fleischtöpfen Ägyptens zurückkehren zu dürfen anstatt sich weiterhin in der Wüste von Manna und der Hoffnung auf eine bessere Zukunft ernähren zu müssen. Aber die Fleischtöpfe Ägyptens sind gleichbedeutend mit der Knechtschaft, der Fronarbeit für den Pharao und der Sklavenexistenz in Ägypten, während die karge Nahrung der Wüste als Symbol für die Freiheit steht. Wie reagiert Moses? Er ruft den Gott zu Hilfe, mit dem das Volk einen Bund eingegangen ist, und dieser straft die Zweifler und Renitenten. Gott, so die Erzählung im *Buch Exodus*, zwingt sein Volk zur Freiheit, und zwar nicht mit sanfter, sondern mit harter Hand.

Darum soll es nachfolgend gehen: nicht um den Pharao, der das Volk nicht aus Ägypten ziehen lassen will und schließlich durch eine Abfolge schrecklicher Plagen doch dazu gezwungen wird; nicht um die arabischen Sklavenjäger des 18. und 19. Jahrhunderts, die in die Ackerbaukulturen des subsaharischen Afrika eingefallen sind, um dort menschliche Beute zu machen; nicht um die römischen Feldherrn der Antike, die von ihren Eroberungszügen immer neue Sklaven für die italische Latifundienwirtschaft herbeischafften; und auch nicht um die englischen Kaufleute des 17. und 18. Jahrhunderts, die im Handel mit Negersklaven ein Vermögen gemacht haben, oder um die Pflanzeraristokratien der amerikanischen Südstaaten, deren herrschaftlichen Villen im Zentrum von Baumwollplantagen lagen, auf denen Sklaven die Arbeit verrichteten. Hier soll es vielmehr um die Unlust des Volkes an der Freiheit gehen, wenn diese einmal nicht süß, sondern bitter ist.

Etienne de La Boétie, der frühverstorbene Freund Michel Montaignes, hat diesem Problem eine kleine Schrift gewidmet, die er unter den Titel *De la servitude volontaire (Von der freiwilligen Knechtschaft)* gestellt hat. La Boétie nimmt darin eine Frage auf, die ein halbes Jahrhundert zuvor bereits den Florentiner Republikaner Niccolò Machiavelli beschäftigt hatte: Warum ist der nach der Ermordung Caesars unternommene Versuch zur Wiederherstellung der Republik in Rom so schnell und so kläglich gescheitert? Handelte es sich um eine Verkettung unglücklicher Umstände oder hatte dieses Scheitern strukturelle Gründe? Neben der Exoduserzählung des *Alten Testaments* ist der Bericht über den Untergang der römischen Republik die zweite große Erzählung über die inneren Gründe des Freiheitsverlusts. Bereits Machiavelli hatte sich mit der Erklärung auseinandergesetzt, dass ein Volk für die freiheitliche Verfassung nicht mehr geeignet sein könne, wenn es die bürgerschaftliche Tugend verloren habe. Daraus hatte er die Konsequenz gezogen, dass man bei der Verteidigung der Republik vor allem auf die sozialmoralische Verfassung der Bevölkerung achten und alles tun müsse, um die republikanische Tugend

wiederherzustellen. Gelegentliche Kriege nach außen und die Institutionalisierung eines kontrollierbaren Konfliktniveaus im Innern erschienen Machiavelli dafür probate Mittel.

Als Skeptiker war La Boétie radikaler: Nicht der zeitweilige Verlust der bürgerlich-republikanischen Tugend, sondern die notorische Sehnsucht der Menschen nach der Knechtschaft lautete seine Antwort auf die Frage nach den Gründen für den Untergang der Republik. Die Freiheit wird danach dem Volk nicht geraubt, es wird auch nicht um sie betrogen, sondern das Volk verzichtet auf die Freiheit und begibt sich freiwillig in Knechtschaft. Der politisch-ideengeschichtliche Rückblick auf La Boéties kleine Schrift erinnert daran, in welchem Maße unser Verhältnis zu Freiheit und Knechtschaft durch Semantiken codiert ist: Die geraubte Freiheit und die aufgezwungene Knechtschaft sind Semantiken, die uns freisprechen von allen Zweifeln an der Freiheit und unsere eigene Sehnsucht nach Geborgenheit umdeuten in einen Angriff von außen. Für Knechtschaft und Unfreiheit verantwortlich sind immer die anderen. Der Moralist Etienne de La Boétie hat das Verlogene bzw. Unaufrichtige an diesen Behauptungen aufgedeckt. Kein Wunder also, dass seine Schrift kein Klassiker der politischen Ideengeschichte geworden ist, sondern schon bald in Vergessenheit geriet.

Auch William Shakespeare hat die Frage nach den Ursachen des Verlusts der Freiheit in Form einer für das Theater verfassten Analyse des Scheiterns der Caesarmörder noch einmal aufgegriffen. Die in seinem Drama *Julius Caesar* gegebene Antwort ist komplexer als die Machiavellis oder La Boéties. Wer beim Lesen, Hören oder Sehen des Stücks von der Unlust des Volkes an der Freiheit nichts wissen, sondern an der Beraubungssemantik festhalten will, konzentriert sich auf die große Rede Marc Antons über Caesars Testament: Das Volk sei durch Marc Antons raffinierte Rhetorik verführt und getäuscht worden. Wer jedoch genauer hinhört, dem bleibt nicht verborgen, dass das Volk verführt und getäuscht werden will. Nicht die Gegenspieler von Brutus und Cassius besiegeln den Untergang der Republik, sondern das Volk selbst, dem die selbständige Regelung seiner Angelegenheiten lästig geworden ist. Für ein paar Sesterzen, die ihm in Caesars Testament zugesprochen werden, gibt es seine Freiheit auf. Es kann mit der Freiheit nichts anfangen. Ihm geht es ums Wohlergehen.

Im aufklärerischen Pathos des 18. Jahrhunderts und eines emanzipatorischen Nationalismus, der das 19. Jahrhundert zunächst geprägt hat, ist diese Besorgnis um die sozialmoralischen Voraussetzungen der Freiheit in den Hintergrund getreten, um dann in den Anti-Utopien des 20. Jahrhunderts wieder aufzutauchen. Es ist bezeichnend, dass von ihnen George Orwells *1984* die bekannteste und am häufigsten apostro-

phierte geworden ist, ist sie doch viel stärker als die anderen auf eine ätiologische Externalisierung der Ursachen des Freiheitsverlusts und der Errichtung eines Regimes der Knechtschaft und Unterdrückung angelegt. Die Freiheit ist den Menschen genommen worden, und sie werden fortgesetzt betrogen. Deswegen wird von Orwell nachfolgend auch nicht die Rede sein, umso mehr dagegen von Jewgenij Samjatin und Aldous Huxley. Deren dystopische Beschreibungen nämlich handeln von der tiefen Zufriedenheit, mit der die Errichtung eines um Sicherheit und Ordnung zentrierten Prosperitätsregimes von der Bevölkerung aufgenommen und unterstützt wird. In Samjatins *Wir* lassen sich die Menschen freiwillig die Fantasie herausoperieren, da sie eine Quelle der Unzufriedenheit mit der bestehenden Ordnung und die Ursache des Aufbegehrens gegen sie ist. Die chirurgische Entfernung des imaginativen und kognitiven Zentrums menschlicher Freiheit, in deren Folge das Ich im *Wir* verschwindet, sichert die gute Ordnung gegen die Verführungskraft einer kleinen Widerstandsgruppe, die sich nicht beugen will. Und bei Huxley ist es ein durch psychedelische Drogen gesteigerter promiskuitiver Lebensgenuss, in dem das Glücksempfinden der Menschen gegen deren Freiheitsstreben ausgespielt wird. Die schöne neue Welt Huxleys ist bevölkert von den letzten Menschen aus Nietzsches *Zarathustra*: Sie hätten das Glück erfunden, erklären sie und blinzeln dabei in die Sonne ... Oder man denke an die Eloi, die vegetarischen Blumenkinder in Wells *Time Machine*: Sie sind verblödet, aber aus der Verblödung erwächst ihr Glück. Eine spätere Aufnahme dieser Vorstellung von der Freiheitsbedrohung durch konsumtiven Lebensgenuss findet sich in Herbert Marcuses Buch *Der eindimensionale Mensch*.

Freiheit im Sinne einer Verweigerung der Knechtschaft, so die hier vorherrschende Vorstellung, ist nur noch durch Verzicht und Askese möglich, durch Abkehr von der Rundumversorgung und ihren auf Glück und Zufriedenheit ausgerichteten Strategien. Spitzen wir es zu: Freiheit ist danach nur als heroische Inkaufnahme von Schmerz, Leid und Unglück möglich, als Verweigerung gegenüber allen Hilfsangeboten und Tröstungen, mit denen man sich dem Erfordernis zu entziehen sucht, den Preis der Freiheit auch zu zahlen. Die Antwort von Nietzsche, Samjatin, Wells, Huxley und schließlich Marcuse ist eindeutig: Wer den Preis der Freiheit nicht zahlen will, geht der Freiheit selbst verlustig. Freiheit ist keine Zusatzgratifikation für Wohlverhalten in der reglementierten Ordnung, sondern eine immer wieder aufs Neue zu fällende existentielle Entscheidung für eine durchaus riskante Lebensform.

Dass unsere Zeitgenossen heute das noch weniger hören wollen als die Menschen früherer Zeiten, ist kaum verwunderlich, sind die Risiken der Inanspruchnahme von Freiheit doch ungleich größer, als dies noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts der Fall war – obendrein haben wir heute im

Durchschnitt auch mehr zu verlieren. Die Sehnsucht nach Sicherheit im Sinne einer Rundumvorsorge gegen alle nur denkbaren Lebensrisiken hat eine Ordnung entstehen lassen, in der die vorgeblich mündigen Bürger auf den Status von Kindern zurückgeführt worden sind. In diesem Sinne ist die freiwillige Kindschaft an die Stelle der freiwilligen Knechtschaft getreten. Als Sklave erfährt sich nur, wer an seinen Ketten rüttelt, wer gegen diesen Zustand aufbegehrt und zu kämpfen bereit ist. Wer hingegen den Zustand des Behütetseins, des Geleitet- und Gelenktwerdens als Sicherung vor den Risiken des Lebens schätzt, denkt sich damit selbst als Kind im Zustand eines glücklichen Einverständnisses.

Und tatsächlich: Was kann man sich Schöneres vorstellen als einen Zustand wohlversorgten Einsseins mit sich und seiner Umgebung! Wer hier von Knechtschaft oder gar Sklaverei spricht, ist ein böswilliger Störer des Friedens, der so schnell wie möglich mundtot gemacht werden muss. Der zutiefst repressive Charakter der guten Ordnung zeigt sich als erstes im Umgang mit denen, die ihre segensreiche Wirkung in Zweifel ziehen. Die Anti-Utopien Samjatins und Huxleys zeigen das: Die Kritiker werden ausgeschaltet, weggesäubert. So wie das Kind, das mit seinem Ausruf, der Kaiser sei nackt, die feierliche Zeremonie zerstört, weil mit einem Male alle sehen, dass des Kaisers neue Kleider gar keine sind, so ist auch die Bezeichnung der Kindschaft als Knechtschaft hochgradig gefährlich: Es könnte sein, dass sich die Kinder danach als Knechte, als Sklaven begreifen. Die erwähnten Antiutopien berichten, wie solche Aufklärer ausgeschaltet werden.

Aber ist die von solchen semantischen Auseinandersetzungen ausgehende Gefahr für die sozio-politische Ordnung wirklich so groß? Ist sie überhaupt real? Der große englische Politiktheoretiker Thomas Hobbes, der unter dem Eindruck des Bürgerkriegs Mitte des 17. Jahrhunderts die staatliche Ordnungsleistung höher gestellt hat als die ursprünglichen Rechte und Freiheiten der Menschen, war davon überzeugt, dass politisch diskriminierende Semantiken, die nicht unter der Kontrolle des Souveräns stehen, zu Aufruhr und Rebellion führen, weswegen er die Bezeichnung des Monarchen als Tyrann unter Strafe gestellt wissen wollte. Kaum etwas habe den Menschen Europas mehr Unglück gebracht als die Übersetzung lateinischer und griechischer Texte, in denen mit dieser Unterscheidung gearbeitet wurde. Wo die Bezeichnung der Tyrannei für die Alleinherrschaft fehle, könne auch kein diesbezügliches Empfinden aufkommen. Dieser Logik folgt bekanntlich auch die Behörde, in der bei Orwell Winston Smith arbeitet und dafür Sorge trägt, dass Semantik, Realität und Erinnerung immer übereinstimmen.

Etienne de La Boétie hat solche präventive Sprachpolitik für überflüssig gehalten, weil er die Sehnsucht nach Glück und Sicherheit für stärker

hielt als das Streben nach Freiheit und Selbständigkeit. Der oder die Verfasser des *Buchs Exodus* im Alten Testament haben das ähnlich gesehen; auch für ihn oder sie war selbstverständlich, dass die Kinder Israel die Fleischtöpfe Ägyptens dem asketischen Leben in der Wüste vorzogen, dass sie lieber in ernährungsgesicherter Sklaverei als in von stetem Nahrungsmangel bedrohter Freiheit leben wollten. Also musste Gott sie in die Freiheit zwingen. Genau das ist die provokativ-paradoxe Botschaft des Exodus-Buches, von La Boétie bis zu einigen Antiutopisten im Anschluss an Friedrich Nietzsche: Die Freiheit muss erzwungen werden, wohingegen die Knechtschaft auf Freiwilligkeit beruht. Der Weg in die Knechtschaft ist mit Freiwilligkeit und Zustimmung gepflastert, während die Freiheit nicht ohne Zwang und Erziehung auskommt.

Aber wer könnte uns heute zur Freiheit erziehen oder zur Freiheit zwingen? Es ist das Dilemma und gleichzeitig die Größe freiheitlicher Ordnungen, dass sie beides nur als Selbsterziehung und Selbstzwang akzeptieren können. Das aber macht auch ihre Gefährdung aus: Sie verfallen schnell, wenn es an beidem mangelt. Das heißt: Die Bedrohung der Freiheit kommt nicht, wie die Warner und Mahner des politischen Alltags meinen, vom Staat oder aus dem Innenministerium. Sie kommt vielmehr von uns selbst, wenn wir der Lasten der Freiheit überdrüssig sind und nach einer Sicherheit Ausschau halten, die auch noch nachhaltig sein soll. Die Verbindung von Sicherheitsbedürfnis und der Erwartung von Nachhaltigkeit ist zu der wohl folgenreichsten Infragestellung einer so riskanten Lebensweise wie der in Freiheit geworden. Seitdem die Sorge um die Zukunft sich unserer bemächtigt hat, können wir Freiheit nur noch, wie es bei Friedrich Engels heißt, als „Einsicht in die Notwendigkeit“ denken. Damit aber sind wir zu Knechten, wenn nicht sogar Sklaven unserer Sorge geworden.



Sustainable Security, Secured Sustainability

The Observation of Voluntary Servitude and the Negative Utopias of the Twentieth Century

Despite the experiences we have had with the rise of fascism and National Socialism, we tend to perceive the threat to our freedom as something coming from outside, and not to try to find it within ourselves. We are not the ones who threaten our freedom through our fears and worries; rather, this is what tyrants and conquerors do. This narrative externalises the threat to our freedom: it does not grow up out of the middle of society, but comes from its substrate, from its periphery, or entirely from outside. One could also refer to this narrative as the basic structure of the myths surrounding the founding and self-preservation of democratic republics, by means of which the population relieves itself of its anxiety about the future and creates the confidence of being up to meeting the challenges it poses. When the threat of servitude comes from outside, it focuses one's readiness to defend oneself. Thus fluid fear is transformed into directed apprehension. Fear paralyzes; apprehension, in contrast, promotes political vigilance. The narrative of externalisation is not merely self-deception through repression; it also focuses awareness and generates a capacity to act.

The transformation of fear into apprehension is therefore a great and politically important achievement in which socio-political structures and epistemic orders cooperate and stabilise each other. But this achievement has a price, which consists in the fact that the constantly lingering threat of fear is narrated away from within without further ado. The threat to freedom from within the community has two sides: on the one hand, people's reluctance to carry the burden of freedom, and on the other hand the residues of fear that have eluded transformation into apprehension that is directed outward. Freedom is not only sweet, it can also be demanding. And occasionally it is even bitter, so bitter that one might be inclined to exchange a new freedom for an old servitude.

The great narrative on this wanting-to-exchange is that on the murmurings of the children of Israel in the desert against Moses and the repeated expression of their desire to be able to return to the flesh pots of Egypt instead of having to continue to subsist on manna in the desert and hope for a better future. But Egypt's flesh pots are synonymous with servitude, with enforced labour for the pharaoh, with a slave existence in Egypt; in contrast, the meagre nourishment of the desert stands for freedom. How does Moses react? He calls on God to help, with whom the people entered a union, and he punishes the doubters and the unruly. God, thus the story goes in the book of Exodus, forces his people to be free, and he does not do it with a gentle, but with a stern hand.

This is why the following will deal: not with the pharaoh who does not want to let the people withdraw from Egypt and yet who is forced to do so due to a series of disastrous scourges; not with the Arabian slave hunters of the eighteenth and nineteenth centuries who invaded the agricultural cultures of sub-Saharan Africa in order to capture human prey; not with the Roman commanders of antiquity who time and again produced new slaves for the Italic latifundia; and not with the English merchants of the seventeenth and eighteenth centuries who made a fortune with trading African slaves; or with the planter aristocracies of the American South, whose villas stood amid cotton plantations worked by slaves. What will be dealt with here is the people's aversion to freedom if it is at one point not sweet, but bitter.

Michel de Montaigne's friend Etienne de La Boétie, who met an untimely death, devoted a slim volume to this problem entitled *Discours de la servitude volontaire* (The Discourse of Voluntary Servitude). In it, La Boétie takes up the question the Florentine republican Niccolò Machiavelli had dealt with half a century prior to that: why did the attempt to restore the republic in Rome after Caesar's murder fail so quickly and so miserably? Was it a sequence of unfortunate events, or did this failure have structural reasons? The second great narrative on the internal reasons for losing freedom after the story of the exodus in the Old Testament is the report of the downfall of the Roman republic. Machiavelli had examined the explanation for a people no longer being capable of a liberal constitution because they had lost civic virtue. He came to the conclusion that when defending the republic, one has to attach great value in particular to the socio-moral constitution of the population and to undertake anything in order to restore republican virtue. Machiavelli regarded occasional external wars and the institutionalisation of a controllable internal conflict level to be an effective means for achieving this.

A sceptic, La Boétie was more radical: his answer to the question concerning the reasons for the downfall of the republic was not the temporary loss of civic republican virtue, but people's notorious longing for servitude. Accord-

ingly, the people are not robbed of their freedom, neither are they cheated out of it; rather, the people renounce freedom and voluntarily enter servitude. A review of La Boétie's slim volume in terms of the history of political ideas recalls to what extent our relation to freedom and servitude is coded by semantics: dispossessed freedom, forced servitude are semantics that absolve us of any doubt about freedom and redefine our own yearning for security into an attack from the outside. It is always the others who are responsible for servitude and bondage. It is no wonder that his book did not become a classic in the history of political ideas, but quickly fell into oblivion.

William Shakespeare also took up the question concerning the causes of the loss of freedom in the form of an analysis of the failure of Caesar's murderers composed for the stage. The answer provided in his drama *Julius Caesar* is much more complex than Machiavelli's or La Boétie's. Those reading, listening to or watching the play who do not want to know anything about the people's aversion to freedom but who want to cling to the semantics of dispossession should concentrate on the great speech held by Mark Anthony on Caesar's will: the people were seduced and deceived by Mark Anthony's refined rhetoric. However, if one listens more closely, one discovers that the people wanted to be seduced and deceived. It is not the antagonists Brutus and Cassius who seal the downfall of the republic, but the people themselves, for whom the independent regulation of their affairs has become burdensome. For a couple of sesterces awarded to them in Caesar's will, they relinquish their freedom. Freedom is of no use to them. To them it is a matter of their well-being.

In the progressive pathos of the eighteenth century and an emancipatory nationalism that initially marked the nineteenth century, this concern about the socio-moral conditions of freedom retreated into the background, only to again reappear in the anti-utopias of the twentieth century. It is telling that George Orwell's *1984* is the most well known of them and the one that has been most frequently apostrophised, it being much more than the others aimed at an etiological externalisation of the causes of the loss of freedom and the installation of a regime of servitude and oppression. The people were dispossessed of their freedom, and they continue to be deceived. Orwell will therefore also not be the subject of the following, but all the more so Yevgeny Zamyatin and Aldous Huxley. Their disutopian accounts deal with the deep satisfaction with which the population adopted and supported the installation of a regime of prosperity centred around security and order. In Zamyatin's *We*, people voluntarily let their imaginations be surgically removed because it was a source of discontent with the existing order and the cause of the uprising against it. The removal of the imaginative and cognitive centre of human freedom, a consequence of which is that I disappears into We, secures the sound order against the seductive power of a small group of resistance fighters who will not yield.

And with Huxley it is a promiscuous enjoyment of life brought about by psychedelic drugs, a state in which people's sense of happiness is played out against their pursuit of freedom. Huxley's brave new world is populated by the last human beings out of Nietzsche's *Zarathustra*: they invented happiness, they say, and while doing so, squint into the sun ... Or recall the Eloi, the vegetarian flower children in H. G. Wells's *The Time Machine*: they have been stultified, but their happiness grows up out of stultification. Herbert Marcuse later took up this notion of the threat to freedom by a consumptive enjoyment of life in his book *The One-dimensional Man*.

Freedom in the sense of rejecting servitude, the concept that prevails here, is only possible through renunciation and asceticism, through turning away from all-around care and its strategies, which are geared toward happiness and satisfaction. Let's go even further: accordingly, freedom is only possible as the heroic acceptance of pain, suffering and unhappiness, as a rejection of all offers of help and solace, with which one seeks to elude the exigency of also having to pay the price of freedom. The answers supplied by Nietzsche, Zamyatin, Wells, Huxley and finally Marcuse are unequivocal: he who does not want to pay the price of freedom loses freedom itself. Freedom is not a bonus for good conduct in the regimented order; rather, it is an existential decision for a by all means hazardous way of life that has to be made over and over again.

It is hardly surprising that our contemporaries are less inclined to want to hear this than people in the past, since the risks associated with laying claim to freedom are disproportionately greater today than was the case in the early twentieth century – and to top it all off, we now have, on average, more to lose. The longing for security in the sense of all-around precautions against any risk imaginable has allowed an order to develop in which ostensibly responsible citizens have been reduced to the status of children. In this sense, voluntary filiation has been substituted for voluntary servitude. Only those experience themselves as slaves who rattle their chains and are willing to rise up against this state and fight. In contrast, those who appreciate being cared for, led and guided and view this as security against life's risks imagine themselves into a state of contented acquiescence.

And indeed, what more wonderful thought is there than being well cared for and at one with oneself and one's surroundings! Whoever speaks of servitude or even slavery is a malicious disrupter of the peace and has to be muzzled as quickly as possible. The deeply repressive character of the good order first shows itself when dealing with those who cast doubt on its beneficial effect. Zamyatin and Huxley's anti-utopias demonstrate it: critics are eliminated, expurgated away. In the same way the child who cries out that the emperor is naked disrupts the ceremony, because all at once everyone sees that the emperor's new clothes are not clothes at all,

referring to filiation as servitude is profoundly dangerous: it might be that children see themselves as servants, as slaves. The anti-utopias referred to give accounts of how such proponents of enlightenment are dealt with.

But is the danger for the socio-political order that emanates from these kinds of semantic discussions really so great? Is it even real? The great English political theorist Thomas Hobbes, who, impacted by the Civil War in the mid-seventeenth century, placed the state establishment of order higher than the primary rights and liberties of human beings, was convinced that politically discriminating semantics not controlled by the sovereign lead to insurgence and rebellion, which is why he wanted to have designating the monarch a tyrant made punishable by law. Hardly anything else brought the people of Europe more misfortunate than the translation of Latin and Greek texts that worked with this distinction. If the designation of tyranny is missing for autarchy, then no concept can arise in this regard. As is generally known, in 1984, this is the logic pursued by the authority Winston Smith works for, and it ensures that semantics, reality and memory are always concordant with one another.

Etienne de La Boétie believed this kind of preventive language policy to be superfluous, because he considered the desire for happiness and security to be stronger than the pursuit of freedom and independence. The author or authors of the book of Exodus in the Old Testament saw this in a similar way; for him or them, it was natural that the children of Israel preferred the flesh pots of Egypt over an ascetic life in the desert; that they would rather live in slavery, where their nourishment was secured, than in a freedom constantly threatened by a lack of food. So God had to force them into freedom. This is the provocative and paradox message – from the book of Exodus and La Boétie to several anti-utopians in connection with Friedrich Nietzsche: that freedom has to be enforced, whereas servitude is based on voluntariness. The path to servitude is paved with voluntariness and consent, while freedom does not get by without coercion and education.

But who could educate or force us into freedom today? It is the dilemma as well as the greatness of liberal orders that they can only accept both as self-education and self-coercion. However, this is also what makes them dangerous: that they rapidly deteriorate if there is a lack of both. That is to say: the threat to freedom does not, as the alerters and admonishers of everyday political life believe, come from the state or from the department of state. Rather, it comes from us when we have grown tired of the burdens of freedom and are on the lookout for security that is also sustainable. The combination of needing security with expecting sustainability has become one of the most momentous challenges of a hazardous way of life – such as one in freedom. Since we have been taken possession by worrying about the future, we can only conceive of freedom, as Friedrich Engels put it, as the “recognition of necessity.” Thus we have become servants, if not slaves, to our worry.



Eine kurzer Abriss über die Weltgeschichte der Sklaverei

Teil I

1 José Antonio Saco: *Introducción - Egipto - Etiopia - Hebreos - Fenicios*, in: ders., *Historia de la Esclavitud*, Bd. I, Havanna 2002, S. 29-76, hier S. 29. Originalausgabe: José Antonio Saco: *Historia de la esclavitud desde los tiempos más remotos hasta nuestros días*, 3 Bde., Bd. I und II: Paris 1875; Bd. III: Barcelona 1877/78.

2 Kevin Bales: *Die neue Sklaverei*, München 2001; siehe auch: Pino Arlacchi: *Ware Mensch. Der Skandal des modernen Sklavenhandels*, München 2000; Suzanne Miers: *Slavery in the Twentieth Century: the Evolution of a Global Problem*, Walnut Creek 2003; Yves Bénéot: *La Modernité de l'esclavage. Essai sur la servitude au cœur du capitalisme*, Paris 2003; Kevin Bales: *New Slavery: A Reference Handbook*, Santa Barbara 2004; sowie: Marcel Dorigny und Bernard Gainot (Hrsg.): *Atlas des esclavages. Traités, sociétés coloniales, abolitions de l'Antiquité à nos jours*, Paris 2006; Moisés Naím: *Why is Slavery Booming in the 21st Century?*, in: Illicit Naím, *How Smugglers, Traffickers, and Copycats Are Hijacking the Global Economy*, New York 2005, S. 86-108.

EINLEITUNG

José Antonio Saco, kubanischer Intellektueller und Verfasser einer der ersten großen Weltgeschichten der Sklaverei, vertrat um 1870 die Meinung, dass es Sklaverei immer gegeben habe und immer geben würde: "Um dieses Werk zu schreiben, bin ich zu den ältesten Traditionen einiger Völker vorgedrungen; ich habe die Skulpturen und Inschriften konsultiert, die man auf den Mauern der ältesten Monumente der Erde konserviert, und ich habe die Annalen von mehr als 50 Jahrhunderten durchschritten, aber in all dem habe ich immer den Menschen als Sklaven des Menschen gesehen, so im alten wie im neuen Kontinent. Barbarische oder zivilisierte Nationen, große oder kleine, mächtige oder schwache, unter den unterschiedlichsten Formen der Regierung, die entgegen gesetzten Religionen bekenntend sowie ohne Unterschied der Klimate und des Alters, alle haben in ihrem Innern das Gift der Sklaverei".¹ Angesichts der 12 - 270 Millionen Menschen, die – je nach dem, wie man den Terminus definiert – heute unter Sklaverei-Bedingungen leben, scheint Saco Recht behalten zu haben.²

Das Wort „Sklaverei“ löst konventionell zunächst das Abrufen einer Meistererzählung von „Sklaverei und Freiheit“ aus, deren Elemente aus ein wenig Südstaatenromantik à la *Vom Winde verweht*, aus *Onkel Toms Hütte*, vielleicht noch etwas englischem Sklavenhandel des 18. Jahrhunderts, einer Prise *Amistad* sowie Szenen aus dem Kampf der britischen Abolitionisten gegen die Sklaverei zusammengesetzt sind. Das evozierte Bild ist meist das des gepeitschten, schlecht englisch sprechenden Schwarzen als Opfer psychopathischer Weißer in Alabama oder Mississippi. Dieses Bild ist fest verbunden mit einer Weltgeschichtserzählung, die ich „hegemonistisch“ nenne und die als grundlegendes Muster in Europa seit ca. 1850 bis heute vorherrscht. Diese hegemonistische Weltgeschichtserzählung unter Einbeziehung von „Sklaverei“ schaltet ein Gros der historischen und geografischen Facetten der Sklaverei aus: von den

3 Michael Zeuske: *Weltgeschichte der Sklaverei*, Stuttgart 2009 (in Vorbereitung).

4 Kevin Bales: *Die neue Sklaverei*, S. 13.

5 Kin-Sklaverei bezeichnet einen Sklavereitypus, der in einem Umfeld von Gesellschaften stattfindet, deren Hauptbeziehungen durch Verwandtschaft geprägt sind.

Pyramidenbauern in Ägypten, über Sklaverei in Griechenland und Rom; die europäische Leibeigenschaft, islamischen und afrikanischen Sklavenhandel sowie den asiatischen und den karibischen.³ Selbst wenn bewusst ist, dass die größte Sklavereigesellschaft der Welt in Brasilien existierte und die modernste Sklaverei des 19. Jahrhunderts auf Kuba, wird dieses Wissen sozusagen überdeckt von der schier Masse medialer Produkte und exzellenter Bücher über Sklaverei, Sklavenhandel sowie den so genannten *Anglo-Atlantic* aus den USA.

Diese Fixierung auf die Südstaaten-Sklaverei im 18. und 19. Jahrhundert steht in einem auffallenden Widerspruch zu den 12 - 270 Millionen Sklaven, die heute existieren und von oben beschriebener Meistererzählung sozusagen „weg-erzählt“ werden. Heutige Sklaven heißen selten Sklaven. Es handelt sich meist um Kinder, Mädchen, junge Frauen sowie junge Männer, die in Lagern unter „im Westen“ unvorstellbaren Arbeitsbedingungen leben. Sklaven sind heute meist weiblich und zu einem eher geringeren Anteil schwarzer Hautfarbe. Für sie gilt kein Recht und es gibt keine schriftliche Verwaltung in „römischer“ Tradition. Meist finden sich heutige Sklavinnen in Gesellschaften, die als „traditionell“ gelten und starke kommunal-bäuerliche Grundlagen aufweisen. Sie finden sich an den Grenzen des sich globalisierenden Kapitalismus beziehungsweise in aufsteigenden Schwellenländern wie Brasilien, Indien oder Mexiko und in den Formen „kleiner“ Hausklavereien in großen Städten, auch solchen des so genannten „Westens“. Arbeit aber gibt es auch heute noch unendlich viel. Die Frage ist, ob sie „bezahlbar“ ist bzw. bezahlt werden soll.

Welche Elemente welthistorischer Sklaverei sind existent oder werden wieder virulent? Um die verschiedenen Herausbildungen der Sklavereitypen überhaupt erkennen zu können, sollten wir die „große“ atlantische Plantagensklaverei in Nord- und Südamerika von 1520 bis 1888 als einen speziellen Typ von Sklaverei begreifen sowie nach anderen Entwicklungsformen von Sklaverei suchen. Und vorab sollten wir eine möglichst klare Definition setzen: Mit Kevin Bales ist Sklaverei „die vollkommene Beherrschung einer Person durch eine andere zum Zwecke der wirtschaftlichen Ausbeutung“⁴; ich würde die „körperliche Ausbeutung“ heute ergänzend einfügen.

„KLEINE“ KIN-SKLAVEREIEN IN DER WELTGESCHICHTE ⁵

Hypothetisch gab es Sklaverei bereits in der Prähistorie. Es ist anzunehmen, dass es überall auf der Erde Frühformen der Sklaverei gab, seit unterschiedliche Menschengruppen in Beziehung zueinander traten. Zu „Beziehungen“ gehören auch Konflikte und Kriege. Im Innern waren die Menschengruppen durch eine „Wir“-Identität, Kulte sowie Verwandtschaftsbeziehungen geprägt. Verwandtschaftsbeziehungen waren zugleich politische Beziehungen. Die Gruppen bildeten Kins, Clans oder

6 Detlef Gronenborn: *Zum (möglichen) Nachweis von Sklaven/Unfreien in prähistorischen Gesellschaften Mitteleuropas*, in: *Ethologisch-Archäologische Zeitschrift*, 42/1 (2001), S. 1-42; Timothy Taylor: *Believing the ancients: quantitative and qualitative dimensions of slavery and the slave trade in later prehistoric Eurasia*, in: *World Archaeology*, 33/1 (2001), S. 27-43.

Banden. Der wichtigste Status innerhalb einer solchen Kin-Gruppe war die Zugehörigkeit zu derselben.

Es gibt drei essentielle Fixpunkte bei der Herausbildung von Frühformen der Sklaverei:

1. Sklaven sind „Fremde“ oder Gefangene, denen ein Unterlegenheits- sowie Unreinheits- oder auch Ungläubigenstatus zugeschrieben wird.
2. Sklaven stehen im Besitz bzw. Eigentum anderer Menschen, den Sklavenhaltern, die die Verfügungsgewalt über den Körper und die Arbeitskraft der Sklaven ausüben.
3. Für jede Sklavereisituation spielt die Frage eine Rolle, wer nach den jeweils lokalen Regeln und Kosmologien die grundlegende Sozialeinheit, gemeint sind „Kin“ oder „Familie“, beherrscht.

Von welchem dieser drei Fixpunkte Sklavereien historisch bestimmt wurden, variierte in Zeit und Raum.

Noch nicht als Sklaven definierte Menschen in Abhängigkeitssituationen – gemeint sind Fremde, „Adoptierte“, Gefangene oder Schuldner – die historische Ausgangspunkte für die Entwicklung des Sklavenstatus bildeten, gab es in größerer Zahl seit sich sehr frühe Populationen von Menschen räumlich ausgebreitet haben, seit egalitäre Organisationsformen menschlichen Zusammenlebens durch erste hierarchische Systeme der sozialen Organisation abgelöst worden sind und – wohl beim Übergang zwischen Mesolithikum und Neolithikum – seit es öfter zu kriegerischen Konflikten zwischen Menschenpopulationen gekommen ist.⁶ Erst in Konflikt- und Kriegszeiten mussten „Gefangene“ überhaupt als besondere Gruppe definiert werden. Der älteste Typus eines „Anderen“ war sicherlich der oder die „Fremde“, Angeheiratete und „adoptierte“ Kinder eingeschlossen. Freiwillige oder mit Gewalt erzwungene Migration von einer Gruppe zur anderen war die Basis dieses „Fremdenstatus“, der je nach kultureller Konfiguration der Empfängergruppe eher Frauen und Kinder oder Männer betraf. Männer waren vor allem von der zweiten Hauptform der Sklaverei betroffen: der Kriegsgefangenschaft. Aus ihr und der verbreiteten Sitte des Tötens der wichtigsten besiegten Anführer entwickelte sich unter bestimmten Bedingungen auch die Opfersklaverei.

Das vorrangige Ziel von Kin-Sklaverei war die Integration von „Fremden“ oder Kriegsgefangenen in die eigene Gruppe. Dieser Integrationsprozess konnte aber durchaus damit beginnen, die zu Integrierenden als „Nicht-Menschen“ (Nicht-Kin) zu definieren und eine Zeit lang mit Gewalt in diesem Status zu halten, was meist mit bestimmten entehrenden Ritualen und Tätigkeiten verbunden war. Früher Sklavenhandel ist auch aus der inneren Perspektive nichteuropäischer Gesellschaften und Kulturen bekannt. Am bekanntesten ist das Beispiel der Kariben, die nur sich als „Menschen“ sahen und alle Nichtkariben und potentiellen Feinde als *itoto*

(Nicht-Menschen) bezeichneten. Besonders leicht einzufangende „Nicht-Menschen“ hießen *macu* oder *maco*. Kriegsgefangene Männer schließlich nannte man *poito* – ein Wort, das sowohl verkaufter Sklave als auch Schwiegersohn bedeutet.

Der Übergang zu stärker wirtschaftlich orientierten Formen von Sklaverei vollzog sich in Verbindung mit der Herausbildung von Häuptlingsgesellschaften unter Kriegsanführern sowie Heldenkulten und in Verbindung mit der Entstehung erster überregionaler Kultzentren. Häuptlinge und Kriegsanführer (*big men*) mussten sich mit Leibwächtern umgeben und ihre Nachfolge unter Kontrolle halten, was zu Vorformen der Militär- und Haremssklaverei führte. All dies mögen hinsichtlich der Quantität und der erforderlichen Kontrolle noch „kleine“ Sklavereien von wenigen Individuen gewesen sein.

In Form expansiver und bald imperialer Stadtstaaten entstehende Königs- und Priester-Gesellschaften konnten wegen der Anfälligkeit der Agrikultur nicht ganze Bauerngemeinden, die ihre Basis bildeten, direkt versklaven, verkaufen oder als Soldaten einsetzen. Hier bildeten sich besonders in Ägypten und in Alt-Peru Vorformen staatlicher Zwangsarbeit heraus, vor allem bei der Realisierung größerer Projekte. Wenn man diese Zwangsarbeiten aus der Perspektive der Sklavereitypen interpretiert, handelt es sich um Staatssklaverei. Da restlos alles als „Eigentum“ des Monarchen (Pharao, Inka) galt, waren individualisierte Hierarchisierungen von Sklaverei – inklusive der Rechtsfiguren von „Herr und Sklave“ – in imperial-religiösen Systemen wie Ägypten, Shang-China oder Alt-Peru eigentlich nicht vorgesehen. In Indien mag die Arya-Invasion, ähnlich wie in Sparta, zur Fixierung großer Gruppen „unfreier unterworfenen Ureinwohner“ geführt haben und mit kultischen Reinheitsregeln verbunden gewesen sein, die diese Distinktionen später metaphysisch verewigten. Das seit dem 11. Jahrhundert in den indischen Veden, die inhaltlich Situationen um das 3. Jahrhundert v.u.Z. widerspiegeln, fixierte „Kastensystem“ wurde so zum Ausgangspunkt infiniter realer Versklavungssituationen. Das Problem all dieser Sklavereitypen, die nicht so recht dem protagolistischen „römischen“ Modell entsprechen, ist, dass sie kaum sichtbar sind und in dieser Unsichtbarkeit bis heute existieren können – oft als distinkte lokale „Gebräuche“ und „Traditionen“ definiert. Als „kleine“ alltägliche Institutionen blieben diese „nichtrömischen“ Sklavereitypen auch in allen großen Bauern-Imperien und Nomadenreichen intakt: in Afrika (Ghana, Gao, Aksum) sowie unterschiedlichsten Reichsbildungen in Indien, China, Alt-Amerika und Eurasien. Meist waren die Sklavinnen für die Bereiche des „Unreinen“ zuständig (Tote, Tierhaltung, Kadaver, Abfälle, Prostitution), oft in Tempelanlagen und Kultstätten. Als eine Art unsichtbares Spinnennetz haben Formen der Kin-Sklaverei auch die Plantagengesellschaften Amerikas und das gesamte System des atlanti-

7 Marcus Rediker: *From Captives to Shipmates*, in: ders.: *The Slave Ship. A Human History*, New York 2007, S. 263-307.

8 Orlando Patterson: *Slavery and Social Death. A Comparative Study*, Cambridge 1982.

schen Sklavenhandels umgeben. Kin-Strukturen der fictive kinship (*shipmates, carabelas, sibbi, malungos*), die meist schon auf Sklavenschiffen entstanden, begründeten die afro-amerikanischen Kulturen der América negra/Black America.⁷

Fazit: Für eine globalgeschichtliche Perspektive auf die Weltgeschichte der Sklaverei, die von geschätzten 12 - 270 Millionen heute lebender Sklavinnen ausgeht, sind der Kin-Typ mit seinen unterschiedlichen Formen sowie andere Sklavereitypen wichtiger als der hegemonistische Sklavereityp in „römischer“ Tradition.

„GROSSE“ SKLAVEREIEN SEIT CA. 600 V.U.Z.

Wie aber entsteht „große“ Sklaverei aus Kin-Sklavereien? Wenn wir davon ausgehen, dass schon die gewaltsame Haltung von drei oder vier Kriegsgefangenen ganz erhebliche Infrastrukturen – Kontrolle, Gewalt und Terror – voraussetzen, wird deutlich, dass es sich bei allen Formen innerhalb des Universums der Kin-Sklaverei um „kleine“ Sklavereien handelt. Eine größere Anzahl an Sklaven (10 - 20 Personen) dürfte eher eine Gefahr als eine Sicherheit dargestellt haben, selbst wenn sie als Leibwächter eingesetzt waren. Hier zeigt sich, dass Sklaverei quantitative Aspekte hat. Orlando Patterson hat die wichtigsten Gesellschaften der Weltgeschichte und ihr Verhältnis zur Sklaverei untersucht.⁸ Aus dem prozentualen Anteil von Sklaven in der jeweiligen Gesellschaft hat er Schlüsse auf die Qualität der jeweiligen Gesellschaft gezogen. Seit Finley und Patterson hat sich das sozio-historische Binom „genuine sklavenhaltende Gesellschaft“ respektive „Sklavengesellschaft“ sowie „Gesellschaft mit Sklaven“ eingebürgert. „Sklavengesellschaften“ sind demnach Gesellschaften gewesen, deren Wirtschafts- und Sozialstruktur durch Sklaven sowie durch dynamische soziale Aushandlungsprozesse, Konflikte und Transkulturationen zwischen Sklaven und Herren geprägt waren. Und zwar obwohl oder gerade weil es auch andere Formen von Zwangsarbeit, freie Lohnarbeiter und Bauern gab.

Die beiden quantitativen Grundvarianten der Sklaverei – sind von einigen Forschern als small-scale slavery – „Sklaverei geringen Umfangs“ bzw. „kleine“ Sklaverei mit weniger als 15 - 20 Sklaven pro durchschnittlichem Besitzer – und large-scale slavery – „Sklaverei großen Umfangs“ bzw. „große“ Sklaverei mit meist mehr als 20 Sklaven pro durchschnittlichem Besitzer – definiert worden. Bei der Analyse der Entstehung von „großer“ Sklaverei bietet sich paradigmatisch der historisch reale griechisch-römische Typus an. Dieser Typus stand noch nicht unter dem generischen Namen „unserer“ Sklaverei, den wir heute für alle Sklavereitypen benutzen: männliche römische Sklaven waren servi und weibliche ancillae; während es im Altgriechischen in den Lokalkulturen noch viele Namen für konkrete Sklavereisituationen gab (*dúlos* = Sklave, *andrápodon* =

9 Helga Köpstein: *Zum Bedeutungswandel von σκλάβος / sclavus*, in: *Byzantinische Forschungen* 7 (1979), S. 67-88; dies.: *Zum Fortleben des Wortes δουλος und anderer Bezeichnungen für den Sklaven im Mittel- und Neugriechischen*, in: Elisabeth Charlotte Welskopf (Hrsg.): *Untersuchungen ausgewählter altgriechischer sozialer Typenbegriffe*, Berlin 1981, S. 319-353.

„auf Menschenfüßen gehend“, therapōn/therapáina = Diener/Dienerin, oikétes = Haus-Sklave, pais = Junge/Mädchen, sōma = Körper).⁹

Grundlagen der Entstehung des griechisch-römischen „großen“ Sklavereityps waren:

- a) der Handel in der Dreiheit von Austausch, Raub-Razzia und Piraterie sowie militärischer Expansion
- b) die Gewaltgewöhnung über ältere Kin-Formen der Sklaverei (Tötung von Kriegsgefangenen; Gladiatoren)
- c) die „Sklavereilücke“: Bauern wurden Soldaten und die hohen Offiziere der Heere verfügten über große Gruppen von Kriegsgefangenen; zugleich wurde Land rechtlich als wichtigste Form der Ressourcenkontrolle und des Status fixiert (Eigentum). In der Expansion wurde erobertes Territorium zu Provinzen, in denen große Sklavengüter mit Dutzenden und mehr Sklaven nach Villenverfassung entstanden,
- d) die Trennung von „Schuldner“ und „Sklaven“ im Zivilrecht
- e) die Fixierung von Sklaverei ins geschriebene Recht (erst zwischen 500 und 600 unter Justinian, vor allem in den „Digesten“). Dazu gehörten die zwei Hauptregeln im Familienrecht: Tötungsrecht des *pater familias* und die mütterliche Erbfolge des Sklavenstatus (Grundsatz *Sklavenbauch gebiert Sklaven – partus sequitur ventrem*).

SKLAVEREI IN ISRAEL

Sklaverei hat im antiken Israel eine derart wichtige Rolle gespielt, dass sie die so genannten heiligen Schriften (Bibel) stark beeinflusst hat und bis heute unser Denken und unsere Diskurse über Sklaverei prägt. Das historische Israel (um 1000 v.u.Z.) hat in Auseinandersetzung und im Dialog mit ägyptischen, kuschitischen, vorderasiatischen, babylonischen, phönizischen, griechisch-römischen und anderen Sklavereien wichtige Neuerungen eingebracht. Zunächst waren die Vorfahren der Juden wohl *people in between* Kleinvieh züchtender Nomaden und *habiru*. *Habiru* waren deklassierte, entwurzelte, renomadierte Unterschichten aus Gesellschaften der Wohlhabenderen und Sesshaften zwischen Mesopotamien, Syrien und Ägypten. Wie verschiedene andere unter dem Druck von Expansionen und Kolonisationen neu formierte Sozialverbände, Kultgemeinschaften und Stämme bildeten die *Habiru* unter der Führung von Richtern (militärische Führer, Könige) und Propheten (geistige Führer) einen Bund aus Clans. Sie entwickelten nach und nach eine starke, verbindende Gruppenideologie und Kultur. Nach dem Sturz der Hyksos-herrschaft sanken einige Clans der *Habiru* im Neuen Reich Ägyptens zu Zwangsarbeitern („Sklaven“) herab. Unter einem gewissen Moses, dem „Sklaven (Sohn, Kind) Gottes“ (*eved*), der möglicherweise nie wirklich gelebt hat, erzwangen sie um 1300 als „Hebräer“ den Auszug (Exodus) aus dem „Sklavenhaus“ des Pharao. Als Stammesbund mit einem beweglichen Kultzentrum (Bundeslade) vollzogen sie die Landnahme in

Kanaan und, nach der Zeit der Richter (1200-1020 v.u.Z.), den Übergang zur frühen Monarchie (Saul, David, Salomon) und zum expansiven Großjüdischen Reich (1000-928 v.u.Z.) mit dem religiösen Zentrum im Tempel von Jerusalem. Die Geschichte der Hebräer ist also in ihren sozialen Grundelementen, potenziell die gleiche, wie die der Stämme der Wayúu, Cocina, Southern Creeks oder Seminolen in Amerika. Bei den Hebräern kam allerdings sehr zeitig die „Katastrophe der Schrift“ hinzu, eine starke Prophetentradition und der konkurrenzmächtige Monotheismus eines Gottes, der „ich bin“ sagt und dann als *JHWH* unsichtbar und unsagbar bleibt, aber seinen „Söhnen“, die ihre Unterwerfung unter ihn auch im Begriff des „Sklaven“ (*eved*) ausdrückten, harte Regeln, Kleidungs- und Speisevorschriften sowie Pflichten auferlegte. Theoretisch führte der strenge Rigorismus der Gesetze des Monotheismus zur Durchsetzung von Regeln und zur Stärkung der Gruppenidentität. Aber auch eine gewisse Entzauberungs- und Gleichheitstendenz setzte ein. Die Bibel, das alte Testament, eine „Geschichte der Geschichte“, ist der Gründungsmythos des sozialen Verbandes der *Habiru* (Hebräer); das Buch Exodus gilt als „die Geschichte eines erfolgreichen Sklavenaufstandes“.

In Israel gab es Kin-Schutzgesetze vorrangig für jüdische Sklaven. Die frühen Stämme Israels und Judas betrachteten sich seit der Herausbildung des Jahwe-Monotheismus nach der „babylonischen Gefangenschaft“ als auserwähltes Volk. Es gab aber durchaus fremde Sklaven – auch mit dunklerer Hautfarbe. Das jüdische Alte Testament nimmt Sklaverei – wie Homer übrigens auch – als gegeben an. So war es auch im Umfeld des fruchtbaren Halbmondes und Ägyptens normal. Unterschieden wurde aber die Historisierung der Politik in der „Geschichte der Geschichte“ und die Einstellung zur Sklaverei, weil zur Gründungslegende eben die „Versklavung“ der Hebräer in Ägypten und der Aufstand und die Flucht (Exodus) vor der Sklaverei gehörten.

Sklaven wurden in Israel wahrscheinlich besser behandelt als anderswo in der antiken Welt. Ein Israelit konnte sich wegen Schulden oder wegen Wiedergutmachung eines Diebstahls in die Sklaverei verkaufen; ein Vater konnte seine Tochter zur Begleichung von Schulden verkaufen. Sklaven mussten jedoch nach sechs Jahren (im siebten von sieben Jahren = Sabbatjahr; Exodus 22,2-11) oder im Jubeljahr (*yovel*) freigelassen werden. Alle 50 Jahre sollten Sklaven befreit und das Familieneigentum wieder hergestellt werden. Dann musste den Sklaven eine gewisse Abfindung gezahlt werden. In ihrer Rechtstheorie übernahmen alle sich selbst als Buch-Religionen bezeichnenden Glaubensgemeinschaften (Christentum, Islam) dieses Quasi-Versklavungsverbot eigener Glaubensgenossen, wenn auch oft mit vielen praktischen Schlupflöchern. Im Grunde aber stellte die historische Sklaverei im alten Israel den Versuch dar, eine sich entwickelnde Wirtschaftssklaverei wieder auf „kleine“ Kin-Dimensionen zu begrenzen.

Nicht die israelitische Sklaverei, wohl aber die „römische“ Tradition der Sklaverei wurde von allen „Barbaren“-Völkern zwischen 400 und 1200 übernommen und mit jeweils eigenständigen Kin-Sklavereiformen vermischt. Im nördlichen Westeuropa, vor allem in Nordfrankreich und Südengland, entwickelte sich unter Einfluss von Christentum, Kolonat, Kommunen (Städte) und monarchischen Regierungsformen sowie in ideologischer Abstoßung vom „römischen“ Sklavereimodell neue Formen bäuerlicher Bindungen (Leibeigenschaft) mit größeren Freiräumen und technischen Neuerungen; im südlichen Westeuropa und an den Nordrändern des Mittelmeeres sowie in Byzanz blieben Haus-Sklaverei und Sklavenhandel immer virulent und in Osteuropa kam es nach der christlichen Ostexpansion und Wikinger-Staatsgründungen zu extremen Formen der Leibeigenschaft. Die wichtigste Entwicklung eines neuen, man kann fast sagen „globalen“ Sklavereitypus vollzog sich während der Expansionsphase der arabisch-islamistischen Kultur mit ihrer urbanen Sklaverei, der Haremssklaverei und den Sklavenarmeen. Mit dem Islam wurde großflächig ein übergreifender Sklavereitypus aus unterschiedlichen kleinen Sklavereien sowie einer dazugehörigen Religion begründet. Dieser Typus entwickelte sich zum „anderen“ Typus einer „großen“ Sklaverei auch über die Blütezeit arabisch-islamischer Reiche hinweg im Osmanenreich (seit ca. 1350), in Persien, im Mameluckenreich und im Sultanat von Delhi/Mogulreich weiter; dabei spielten Sklavensoldaten und Leibwächter, aber auch weiterentwickelte Formen von Kin-Sklaverei, vor allem von Frauen, überall eine wichtige Rolle.

Die engeren Kerngebiete des heutigen Europa, vor allem Westeuropa (Gallien und Hispanien), wurden Teile des römischen und partiell auch des arabisch-islamistischen (Al-Andalus, Spanien) Sklavereiraumes. Mitteleuropa lag an der Peripherie und war Sklavenjagdgebiet mit unterschiedlichsten lokalen Kin-Sklavereien (Germania, Slavia), Nord-Osteuropa (Skythia, Wikinger) ebenso. Beim langen Übergang zu anderen Formen des Zwangs, der Arbeit und der Bindung der Arbeitskräfte (6.-11. Jahrhundert) entwickelte sich Südosteuropa mit Byzanz zum neuen Zentrum der Sklaverei „römischen“ Typs. Die „neue“ Sklaverei wurde seit dem 13. Jahrhundert als Kommodifizierung, als Fernhandel und Eigentumserwerb an Menschen verstanden. Da man annahm, dass sie aus der Slavia, einem Sklavenfanggebiet par excellence, kamen, bezeichnete man sie mit dem neuen Wort „Slaven“, das zumindest seine Ausformung im islamistisch-arabischen Sklavereiraum genommen hatte: Saqaliba. Das bedeutet, dass es in Bezug auf das Gesamtverständnis einer Sklaverei als „großer“ Typus unter einem generischen Namen keine Kontinuität zwischen „römischer“ und islamistisch-arabischer Sklaverei und damit auch nicht zur neuzeitlichen Sklaverei gibt.

DAS „MITTELALTER“: DER „NAME“ DER SKLAVEREI

Das Wort *Saqaliba* verbreitete sich zunächst in den Sprachen des islamischen Raumes und dann auch in den Sprachen Europas. Erst nach 1650 begann es sich über den Atlantik und mit der portugiesischen Expansion auch in die östliche Hemisphäre auszubreiten und zu globalisieren. *Saqaliba* bzw. *Sakaliba* wurde zur generellen Bezeichnung für alle Menschen, die in entfernten Landschaften gefangen oder eingehandelt worden waren; Grund dafür war auch, dass die Portugiesen für den Typus des „schwarzen“ Menschen aus Guinea keine andere treffende Bezeichnung zur Verfügung hatten. Das Wort „Sklave“ – Portugiesisch *escravo*, worin wie im kastilischen *esclavo* oder im katalanischen *esclau* immer die Lautfolge *skla* oder *skra* deutlich wird – hatte seit Jahrhunderten einen schutzlosen und machtlosen Menschen bezeichnet, der unter entwürdigenden Bedingungen über gut organisierte Fernhandelsinfrastrukturen in ferne Länder verschleppt wird. Die Vokabel war um 1400 längst gebräuchlich geworden. Deshalb wurden Sklaven aus Afrika auch eigentlich als „schwarze Slawen“ (*escravos negros*) - bezeichnet.

Wegen der christlichen Ostexpansionen und der Festigung von Monarchien in Osteuropa sowie der Entstehung von Imperien im nördlichen Afrika verlagerte sich der massive Sklavenhandel mit *Sakaliba* seit 1200 an die Nordküsten des Schwarzen Meeres, vor allem in die genuesischen und venezianischen Kolonien Tana und Kaffa. Bald kamen massive Anlieferungen von Kriegsgefangenen der Mongolen hinzu. Insgesamt aber kam es seit der osmanischen Expansion einerseits zu einer Verknappung des Angebots an „slawischen“ Sklaven, infolge der Pestepidemien seit Mitte des 14. Jahrhunderts andererseits zu einer Verteuerung der Arbeitskraft und zu einer Renaissance der „römischen“ Sklaverei im Mittelmeerraum. Auch auf der iberischen Halbinsel hatte mit den Fortschritten der *Reconquista* die Möglichkeit, Mauren zu versklaven und dadurch die ausbleibenden Sakaliba/Slawen zu ersetzen, rapide abgenommen. Ehe wir uns dem atlantischen slaving, verstanden als Gesamtprozess von Sklavenjagd, -fang, -transport, Sklaveninfrastrukturen sowie Sklavenarbeit zuwenden, muss noch einmal darauf hingewiesen werden, dass auf allen Kontinenten, Inseln und Ozeanen sowie Meeren sowohl alle Formen von Kin-Sklavereien als auch spezifisch entwickelte Sklavereitypen ohne „römische“ Tradition existierten.

„GROSSES“ SLAVING IM ATLANTISCHEN RAUM

Bei vielen Historikern ist noch immer nicht verinnerlicht, dass die atlantische Sklaverei als Institution in Amerika nicht mit den Schwarzen, sondern mit der Indiosklaverei der Tainos der großen Antillen begann. Die atlantisch-amerikanische Sklaverei wurde zum Leidwesen der Indios quasi neu erfunden. Die Spanier konnten sich angesichts der rituellen Anthropophagie der Karibier und der aztekischen Menschenopfer von Sklaven zu Recht als erste Menschenrechtler fühlen. Die Alternative lautete, als Kriegsge-

fangener geopfert oder als Gefangener „nur“ versklavt zu werden. Damit lag eine positive Legitimation der neuen Sklaverei klar auf der Hand. Die Spanier funktionierten die Kin-Sklaverei der antillischen Taínos (naboría), in eine Art Haussklaverei, vor allem von Frauen, um. Diese erhielten wie im Islam eine bessere Stellung, wenn sie den „Conquistadoren“ Kinder gebären. Männer gerieten in eine Art rurale Transport- und Dauernaboría und kamen auch im Bergbau oder beim Perlenfischen zum Einsatz.

Das ist symptomatisch für die frühe atlantische Sklaverei – sie setzte sich aus verschiedensten lokalen Kin-Sklavereien und Sklavereitypen (auch und gerade afrikanischen) zusammen; die sozusagen in die schriftlichen Dokumente in „römischer“ Tradition „hineingeschrieben“ wurden. Nach einer kurzen Phase von Razzien stellten die Spanier in Westafrika fest, dass die Überfälle kontraproduktiv waren, zumal ihnen im Austausch fast überall lokale Kriegsgefangene und Sklaven angeboten wurden. Die ersten Iberer fungierten in Westafrika eher als Transporteure für afrikanische Küsten-Eliten, die damit unter anderem die Karawanen-Konkurrenz unter Druck setzten. Nur an bestimmten Küstenpunkten (Cacheu, El Mina), im Kongo-reich und im entstehenden Angola (seit ca. 1560) kontrollierten nicht die Europäer, sie mussten sich mit afrikanisch-europäischen Kulturbrokern und afrikanischen Eliten ins Benehmen setzen. In Angola beteiligten sie sich partiell am Sklavenfang; allerdings waren sie auch dort immer auf Allianzen mit Afrikanern angewiesen. Inwieweit der Druck dieser afrikanischen und afrikanisch-europäischen Eliten des Slaving die atlantische Sklaverei – verstanden als Verkauf von Massen von Kriegsgefangenen nach „außerhalb“ – überhaupt begründete, ist umstritten.

In Amerika existierten lokale Razziensklavereien trotz offizieller Verbote bis 1550 in den Zentren und an den Peripherien gar bis zum Ende der Kolonialzeit und darüber hinaus. Verschiedene Formen der Kin-Sklaverei, zum Beispiel die von Indio-Mädchen als Hauspersonal, existieren noch heute. Den Spaniern und später allen Europäern wurden an allen Expansionsgrenzen Sklaven angeboten. Die stellten eine Art „Weltgeld“ oder Kapitalanlage dar. Denn Sklaven konnten arbeiten, als Ergänzung der Mannschaft fungieren, durch Verkauf oder Kinder von Sklavinnen Gewinne einspielen oder ganz allgemein den Status erhöhen.

Fachleute des Sklavenhandels und ein Großteil des Personals (Matrosen, Übersetzer, Aufseher, Administratoren, Bewachungspersonal, Köche) blieben fast die gesamte Zeit „Portugiesen“, die sowohl aus Portugal, Brasilien oder Angola oder von einer der Atlantikinseln stammen konnten. Oft handelte es sich auch um Atlantikkreolen, Nachkommen europäischer Väter und afrikanischer Mütter, die schnell eine Zwischengruppe von Händlern, Sklavenjägern und Kulturbrokern an den afrikanischen, aber auch amerikanischen Sklavenhandelsplätzen bildeten und die Kultur des Atlantiks der

10 Luiz Felipe de Alencastro: *Johann Moritz und der Sklavenhandel*, in: Gerhard Brunn und Cornelius Neutsch (Hrsg.): *Sein Feld war die Welt. Johann Moritz von Nassau-Siegen (1604-1679). Von Siegen über die Niederlande nach Brasilien und Brandenburg*, Studien zur Geschichte und Kultur Nordeuropas; Bd. 14, Münster 2008, S. 123-144.

11 Dale W. Tomich: *The „Second Slavery“: Bonded Labor and the Transformations of the Nineteenth-century World Economy*, in: Francisco O. Ramirez (Hrsg.): *Rethinking the Nineteenth Century: Contradictions and Movement*, New York 1988, S. 103-117.

12 Saidiya Hartmann: *Lose Your Mother. A Journey Along the Atlantic Slave Route*, New York 2007.

Neuzeit in seiner Tiefendimension prägten. Alle „neuen“ Sklavenhändler-Kolonisatoren, vor allem die Niederländer ab ca. 1630, übernahmen „portugiesische“ Erfahrungen, Plätze und oft auch gleich das Personal.¹⁰ Während die „neuen“ nordwesteuropäischen Kolonialmächte, vor allem England, Frankreich, die Niederlande und Dänemark, von ca. 1630 bis 1808/1848 eine Reihe von Neuerungen in der Sklavenarbeit selbst, der Organisation der Sklaverei (*gang-work*, neue Techniken und Technologien) und im Sklavenhandel (Handelskompanien, Kapitalisierung und Versicherung, Sklavenschiffe, Sklavenmärkte) einbrachten, blieben die grundlegenden Infrastrukturen (Sklavenfaktorei, Kontakte zu afrikanischen Versklavern, Organisation des Transports, Ankunft und Transport in Amerika) von „portugiesischen“ Erfahrungen und Personal geprägt. Das wurde schlagartig deutlich als Großbritannien, die führende Sklavenhandels-Nation des 18. Jahrhunderts, nach 1808 den Sklavenhandel verbot: Eine neue, „große“ Zeit der spanischen und portugiesischen Sklavenschmuggler (*negreros*) setzte ein.

Erst nach der Sklavenrevolution (Saint-Domingue/Haiti 1791-1803) und dem Verbot des britischen Sklavenhandels (1808) entstanden auf drei Wegen die drei paradigmatischen „großen“ Sklavengesellschaften des atlantischen Amerika: Kuba, der Süden Brasiliens und der Süden der USA. Kuba und Brasilien waren in Bezug auf die Besatzungen von Sklavenplantagen immer „größer“ als die USA. Beide entfalteten ihre Sklavengesellschaften auf Basis der Akkumulation aus dem fortlaufenden „portugiesischen“ Sklavenhandel, jetzt primär in der Ausformung als Schmuggel (in Brasilien ergänzt durch massiven internen Sklavenhandel vom Nordosten in den Süden bei São Paulo). Für Kuba wie für die USA wurden Eisenbahn und Dampfschiff, auf Kuba auch massive Investitionen von Sklavenhändlern (*negreros*) in neue Techniken, Organisationsformen und Technologien der Zucker- und Kaffeeproduktion – bis hin zu einer Fast-Industrialisierung unter Kolonialbedingungen – wichtig für die Herausbildung von „großen“ amerikanischen Sklavereitypen, der so genannten 2. Sklaverei¹¹; Brasilien erlebte keine derartigen technischen Neuerungen, konnte sich aber auf Grund der schier GröÙe seiner Sklavenpopulation sowie der Plantagen (fazendas), der Dynamik seiner Städte und der direkten Kolonial- und Sklavenhandelsbeziehungen nach Afrika in Konkurrenz zu den „großen“ Sklavereien behaupten. Erst diese zweite Sklaverei grub sich in das über die neuen Medien des 19. Jahrhunderts „globalisierte“ Bewusstsein des „Westens“ ein, auch durch den langen Kampf um Abolition in Verbindung mit dem neuen, imperialistischen Kolonialismus in Afrika. Lokale Erinnerungen¹² an das damit verbundene Slaving und an lokale Sklavereien, wie auch weiter existierende Elemente „kleiner“ lokaler Kin-Sklavereien und anderer „großer“ Sklavereitypen gerieten mehr und mehr in die Bereiche von Ethnologie, Anthropologie und Fach-Museen (wenn überhaupt). Eben diese Sklavereien aber bilden in Verbindung mit den Resten und Elementen „alter“ Sklavereien die Quellen und Grundlagen heutiger Sklavereitypen.



A Short Outline of the History of Slavery

Part I

1 José Antonio Saco, *Introducción - Egipto - Etiopía - Hebreos - Fenicios*, in *ibid. Historia de la Esclavitud* (Volúmen I), introductory essay, compilation and notes Torres-Cuevas, La Habana, Imagen Contemporánea, 2002 (Biblioteca de Clásicos Cubanos), pp. 29-76, here p. 29. Original publication: José Antonio Saco, *Historia de la esclavitud desde los tiempos más remotos hasta nuestros días*, vols. I and II Paris, Kugelmann 1875, vol. III, Jaime Jepús, Barcelona 1877/78

2 Kevin Bales, *Die neue Sklaverei*, Munich, 2001. Cf. Pino Arlacchi, *Ware Mensch. Der Skandal des modernen Sklavenhandels*, Munich, 2000; Suzanne Miers, *Slavery in the Twentieth Century: the Evolution of a Global Problem*, Walnut Creek, CA, Altamira Press 2003; Yves Bénot, *La Modernité de l'esclavage. Essai sur la servitude au cœur du capitalisme*, Paris, La Découverte 2003; Kevin Bales, *New Slavery: A Reference Handbook*, Santa Barbara, ABC CLIO 2004 (Contemporary World Issues Series); Marcel Dorigny and Bernard Gainot (eds.), *Atlas des esclavages. Traités, sociétés coloniales, abolitions de l'Antiquité à nos jours*, Paris, Éditions Autrement (Collection Atlas/Mémoires) 2006; Moisés Naim, *Why is Slavery Booming in the 21st Century?* in *ibid. Illicit: How Smugglers, Traffickers, and Copycats Are Hijacking the Global Economy*, New York, Doubleday, 2005, pp. 86-108

INTRODUCTION

In 1870 José Antonio Saco, Cuban intellectual and author of one of the first comprehensive histories of slavery, put forward the opinion that slavery had always existed and would always do so: “In order to write the present work I have gone back as far as the oldest traditions of a number of peoples; I have studied the sculptures and inscriptions on the walls of the earth’s most ancient monuments and I have consulted the annals of more than fifty centuries, but in all of them I always found man the slave of other men, in both the Old and the New World. Barbarous or civilised nations, large or small, powerful or weak; among all the various forms of government, including those that disavow the established religions and without regard to climate or age, all have within them the poison of slavery.”¹ Given the 12-270 million people who – depending on how the term is defined – live under conditions of slavery today, Saco appears to have been right.²

The word “slavery” traditionally evokes a heroic narration of “slavery and freedom”, whose elements are cobbled together from Southern *Gone with the Wind* romanticism, from *Uncle Tom’s Cabin*, perhaps a little 18th-century slave trading, a pinch of *Amistad* and a few scenes from the struggle of the British abolitionists. The image is usually that of the beaten, inarticulate black as the victim of psychopathic whites in Alabama or Mississippi. It is firmly associated with a form of historical narration that I call “hegemonistic” (i.e. striving for dominance). It has been the underlying European model from c. 1850 until today. This hegemonistic narration, which includes “slavery”, disregards the majority of historical and geographical facts about slavery: from the building of the pyramids in Egypt, to Greek and Roman slavery, to European serfdom and Islamic, African, Asian and Caribbean slave-trading.³ Even if it is known that the world’s largest slave society was Brazil and that 19th-century slavery was at its

3 Michael Zeuske, *Weltgeschichte der Sklaverei*, Stuttgart Reclam, 2009 (in preparation)

4 Kevin Bales, *Die neue Sklaverei*, p. 13

5 Kin slavery is a form of slavery that takes place within a social environment whose primary relationships are characterised by kinship

most “modern” in Cuba, this knowledge will be overlaid by the sheer mass of media products and excellent books on slavery, the slave trade and the so-called “Anglo-Atlantic” from the US.

This fixation on Southern 18th- and 19th-century slavery is in stark contradiction to the 12-270 million slaves living today, who are “deleted” from the above heroic narration. Today’s slaves are seldom called slaves. They are generally children, girls, young women and men, living in compounds under working conditions that would be unimaginable in “the West”. Today’s slaves are usually female, and the minority of them have black skins. They have no rights, and there is no written administration in the “Roman” tradition. Today’s slaves are mostly found in societies considered “traditional”, with a strongly communitarian-agricultural basis. They are found in developing countries on the borders of globalised capitalism such as Brazil, India or Mexico, and as domestic slaves in large cities – also those of the so-called West. There is plenty of work today. The question is whether it is paid, or should be.

What elements of historical slavery are still in existence or becoming virulent once again? In order to identify the various forms of slavery, we should view the “major” Atlantic plantation slavery in North and South America from 1520 to 1888 as a specific type of slavery, and look at first for other historical expressions of the phenomenon. And firstly we should establish as clear a definition as possible: Kevin Bales sees slavery as “the absolute domination of one person by another for the purpose of economic exploitation”⁴; today I would also add “physical exploitation”.

“MINOR” KIN SLAVERY IN HISTORY⁵

Slavery was hypothetically existent in pre-historical times. It must be assumed that slavery began to emerge all over the world as soon as different groups of people came into contact with one another. “Contact” also includes conflict and war. Within their groups people were conditioned by a “we”-identity, by cults and kinship relationships – these were also political relationships. Groups were formed by kin, clans or other ties. The most important status within a kin group was that of belonging to it.

There are three essential benchmarks for the development of the early forms of slavery:

1. Slaves are “foreigners” or prisoners to whom a status of inferiority, impurity or godlessness is attributed.
2. Slaves are the property of other people, the slaveholders, who have the power of control over their bodies and labour.
3. In every form of slavery a role is played by the question of who, according to the respective local customs and cosmologies, dominates the basic social unit, i.e. the “kin” or “family”.

6 Detlef Gronenborn, *Zum (möglichen) Nachweis von Sklaven/Unfreien in prähistorischen Gesellschaften Mitteleuropas*, in: *Ethologisch-Archäologische Zeitschrift*, 42:1 (2001), p. 1-42; Timothy Taylor, *Believing the ancients: quantitative and qualitative dimensions of slavery and the slave trade in later prehistoric Eurasia*, in *World Archaeology*, 33/1, (2001), pp. 27-43

Which of these benchmarks was the decisive one varies according to time and place.

Although not yet defined as slaves, there had been large numbers of people – e.g. foreigners, “adoptees”, prisoners or debtors – in de-facto situations that were the historical starting point for the development of the slave status since the territorial expansion of the early human populations, since the replacement of egalitarian forms of human social organisation by hierarchical ones and – during the transition from the Mesolithic to the Neolithic period – since the increase in belligerent conflict between human populations.⁶ It was only in times of conflict and war that “prisoners” began to be defined as a special group at all. The oldest type of “other” was certainly the “foreigner”, including spouses and “adopted” children. Voluntary or forcible migration from one group to another was the basis of this “foreign status”, which affected either women and children or men, depending on cultural configuration. Men were most affected by the second main form of slavery: war captivity. This, and the widespread custom of killing the conquered ringleaders, developed under certain circumstances into sacrificial slavery.

The primary aim of kin slavery was the integration of “foreigners” or war captives into one’s own group. This process could certainly begin with defining the not-yet-integrated as “non-people” (non-kin) and by forcibly maintaining this status for a time, which was usually associated with particular dishonouring rituals and activities. We also know of early slave trading from the inner perspective of certain non-European societies and cultures. The most well-known example is that of the Caribs, who only saw themselves as “people” and described all non-Caribs and potential enemies as *itito* (non-people). Particularly easily captured *non-people* were called *macu* or *maco*. Men captured in war were *poito* – a word that meant both saleable slave and son-in-law.

The transition to more economically oriented forms of slavery took place in connection with the formation of warrior-led chieftain societies and the emergence of heroic cults and the first supra-regional cult centres. Chiefs and warrior commanders (*big men*) had to surround themselves with bodyguards and keep their successors under control, which led to early forms of military and harem slavery – all of which will have been “minor” enslavements of a few individuals, given their lesser extent and control.

Monarchic and theocratic societies in the form of expansive, and soon imperial, city states were unable – because of their agricultural sensitivity – to directly enslave, sell or conscript the rural communities which formed their base. Here early forms of forced labour were evolved, particularly in Egypt and ancient Peru and above all for the realisation of larger projects.

7 Marcus Rediker, *From Captives to Shipmates*, in: *ibid. The Slave Ship. A Human History*, New York, Viking, 2007, pp. 263-307

8 Orlando Patterson, *Slavery and Social Death. A Comparative Study*, Cambridge, Harvard University Press, 1982

In terms of slavery types what we have here is state slavery. Since everything, without exception, was considered the “property” of the monarch (pharaoh, Inca), there was no hierarchical individualisation of slavery – including the legal concepts of “master” and “slave” – in religious-imperial systems like Egypt, Shang-dynasty China or ancient Peru. Similarly to Sparta, the Aryan invasion of India may have led to the classification of larger groups of “subjugated aboriginals” and possibly involved cultic purity regulations that later metaphysically eternalised such distinctions. The “caste system” fixed since the 11th century BCE by the Indian Vedas, which also reflect the situation around the 3rd century, became the originator of an infinite number of real situations of enslavement. The problem with all these types of slavery, which do not directly correspond to the prototypical “Roman” model, is that they are barely visible, and that in this invisibility they are still able to exist today – often defined as local “customs” and “traditions”. These “non-Roman” types of slavery remained intact as “minor” everyday institutions in all large agricultural kingdoms and nomadic realms: in Africa (Ghana, Gao, Aksum) and in the many varied empires of India, China, ancient America and Eurasia. The slaves were usually responsible for the “unclean” (the dead, animal husbandry, cadavers, refuse, prostitution), often in temple complexes and cult sites. Forms of kin slavery also enclosed the American plantation societies and the entire system of the Atlantic slave trade in a kind of invisible web. Structures of “fictive kinship” (shipmates, carabelas, sibbi, malungos), which mostly came about on the slave ships, were the basis of the Afro-American cultures of América negra/black America.⁷

Conclusion: for a global perspective of the history of slavery – which assumes a present-day population of 12-270 million slaves – the varied forms of kin slavery and other types of enslavement are more important than the hegemonistic “Roman” tradition.

“MAJOR” SLAVERY SINCE 600 BCE

But how does “major” slavery develop from kin slavery? If we assume that even the enforced servitude of three or four war captives requires a considerable infrastructure – control, violence and terror – it becomes clear that kin slavery is also “minor” slavery. Holding a larger number of slaves (10-20 people) would have represented a danger to one’s own security, even if they were employed as bodyguards. It can be seen here that slavery has quantitative aspects. Orlando Patterson has examined the attitudes to slavery of the most significant societies in history⁸ and drawn conclusions about them from their respective percentages of slaves. Since Finley and Patterson, the socio-historical binomial of “genuine slaveholding society” (or “slave society”) and “society with slaves” has gained currency. “Slave societies” are accordingly those whose economic and social structures were characterised by slavery and in which processes of negotiation, conflict

9 Helga Köpstein, *Zum Bedeutungswandel von σκλάβος/ sclavus*, in *Byzantinische Forschungen* 7 (1979), pp. 67-88; *ibid.* *Zum Fortleben des Wortes δουλος und anderer Bezeichnungen für den Sklaven im Mittel- und Neugriechischen*, in: Elisabeth Charlotte Welskopf (ed.), *Untersuchungen ausgewählter altgriechischer sozialer Typenbegriffe*, Berlin, Akademie Verlag, 1981, pp. 319-353

and transculturation took place between slaves and masters – although, or indeed because, there were other forms of forced labour, waged work and peasantry.

These two basic quantitative varieties of slavery have been defined by a number of researchers as “small-scale slavery”, or “minor” slavery, with less than 15-20 slaves per average slaveholder, and “large-scale slavery”, or “major” slavery, with usually more than 20 slaves per average slaveholder. The development of the “major” variety can be exemplified in the Graeco-Roman paradigm. This type of slavery did not yet have the generic term we use today. Male Roman slaves were “servi” and female “ancillae”; the ancient Greeks had many locally used words for concrete situations of slavery (*dúlos* = slave, *andrápon* = “walking on human feet”, *therápōn/therápaina* = servant, *oikétes* = house slave, *pais* = boy/girls, *sōma* = body).⁹

The basis for the development of Graeco-Roman “major” slavery was:

- a) trade in the context of exchange, plunder and piracy, together with military expansion,
- b) familiarity with violence through older forms of kin slavery (killing of war captives; gladiators),
- c) the “slavery gap”: peasants became soldiers and senior army officers had large numbers of war captives under their command; at the same time land was legally defined as the most important form of status and control of resources (property). Conquered territory became provinces in which large estates with dozens of slaves came into being,
- d) the distinction in civil law between “debtor” and “slave”,
- e) the fixing of slavery into written law (between 500 and 600 under Justinian, primarily in the “digestorum”). This included the two main regulations of family law: the right to kill accorded to the *pater familias* and the maternal succession of the slave status (*partus sequitur ventrem* – slave womb, slave child).

SLAVERY IN ISRAEL

Slavery played such an important role in ancient Israel that it strongly influenced the so-called Holy Scriptures (Bible) and influences our thought and discourse about slavery to this day. In conflict and dialogue with Egyptian, Cushitic, Near Eastern, Babylonian, Phoenician, Graeco-Roman and other forms of slavery, historical Israel (c.1000 BCE) brought about important innovations. The ancestors of the Jews had been people “in between” cattle-rearing nomads and *habiru*. *Habiru* were declassed, uprooted, re-nomadised, lower orders from wealthy, settled societies between Mesopotamia, Syria and Egypt. Like many other social groupings, cultic communities and tribes, the *habiru* were an alliance of clans under the leadership of judges (military commanders, kings) and prophets (spiritual leaders). They gradually developed a strongly consolidating

group ideology and culture. After the overthrow of the Hyksos rulership some of the “habiru” clans became forced labourers (“slaves”) during the following Egyptian dynasties. Under a certain Moses, the “slave (son, child) of God” (eved), who in all probability never actually existed, they exacted their departure (exodus), as “Hebrews”, from the pharaoh’s “slave house” in around 1300. As a tribal alliance with a moveable cult centre (Ark of the Covenant) they occupied and settled land in Canaan, and after the time of the judges (1200-1020 BCE) and the early monarchy (Saul, David, Solomon) grew into an expansive empire (1000-928 BCE) with the temple in Jerusalem as its religious centre. In its basic social elements the history of the Hebrews is potentially the same as that of the tribes of the Wayúu, *Cocina*, *Southern Creeks* or *Seminoles* in America. The Hebrews, however, experienced very early on the “catastrophe of scripture”, a strong tradition of prophecy and the competitive monotheism of a god who said “I am” but remained invisible and unspeakable as JHWH and imposed strict sartorial and dietary rules on his “sons”, who expressed their submission to him in the word “slave” (eved). The rigorousness of these monotheistic laws theoretically led to a strengthening of group identity, but a certain disenchantment and tendency towards sameness also set in. The Bible, the Old Testament, a “history of history”, is the founding myth of the social organisation of the *habiru* (Hebrews); the Book of Exodus is seen as the “history of a successful slave rebellion”.

In Israel there were kin-protection laws primarily for Jewish slaves. Since the development of Yahweh monotheism after the “Babylonian captivity” the early tribes of Israel and Judea had seen themselves as a chosen people, but they certainly kept foreign slaves – also those with darker skins. The Jewish Old Testament, the Torah, takes slavery – as does Homer – as given. It had been normal in the fertile crescent and in Egypt. But there is a difference in the “history of history” between its political historicisation and its attitude to slavery because the founding legend of the Hebrews included their “enslavement” in Egypt, their uprising and escape.

Slaves were probably treated better in Israel than elsewhere in the ancient world. An Israelite could sell himself into slavery because of debt or to compensate for a theft; a father could sell his daughter to repay debts. Slaves had to be freed after six years (in the seventh of seven years = sabbatical; Exodus 22, 2-11) or during a jubilee year (yovel). Every fifty years all slaves were supposed to be freed and family property restored. In their legal theories all subsequent communities describing themselves as religions of the book (Christianity, Islam) took over the quasi-prohibition of the enslavement of fellow believers, although often with many practical loopholes. But slavery in ancient Israel essentially represented the attempt to restrict a developing form of economic slavery to “minor” kin dimensions.

It was not the Israelite but the “Roman” tradition of slavery that was adopted by all “barbarian” peoples and mixed with their own respective forms of kin slavery between 400 and 1200. In North-West Europe, above all in Northern France and Southern England, new forms of peasant bondage (serfdom) with more freedoms and technical reforms developed under the influence of Christianity, colonial expansion, urban growth, monarchic government and in ideological rejection of the “Roman” model. In South-West Europe, the northern edges of the Mediterranean and Byzantium, house slavery and slave trading remained virulent, and in Eastern Europe, after the expansion eastwards of Christianity and the foundation of the Viking states, extreme forms of serfdom emerged. The most significant development of a new – one might almost say “global” – form of slavery took place during the expansion phase of Arab-Islamic culture with its urban slavery, harem slavery and slave armies. Here a single type of slavery was formed on a large scale from various smaller types, together with an appurtenant religion. This evolved into the “other” type of “global” slavery even after the heyday of the Arab-Islamic empires – in the Ottoman Empire (from c. 1350), in Persia, in the Mameluke Empire and the Delhi Sultanate/Mogul Empire. Here an important role was played by slave soldiers and bodyguards, but also by women in further developments of kin slavery.

The core territories of present-day Europe, above all Western Europe (Gaul and Hispania), were home to both Roman and Arab-Islamic slavery (Al-Andalus, Spain). Central Europe lay on the periphery and was a slave-hunting ground with many different local varieties of kin slavery (Germany, Slavia), North-Eastern Europe (Scythia, Vikings). During the long transition to other forms of bondage, labour and retention of the workforce (6th-11th centuries) South-Eastern Europe and Byzantium became the new centre of “Roman” slavery. From the 13th century onwards this “new” form of slavery was seen as the commoditisation, long-distance trading and purchasing of human beings. Because it was assumed that they came from Slavia, a slave-hunting ground par excellence, these people were given the new word “slav”, which originated in the areas of Arab-Islamic slavery as *saqaliba*. This means that in regard to an overall understanding of “major” slavery under a generic name there is no continuity from “Roman” to Arab-Islamic slavery, and thus to modern slavery.

THE “MIDDLE AGES”: THE “NAME” FOR SLAVERY

The word *saqaliba* initially spread among the languages of the Islamic realm and then through those of Europe. It only crossed the Atlantic after 1650, when it also entered the eastern hemisphere in the course of Portuguese expansion. *Saqaliba* or *sakaliba* became a general term for all people who had been captured or traded in far-off territories. Another reason for this was that the Portuguese had no other apposite word for the “black” people from Guinea. The word “slave” – Portuguese *escravo*, Castilian

esclavo, Catalan *esclau*, all containing the syllable *skla* or *skra* – had for centuries referred to someone vulnerable and powerless deported to foreign countries under inhuman conditions through well-organised trading structures. In around 1400 the word had become an unquestioned given, which was why slaves from Africa were actually described as “black slaves” (*escravos negros*).

Because of the Christian expansion eastward, the consolidation of the Eastern-European monarchies and the emergence of empires in North Africa, the massive trade in *sakaliba* relocated from 1200 onwards to the northern coast of the Black Sea, primarily in the Genoese and Venetian colonies of Tana and Caffa. The trade was soon boosted by huge deliveries of captive Mongols. But the rise of the Ottoman Empire led to an overall dearth of “slavic” slaves – the result of plague epidemics in the mid 14th century and after – and to a rise in the cost of labour and a renaissance of “Roman” slavery in the Mediterranean region. On the Iberian peninsula too the advance of the *Reconquista* rapidly diminished the possibilities of enslaving moors to replace the lacking *sakaliba*/slavs. Before turning to Atlantic slaving – understood as a unified process of slave-hunting, slave transport, slaving infrastructures and slave labour – the ubiquitous existence of all types of kin slavery, together with specific “non-Roman” types of slavery, should be pointed out once again.

“MAJOR” SLAVING IN THE ATLANTIC

It is still not clear to many historians that Atlantic slaving as an institution did not begin with the Africans but the Taínos of the Greater Antilles. Atlantic-American slavery was, as it were, reinvented to the detriment of the Indios. In view of the ritual anthropophagy of the Caribbean peoples and the human sacrifice of the Aztecs, the Spaniards were able to see themselves as protectors of human life. The alternatives were to be sacrificed as a war captive or “only” to be enslaved, which gave clear legitimacy to this new type of slavery. The Spaniards altered the kin slavery of the Taínos, a type of house slavery – above all of women – known as *naboría*. As in Islam, women could obtain a better position by bearing the *Conquistadores* children. Men were incorporated into a kind of permanent rural transportation *naboría* and were also employed in mines or as pearl fishers.

This is symptomatic for early Atlantic slaving – it was comprised of very different local forms of kin slavery and other types of slavery (including African), which were “written into” the “Roman” tradition.

After a short phase of raiding in West Africa the Iberians noticed that such aggression was counterproductive, as almost everywhere they were offered local war captives and slaves. The first Spaniards in West Africa generally functioned as transporters for the African coastal elites, who thus

10 Luiz Felipe de Alencastro, *Johann Moritz und der Sklavenhandel*, in: Gerhard Brunn and Cornelius Neutsch (eds.), *Sein Feld war die Welt. Johann Moritz von Nassau-Siegen (1604-1679). Von Siegen über die Niederlande nach Brasilien und Brandenburg*, Münster [etc.], Waxmann, 2008 (Studien zur Geschichte und Kultur Nordeuropas, vol. 14), pp. 123-144

put their caravanning competitors under pressure. In particular costal regions (Cacheu, El Mina), in the Congo and emerging Angola (from 1650) the Europeans were not in control and had to come to arrangements with Afro-European cultural brokers and the African elite. In Angola they were partially involved in slave-hunting, but here too they were always dependent on alliances with Africans. The extent to which pressure from these African and Afro-European slaving elites actually founded Atlantic slavery – understood as the sale of large numbers of war captives to “outsiders” – is a point of controversy.

In the Americas raid slavery existed, despite official prohibition, until 1550 in the centres and until the end of the colonial period and beyond on the peripheries. Various forms of kin slavery, e.g. Indio girls as domestic staff, still exist today. The Spaniards, and later all Europeans, were offered slaves on all their colonial borders. These represented a kind of “universal currency” or capital investment, as slaves could work, supplement the crew, bring in profits through the sale of children or increase one’s general status.

Specialist slave traders and a large part of their staff (sailors, translators, overseers, administrators, guards, cooks) remained “Portuguese” for almost the entire period – they might come from Portugal, Brazil, Angola or one of the Atlantic islands. They were often Atlantic creoles, the descendants of European fathers and African mothers who rapidly became an intermediate group of traders, slave hunters and cultural brokers in the African, and also American, slave-trading centres, and who deeply affected the cultures of the modern Atlantic region. All the “new” slave-trading colonisers, above all the Dutch from c. 1630, adopted “Portuguese” experience, centres of operation and often the entire personnel.¹⁰ While from c. 1630 to 1808/1848 the “new” North-West European colonial powers, foremost England, France, the Netherlands and Denmark, brought in a series of innovations to the slave trade (slaving companies, capitalisation and insurance, slave ships, slave markets) and to slave labour and organisation itself (gang work, new techniques and technologies), the basic infrastructure (enslavement, contact to African enslavers, organisation of transport, arrival and transportation in America) remained characteristically “Portuguese”. This became abruptly clear when Great Britain, the leading 18th-century slaving nation, forbade slave-trading in 1808: a new, “great” era of the Spanish and Portuguese slave smuggler (negreros) was ushered in.

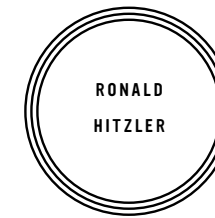
It was only after the Haitian Revolution (Saint-Domingue 1791-1803) and the prohibition of the British slave trade (1808) that the three paradigmatic “major” slave societies of Atlantic America – Cuba, Southern Brazil and the southern states of the USA – emerged in their different ways. In terms of plantation personnel, Cuba and Brazil were always “bigger” than the

11 Dale W. Tomich, *The ‘Second Slavery’: Bonded Labor and the Transformations of the Nineteenth-century World Economy*, in Francisco O. Ramirez (ed.), *Rethinking the Nineteenth Century: Contradictions and Movement*, New York, Greenwood Press, 1988, pp. 103-117

12 Saidiya Hartmann, *Lose Your Mother. A Journey Along the Atlantic Slave Route*, New York, Farrar, Straus and Giroux, 2007

United States. Both slave societies developed on the basis of accumulation from the continuing “Portuguese” slave trade, now primarily carried on through smuggling (in Brazil supplemented by a huge internal slave trade from the north-east to the southern region around São Paulo). In Cuba and the United States the railway and the steamship became important factors in the emergence of American “major” slavery, the so-called second slavery¹¹ – in Cuba these factors were supplemented by massive investments by slave traders (negreros) in new techniques, organisational procedures and production technologies for sugar and coffee, in what almost amounted to industrialisation under colonial conditions. Brazil did not experience such technological innovation, but because of the sheer size of its slave population and plantations (fazendas), the dynamism of its cities and its direct colonial and trading relationships with Africa it was able to compete with the other two. It was this “second slavery” that entered the “globalised consciousness” of the “West” through the new media of the 19th century, the long struggle for abolition and the new, imperialist colonialism in Africa. Local recollections¹² of slaving and local forms of slavery, including continuing elements of “minor” kin slavery and other “major” types, became increasing the province of ethnology, anthropology and specialist museums (if at all).

But it is precisely these forms of servitude which, together with the remnants of “older” types, are the basis and source of modern slavery.



Sklaverei: Ein Lust-Spiel?

Rollen und Rituale in sadomasochistischen Arrangements¹

¹ Der Text abstrahiert Erkenntnisse aus ethnografischen Erkundungen in einer Teil-Kultur, die sich um eine Orientierung herum ausbildet, die als „Algophilie“, als „Liebe zu Schmerzhaftem“ etikettiert wird. Das zugrunde liegende Material stammt aus privaten Geselligkeiten von im Wesentlichen heterosexuellen Mitmenschen, die das, was sie „hinter zugezogenen Vorhängen“ miteinander tun, gern als ihr „Hobby“ bezeichnen. – Vgl. Ronald Hitzler: *Die Wahl der Qual. Ein Einblick in die kleine Lebens-Welt des Algophilen*, in: *Zeitschrift für Sexualforschung*, 6. Jg., Heft. 3, S. 228-242.

DIE SPIELER UND IHRE INTERESSEN

Ein wesentlicher Aspekt sadomasochistischer Arrangements als Komplex freizeittlicher Sexualpraktiken ist der *nicht*-chaotische, *nicht*-orgiastische, *nicht*-ausschweifende Vollzug jener (zumindest im Prinzip) gleichwohl ausgesprochen anstrengenden, schmerzhaften und deziert demütigenden Aktivitäten, auf die die Teilnehmer entsprechender Geselligkeiten sich – prinzipiell – *freiwillig* einlassen. Diese Praktiken dienen ausdrücklich dazu, zumindest bei einem – und zwar bei dem für das Vorkommen und die Persistenz dieser Art sozialer Aktivitäten entscheidenden – Teil der Beteiligten erotischen Genuss bzw. sexuelle Lust herbeizuführen und/oder zu verstärken. Dieser konstitutive Teil des algophilen Milieus, das sind diejenigen Akteure, die man im sexualpathologischen Sinne als „Sadisten“ und als „Masochisten“ bezeichnet.

Die sexuellen Interessen von Personen mit *beiden* Varianten algophiler Neigungen sind zweifellos vielfältig. Aber diese sexuellen Interessen haben immer irgendwie mit der Lust an *Qualen* zu tun: an eigenen Qualen oder an Qualen anderer, an psychischen und – in der Regel – an physischen Qualen. Um diese Qualen zu produzieren, braucht es Akteure, die quälen, und es braucht Akteure, die gequält werden. Dass der, der quält, nicht notwendigerweise ein Sadist sein muss, ebenso wenig wie der andere, der gequält wird, zwangsläufig ein Masochist sein muss, diese empirische Erkenntnis wird in der einschlägigen Fachliteratur und gar in den entsprechenden kiosk-feilen „Sach“-Büchern allerdings oft vernachlässigt. Das heißt, Sadisten und Masochisten sind *notwendige* Akteure bei S/M-Arrangements, gleichwohl sind keineswegs alle Beteiligten an algophilen Geselligkeiten Sadisten oder Masochisten. Vielmehr gibt es (auch) eine Reihe anderer Beweggründe dafür, sich in algophilen Beziehungen und Settings dominant oder devot zu verhalten, als den,

- 2 James Myers: *Nonmainstream Body Modification*, in: *Journal of Contemporary Ethnography*, 1992, Vol. 21, No. 3, S. 267-306.
- 3 Kevin Bales: *Die neue Sklaverei*, München 2001.
- 4 Erving Goffman: *Wo was los ist - wo es action gibt*, in ders.: *Interaktionsrituale*, Frankfurt am Main 1971, S. 164-292.

damit (unmittelbar) eigene sexuelle Interessen zu verfolgen. James Myers (1992) nennt zum Beispiel Anpassungsneigung, Vertrauen, Loyalität und den Wunsch, zu schockieren.² Ich würde neben anderem hinzufügen: Verführung durch persönliche Zuneigung zu einer sexuell einschlägig orientierten Person, relatives Ansehen in einer Bezugsgruppe, finanzielle Anreize, sonstige Formen der Korruption, Identifikation und Zugehörigkeitsbedarf, Nötigung, Neugier und vieles andere mehr.

IMITATION UND IMAGINATION

Zwar wird die gemeine Sklaverei, wie sie keineswegs nur als historisches Phänomen vorzufinden war, sondern wie sie Kevin Bales auch für unsere Gegenwart beschreibt³, bei der Sklaverei im Rahmen sadomasochistischer Arrangements in einigen signifikanten Teilen imitiert bzw. imaginiert, gleichwohl handelt es sich bei der sadomasochistischen Sklaverei in der von mir untersuchten Form um Gewalttätigkeit und Gewaltwiderfahrnis in einer kommunikativ konstruierten und stabilisierten, in einer ästhetisierenden, erotisch konnotierten und (folgich) in der Regel stark ritualisierten *Spielform*. In einem solchen Ritual-Spiel kommt eine Anzahl von Personen ausdrücklich überein, ihr Handeln innerhalb eines begrenzten Zeitraums freiwillig bestimmten vereinbarten Regeln zu unterwerfen, um dadurch etwas Nicht-Präsentes zu imaginieren.

Jedes Ritual-Spiel gemäß dieser Definition beinhaltet folglich zwar gewisse Risiken, aber es unterscheidet sich auch in seinen blutigen Formen, wie mit Einschränkung auch den Gladiatorenkämpfen – vor allem aber eben den algophilen Verletzungspraktiken – von einer Hinrichtung, einem Massaker oder einer echten Folterung. Erving Goffman hat einmal geschrieben: „Wenn Leute hingehen, wo action ist, gehen sie oft an einen Ort, wo nicht die eingegangenen Risiken zunehmen, sondern die Risiken, dass man Risiken eingehen muss“.⁴ Das ist mit Einschränkung eine adäquate Kennzeichnung des uns *hier* interessierenden typischen SM-Ritual-Spiels. Dieses hat auch wenig zu tun mit jener banalen Alltagsbrutalität (zum Beispiel des reinen Frustrations-Abbaus, der Konfliktaustragung, der Rache usw.), die zwar sexuelle Komponenten haben *kann*, keineswegs aber *erotische* Aspekte aufweisen muss. Alltagsbrutalität, die gewalttätige Durchsetzung oder Zurückweisung zwischenmenschlicher Macht- und Herrschaftsansprüche, ist meinen Felderfahrungen zufolge keineswegs symptomatisch für die Verkehrsformen in sadomasochistischen Arrangements.

Die sadomasochistische Sklaverei in algophilen Milieus beginnt mit viestaltigen, typischerweise aber selbst *nicht* gewaltförmigen Prozessen des *Aushandelns*, in denen eine Person (warum auch immer) dazu veranlasst wird, entsprechend dem Willen einer anderen Person eine Rolle in einem als „erotisch“ konnotierten Spiel zu übernehmen. Danach geht

es im Prinzip darum, dass in der einen Spiel-Rolle sexuell konnotierte physische und/oder psychische Gewalt *ausgeübt* und dass in der anderen Spiel-Rolle diese Gewalt *erduldet* wird. Die weltgeschichtlich in vielfältigen Formen aufweisbare gemeine Sklaverei hingegen *beginnt* üblicherweise mit einem Akt der Gewalt, konkret: mit der Versklavung einer Person *gegen* deren Willen, also mit der Aneignung der Verfügungsgewalt über den *Körper* dieser Person durch eine andere Person. Danach *muss* es nicht mehr zu weiteren Gewalttätigkeiten des Sklavenhalters gegenüber dem Sklaven kommen. Vielmehr genügt oft der terroristische Effekt des permanenten *Gewaltpotenzials*.

Kurz: Gemeine Sklaverei bedeutet, einen Menschen bzw. dessen Verfahren durch einen ursprünglichen Gewaltakt zu versklaven und den Sklaven durch die Androhung jederzeit realisierbarer (unbeschränkter) körperlicher Gewalttätigkeit zu binden. „Sklaverei“ im hier thematisierten sadomasochistischen Milieu bedeutet, einen Menschen dazu zu bewegen, *freiwillig* zuzustimmen, sich an eine Rolle in einem erotischen Spiel zu binden, die wesentlich über das immer wieder statthabende Ausüben oder Erleiden physischer und/oder psychischer Gewalt definiert ist.

FREIWILLIGKEIT UND RITUELLE ORDNUNG

Im Hinblick auf diese – von den Protagonisten sadomasochistischer Arrangements vielfach beteuerte – Freiwilligkeit und damit auch im Hinblick auf die Notwendigkeit des vorgängigen kommunikativen Aushandelns von Spiel-Rollen erweist sich, *entgegen* dem ersten Augenschein, algophile Sklaverei analytisch also keineswegs als Anachronismus eines „Gleichberechtigung“ idealisierenden (Zusammen-)Lebens, sondern eher als dessen radikale (erotische) Ironisierung. Denn bei aller Kritik an einigen beklagenswerten gesellschaftlichen Zuständen: Zumindest normalerweise leben wir hierzulande (und in vergleichbaren Gesellschaften) gegenwärtig unter sozialen und politischen Bedingungen, die uns auf allen Ebenen überindividuell relevanter Entscheidungen zum Verhandeln und letztlich zum Aushandeln, zur Herstellung von Konsens beziehungsweise zumindest zur Konstruktion von Konsensfiktionen zwingen.

Selbstverständlich gibt es Ausnahmen, die analytisch nur dann als unter das bei uns kulturkonsensuelle Aushandlungsgebot fallend begriffen werden könnten, wenn zum Beispiel das Erpressen von Zustimmung unter der Folter ebenfalls als eine Form von Aushandlung angesehen würde. Wenn wir aber vom empirischen Normalfall unter heutigen Bedingungen reden, die *nicht* einen Ausnahmezustand betreffen, dann muss Zustimmung in der Regel tatsächlich kommunikativ ausgehandelt werden statt – und dies eben ist die entscheidende Differenz – *gewaltförmig* erzwungen zu sein. Unsere hegemoniale Moral des zivilisierten Umgangs miteinander (er)fordert quasi alternativlos, dass wir zumindest

rhetorische Rituale veranstalten, um einen anderen zur Zustimmung, jedenfalls zur einsichtigen Akzeptanz dessen zu bewegen, was geschieht und geschehen ist beziehungsweise – in der rhetorischen Euphemisierung – zur Akzeptanz dessen, was sein *muss* und sein *musste*.

Dieses zivilisatorische Gebot gilt selbstverständlich auch – und angesichts der prekären (in Teilen auch strafrechtlich prekären) Praktiken, um die es dort geht, sogar eher noch nachdrücklicher – in sadomasochistischen Arrangements. Während jedoch das Aushandeln von Ordnung in unserem so genannten normalen Leben gemeinhin darauf abzielt, regellose Gewaltverhältnisse zwischen Menschen in mehr oder weniger gewaltreduzierte bzw. in eher *latent* gewaltfundierte Macht- und Herrschaftsverhältnisse zu überführen, erwecken die symptomatischen Produkte sadomasochistischer Gewaltphantasien allerdings den Anschein, als ob es in algophilen Beziehungen wesentlich darum gehen müsste, *interaktiv* die Prinzipien gleichberechtigten Miteinanders zu revidieren, geregelte Formen des sozialen Verkehrs (zumindest zeitweilig) zu negieren und zwischen den beteiligten Akteuren ein Recht auf ungehemmte (sexuelle) Gewalttätigkeit zu installieren.

Aber: Alle (für „Außenstehende“ allerdings zumeist befremdlichen) Umgangsformen zwischen den Akteuren bei S/M-Geselligkeiten, die physischen und psychischen Demütigungen, die Manifestationen von Verfügung und Verfügbarkeit, die Über- und Eingriffe in Intimzonen, ebenso wie die Bekleidung, die Körperhaltung und die Positionierung der Beteiligten usw. sind reglementiert und geschehen entsprechend vor-ausgehandelter Regeln und Statuten. Das Spiel, die Imitatio, die Theatralik, kurz: die Ritualisierung der Verhältnisse zwischen den Akteuren ist somit keine Zugabe, keine Einkleidung, keine Effektverstärkung, sondern konstitutiv und erfordert, wie erwähnt, zwei Status-Rollen: die Rolle des devoten Akteurs, des „Sklaven“, und die Rolle des dominanten Akteurs, des „Herren“.

„HERR“ UND „SKLAVE“

Der Status „Herr“ lässt sich generell dadurch charakterisieren, dass der Spieler dieser Rolle souverän zu sein, dass er sozusagen über den Ausnahmezustand zu verfügen scheint, den eine algolagne Interaktion ermöglicht. Der Herr trägt die Verantwortung für das Geschehen und – nicht nur im Extremfall – auch die Verantwortung für Leib und Leben des Sklaven. Der erfahrene Herr zeichnet sich typischerweise durch ein hohes Risiko-Bewusstsein und durch einige Kompetenz im Abwägen des „Machbaren“ aus. Dabei ist anzumerken, dass diese Kompetenz naheliegenderweise in weiten Teilen aus den für den Sklaven gelegentlich schmerzhaften Erfahrungen von „Versuch und Irrtum“ resultiert. Zumindest der erfahrene Herr jedoch verfügt typischerweise über ausgepräg-

5 Erving Goffman: *Asyle: Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen*, Frankfurt am Main 1972.

tes anatomisches und foltertechnisches Wissen. Infolgedessen agiert er in der Regel kontrolliert, diszipliniert, kalkuliert. Im Rahmen des Rituals herrscht der Herr somit tatsächlich über die Physis des anderen – und idealerweise stellt er dabei auch unter Beweis, dass er sich auch selbst beherrschen kann. Daraus erwächst im Wesentlichen jene Eigenschaft des Herren, die als „Dominanz“ bezeichnet werden kann.

Der Status „Sklave“ hingegen lässt sich generell vielleicht dadurch definieren, dass der Sklave sich in einer (mehr oder weniger) *totalen* Situation befindet – im Sinne der Degradierungszeremonien in totalen Institutionen, die Goffman beschrieben hat: Sein sozialer Verkehr ist wesentlich reduziert auf Befehlsausführungen.⁵ Das heißt, es ist oder wird genau geregelt, was er wann und wie zu tun und zu lassen hat. Er muss sich zum Beispiel ausziehen und nackt bleiben oder besondere Sklavenkleidung tragen. Er wird in seiner Bewegungsfreiheit mehr oder weniger massiv eingeschränkt, das heißt er wird zum Beispiel geknebelt, gefesselt, angekettet, eingesperrt oder auf andere Arten gezwungen, unbequeme Stellungen einzunehmen und in diesen zu verharren. Der Sklave steht prinzipiell unter Aufsicht. Das heißt zum Beispiel, dass er während des S/M-Rituals keinen Anspruch auf eine Privatsphäre, auf irgendeine Art von Privatsphäre, dass er keine „Hinterbühne“ hat, auf der er sein Rollenspiel vorübergehend aussetzen könnte. Der Sklave hat überdies oft eine schlechte Informationslage über seine je aktuelle Situation – zum Beispiel weil er mit dem Gesicht gegen die Wand gestellt und/oder weil ihm die Augen verbunden, die Ohren zugestopft, die Hände fixiert werden, und auch weil er oft im Unklaren bleibt, welche Art und vor allem welche Intensität von Schmerz als nächstes auf ihn zukommt.

Der Sklave wird absichtsvoll und systematisch aus der Fassung gebracht: zum Beispiel werden ihm Aufgaben gestellt, die er gar nicht erfüllen *kann*, um ihn dann für sein Versagen bestrafen zu können. Der Sklave wird multipel schikaniert, praktisch gedemütigt und verbal erniedrigt. Dann wieder wird er zeremoniell belohnt, nur um gleich darauf vielleicht wieder eine kalte Dusche verpasst zu bekommen usw. Durch derlei Stress-, Zwangs- und Qual-Praktiken erweckt der Sklave den Eindruck, eben jene Eigenschaften zu haben, die summarisch als „Devotion“, als „Unterwerfung“, als „Gehorsam“ bezeichnet werden können.

Soziologisch betrachtet sind Herren bei algophilen Geselligkeiten also die Akteure, die andere Menschen quälen, Sklaven hingegen die Akteure, die von anderen gequält werden. Dass es gleichwohl oft mehr oder weniger spezialisierte *Sadisten* sind, die die Herren-Rolle übernehmen einerseits, und mehr oder weniger spezialisierte *Masochisten*, die die Sklaven-Rolle spielen andererseits, und dass die Akteure mittels dieses Rollen-Spiels ihrem erotischen Hobby dann doch oft

gemeinsam nachgehen, beruht mithin nicht etwa – wie man vielleicht hätte vermuten können – auf komplementären Interessen dieser beiden Algophilen-Typen, sondern einfach auf der pragmatischen Einsicht, dass man dergestalt leichter – zumindest prinzipiell bereite – Mit-Spieler findet. Näher betrachtet jedoch sind *beide*, Masochisten ebenso wie Sadisten, sexuelle Despoten. Sie wollen, dass andere tun, was sie – die Despoten - wollen, dass diese anderen tun sollen.

FAZIT

Bei der Ausübung sadomasochistischer Praktiken wird niemand *wirklich* erzogen, niemand *wirklich* bestraft und niemand *wirklich* unterdrückt, denn symptomatischerweise haben alle Beteiligten diesen Aktivitäten *vorher* zugestimmt und ihren Part, ihre Rolle übernommen. Die Teilnehmer vollziehen folglich ein (mehr oder weniger dezidiert) vor-ausgehandeltes Spiel-Ritual: Positionen, Verhaltensweisen, Eigenschaften, die im sozialen Miteinander (zumindest) des *typischen* modernen Alltags ständig in Bewegung bleiben und changieren, erstarren in der Interaktionsordnung der Algophilen und ihres Hilfspersonals zu im Rahmen des Spiels unverrückbaren Hierarchiemustern und darin eingelassenen zeremoniellen Posen, zu einem den regelkompetenten Teilnehmern Verhaltensroutinen ermöglichenden und Handlungssicherheit gewährleistenden Herrschafts-Knechtschafts-Tableau. Die Akteure *spielen* „Hochmut und Demut“, *spielen* „Dominanz und Devotion“, repräsentierende Rollen in einem Ritual, in dem sie *gemeinsam* das imaginieren, was wesentlich die algophilen Lüste, die Lüste also der Sadisten und der Masochisten beflügelt: Macht zu haben dadurch, dass sie dezidiert ungleich, dass sie (vor allem) *anders* sind als das Objekt ihrer jeweiligen Begierde – eben dadurch, dass sie *Macht* haben über dieses.

Hat diese Spielart des Erotischen Zukunft? – Unzweifelhaft: Ja! Aber durchaus *nicht*, weil dies unsere Unfreiheit markieren würde, sondern weil – auch – sie unsere Freiheit repräsentiert.



Slavery: A Play of Pleasure?

Roles and Rituals in Sadomasochistic Arrangements¹

1 This text abstracts findings from ethnographic research within a subculture that has evolved around an orientation categorised as "algophilia", as "love of pain". The basic material comes from private happenings attended by mainly heterosexual people who like to call what they do with each other "behind closed doors" as their "hobby". See Ronald Hitzler, *Die Wahl der Qual. Ein Einblick in die kleine Lebens-Welt des Algophilen*, in *Zeitschrift für Sexualforschung*, vol. 6, p. 228-242.

2 James Myers, *Nonmainstream Body Modification*, in *Journal of Contemporary Ethnography*, 1992, vol. 21, no. 3, p. 267-306.

THE PLAYERS AND THEIR INTERESTS

A key aspect to sadomasochistic arrangements as a complex of leisure-time sexual practices is the *non*-chaotic, *non*-orgiastic, *non*-debauched carrying out of the (at least in principle) punishing, painful and humiliating acts in which the participants of S/M happenings (in principle) voluntarily engage. These practices expressly serve the purpose, at least for some – and given the existence and persistence of this type of social activity, a determining number – of the participants, of inducing and/or enhancing erotic enjoyment or sexual pleasure. This constitutive section of the algophile milieu consists of those people who are classified in pathological terms as "sadists" and "masochists".

The sexual interests *both* types of people with algophile tendencies are undoubtedly varied, but they always have "something" to do with an appetite for pain, one's own or that of others, for mental and – "as a rule" – physical pain. People are needed to produce this pain, and others are needed to be given it. The fact that a person giving pain does not necessarily need to be a sadist, any less than someone receiving it needs to be a masochist, is an empirical finding that is often neglected, however, in the relevant specialist literature and even in more popular kiosk publications, i.e. sadists and masochists are *necessary* players in S/M arrangements, but the participants in algophile happenings are certainly not all sadists and masochists. There are (also) other motives for dominant or passive behaviour in algophile relationships or settings than following one's own (immediate) sexual interests. James Myers (1992) gives the tendency to adapt, trust, loyalty and the desire to shock, for example.² I would add, among others, seduction through personal affection for someone with this sexual orientation, relative peer-group prestige, financial incentives, other forms of corruption, identification, the need to belong, duress, curiosity and much more.

3 Kevin Bales, *Disposable People. New Slavery in the Global Economy*, University of California Press, 1999

4 Erving Goffman, *Interaction Ritual: Essays on Face-to-Face Behavior*, Chicago, 1967

IMITATION AND IMAGINATION

Although common slavery, which is not only a historical but a contemporary phenomenon, as described by Kevin Bales³, is imitated or imagined as “slavery” in a significant portion of sadomasochistic arrangements, sadomasochist “slavery” of the type I have investigated has to do with the perpetration and experience of violence in a communicatively constructed and stabilised, aestheticising, erotically connoted and (hence) as a rule highly ritualised *game*. In such a ritual game a number of people come to an agreement to voluntarily subject their behaviour, within a limited period of time, to an agreed set of rules in order to imagine a situation that is not present.

According to this definition every ritual game thus contains certain risks, but even in its bloody forms – including, in my opinion, gladiator fights but above all in the algophile practices of bodily harm – it differs from an execution, a massacre or “real” torture. Erving Goffman once wrote that when people go to where the “action” is, they often go to a place where it is not risk-taking that increases, but the risk of having to take risks.⁴ In my opinion this is an adequate description of the typical S/M ritual game we are interested in here. This also has less to do with the kind of banal everyday brutality (of relief from frustration, dealing with conflict, revenge, etc.) which, although it *may* have a sexual component, certainly does not need to exhibit *erotic* aspects. In my experience in the field, everyday brutality – the violent assertion or rejection of interpersonal claims to power and dominance – is in no way symptomatic of the forms of association in sadomasochistic arrangements.

Sadomasochistic slavery in algophile milieus begins with (various, but typically *not* violent) procedures of *negotiation* in which one person (for whatever reason) is induced to take on a role, according to the will of another person, in an “erotic” game. What follows is principally the *carrying out* of sexually connoted physical and/or mental violence in the one role, and the *endurance* of this violence in the other. The many and various historical forms of common slavery, by contrast, usually *begin* with an act of violence – concretely, with the enslavement of a person against his will, i.e. with the appropriation of the power of control over the *body* of one person by another. What follows does not *necessarily* need to include further acts of violence on the part of the slaveholder (the terrorist effect of permanent *potential* violence is often sufficient).

In short, common slavery means the enslavement of a person (or his antecedents) through an initial act of violence and the bondage of this person through the threat of (unlimited) physical violence at any time. “Slavery” in the sadomasochist milieu described here means inducing a person to agree *voluntarily* to take on a role in an erotic game that is essentially

defined by the continued carrying out or sufferance of physical and/or mental violence.

VOLUNTARINESS AND RITUAL ORDER

In regard to the voluntariness frequently affirmed by the protagonists of sadomasochist arrangements, and thus also in regard to the necessity of precursory negotiation of roles, it turns out on analysis that *against* initial appearances algophile slavery is certainly not the anachronism of a (co-)existence idealising “equality”, but rather its radical ironic (erotic) transformation. For despite criticism of this or that unfortunate social circumstance, in this country (and in comparable societies) we normally live under social and political conditions that compel us, on all levels of supraindividual decision-making, to negotiate and come to terms, to find a consensus or at least to maintain the fiction of consensus.

Of course there are exceptions, which analytically could only then be understood in terms of the cultural imperative of “the way we do things” – if the extraction of consent under torture were also seen as negotiation, for example. But if we are talking about the empirical norm under “present” conditions that do *not* apply to an emergency situation, then consent generally has to be negotiated communicatively rather than – and this is the crucial difference – through *violent* coercion. Our hegemonic ethics of civilised dealings with one another effectively require the staging, without alternative, of at least *rhetorical* rituals in order to gain another person’s consent or at least “enlightened” agreement to what is happening and has happened, or – in rhetorical euphemising – agreement to the way things *have to* and *had to* be.

This civilising imperative naturally also applies to sadomasochistic arrangements – and given the risky (sometimes criminally risky) practices they involve all the more so, perhaps. Yet while the negotiation of order in our so-called normal life usually has the aim of converting disorderly relations between people into more or less non-violent, or rather *latently* violent, power structures, the symptomatic products of sadomasochist fantasies create the impression that algophile relationships are essentially to do with *interactively* revising the principles of equal cooperation, negating the rules of social intercourse (at least temporarily) and installing between the two players a right to uninhibited (sexual) violence.

But all the (for “outsiders” admittedly disconcerting) modes of interaction between the players at S/M happenings – the physical and mental humiliations, the manifestation of command and obeisance, the invasive intimacy, along with the clothing, the posture and position of those taking part, etc. – are regularised and occur according to already agreed rules and statutes. The game, the simulation, the theatricality – in short,

5 Erving Goffman, *Asylums: Essays on the Social Situation of Mental Patients and Other Inmates*, New York, 1961

the ritualisation of the relationship between the players – is not an add-on, a decoration or the intensification of an effect, but is constitutive and requires, as already mentioned, two status roles: the submissive “slave” and the dominant “master”.

“MASTER” AND “SLAVE”

The status of “master” can generally be characterised by the player of this role having to be confident, to appear to have control over the emergency situation that enables an algophile interaction. The master bears the responsibility for the events and also – not only in an extreme case – for life and limb of the slave. The experienced master typically displays a marked awareness of risk and is a competent judge of the “possible”. (It should be noted that for obvious reasons this competence is largely the result of occasionally painful – for the slave – “trial and error”.) The experienced master, at least, will have extensive anatomical knowledge and will be well versed in the techniques of torture. In consequence he usually acts in a controlled, disciplined and calculated manner, and within the scope of the ritual does in fact rule over the physical being of the other – and he ideally also demonstrates his capacity for self-control. It is from this that the quality of the master that can be described as “dominance” essentially arises.

The status of “slave”, by contrast, can perhaps generally be defined by the player being in a (more or less) *total* situation – in the sense of the ceremonies of degradation in total institutions described by Goffman. The slave’s social intercourse is essentially reduced to carrying out orders,⁵ i.e. when and how he is to do or not to do anything is exactly controlled. He must, for example, undress and remain naked or wear special slave’s clothing. His freedom of movement is more or less massively restricted; he may be gagged, bound, kept on a chain, caged or compelled to take up and maintain uncomfortable positions in other ways. The slave is principally under supervision, i.e. during the S/M ritual he has no right to privacy of any kind, and there is no “backstage” where he might temporarily suspend his role. The slave often also has a limited amount of information about his current situation, e.g. through being placed with his face to the wall and/or being made to wear a blindfold or earplugs or have his hands tied down, and also because he also does not know what kind or what degree of pain he can expect next.

The slave is deliberately and systematically discomposed, by being given tasks he is incapable of fulfilling, for example, in order to be able to punish him for his failure. The slave is multiply bullied, effectively humiliated and verbally demeaned. Then he is ceremonially rewarded, only to be given a “cold shower” once again, etc. It is through subjecting himself to such practices of stress, compulsion and torture that the slave gives

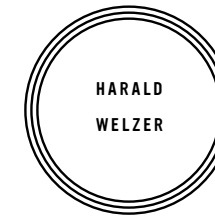
the impression of having the quality that can summarily be described as “submission” or obedience.

Seen in sociological terms, masters at algophile happenings are the people who torture others, and slaves are the people who are tortured by others. The fact that it is more or less specialised *sadists* who take on the role of master, and more or less specialised *masochists* who take on the role of slave, and that by means of these roles the players then often pursue their erotic hobby *together*, is not based – as one might perhaps expect – on the complementary interests of these two algophile types, but simply on the pragmatic insight that – at least in principle – willing co-players are more easily found in this way. Observed more closely, however, masochists and sadists are *both* sexual despots (i.e. they want other people to do what they – the despots – want these people to do).

CONCLUSION

Through the exercise of sadomasochist practices no one is *really* disciplined, no one *really* punished and on one *really* oppressed, because it is symptomatic of such practices that all participants have agreed to these activities in advance and have accepted their role. The participants accordingly carry out a (more or less firmly) pre-negotiated ritual game: in the interactive order of the algophiles and their “assistants”, positions, behaviours and characteristics that in the social cooperation (at least) of *typical* modern everyday life are constantly in movement and changing, freeze within the scope of the game into unshakeable hierarchies with their associated ceremonial poses, into a tableau of domination and servitude that furnishes its accommodating personnel with behavioural routines while ensuring their ability to act in confidence. The actors *play* “Hauteur and Humility”, *play* “Dominance and Submission”; they take on ritualised roles in which they *jointly* imagine the thing that essentially heightens algophile desire, i.e. that of both sadists and masochists: the possession of power through resolute inequality and being (above all) *different* from the object of their respective desire – through the fact of having *power* over him.

Does this erotic game have a future? Undoubtedly yes. But certainly *not* because it represents our slavery, but because – also – it represents our freedom.



Jeder die Gestapo des anderen

Über totale Gruppen

¹ Erving Goffman: *Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen*. Frankfurt am Main 1972.

Seit der Aufklärung herrscht in den westlichen Gesellschaften die Überzeugung vor, dass Menschen in ihrem Handeln frei seien. Auf dieser Überzeugung beruht die Gesellschaftsform des atlantischen Westens – von den Erziehungsnormen über die freie Marktwirtschaft und den Parlamentarismus bis hin zum Rechtssystem. Jede Form einer freien Gesellschaft wäre unmöglich, würde sie nicht von der prinzipiellen Autonomie ihrer erwachsenen Mitglieder ausgehen. Diese grundlegende Überzeugung schlägt sich natürlich auch in den Selbstkonzepten und Selbstbildern der Menschen nieder, die in solchen Gesellschaften leben: Wir alle halten uns für eigenverantwortlich und innengeleitet; Konformismus gilt uns als ebenso verwerflich wie Anpassung oder Mitläufertum.

Diese Selbstsicht gehört zu den elementaren funktionalen Erfordernissen individualisierter Gesellschaften. Denn ohne dass den Subjekten selbst die Verantwortung für ihr Dasein zugeschrieben würde oder, moderner gesagt, ohne Selbstmanagement ihrer Mitglieder könnten moderne Gesellschaften gar nicht funktionieren. Allerdings scheinen die Versuchungen chronisch groß, den Lasten der Autonomie und der permanenten Individualitätsanforderungen zu entkommen und sich heteronomen Verhältnissen zu überantworten, wie sie zum Beispiel totale Gruppen und insbesondere totale Institutionen bereithalten. Den Begriff der „totalen Institution“ hat Erving Goffman in einer berühmten Untersuchung zur Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen entwickelt.¹ Totale Institutionen – Gefängnisse, Anstalten, militärische Ausbildungslager oder Konzentrationslager – zeichnen sich durch totale Integration aus: Das Leben aller Insassen findet am selben Ort zur selben Zeit unter denselben Bedingungen statt. Es ist durch ein System formaler Regeln und Pläne strukturiert und folgt einem Ziel, das zugleich die Begründung für die Existenz der totalen Institution liefert, die der Erziehung, Verwahrung, Ausbildung, Besserung oder Bestrafung der Insassen dient. Jemand, der freiwillig oder unfreiwillig in eine solche

2 Marc Sageman: *Understanding Terror Networks*, Philadelphia 2004.

3 Nichole Argo: *Human Bombs: Rethinking Religion and Terror*, Working Paper, MIT Center for International Studies, Heft 6/7 2008, S. 1–5, hier S. 1.

Institution eintritt, erlebt eine radikale Diskulturation, denn mit der Identitätsausstattung seiner bürgerlichen Existenz werden ihm zugleich alle Rechte genommen, die er bisher zur Gestaltung seines eigenen Lebens selbstverständlich glaubte in Anspruch nehmen zu können.

Den Goffmanschen Begriff der totalen Institution kann man auf den Begriff der „totalen Gruppe“ erweitern. Totale Gruppen sind zum Beispiel militärische oder paramilitärische Einheiten unter Bedingungen des Kampfes, in denen die Einhaltung von Regeln und Gruppennormen ein vollständiges Übergewicht über individuelle Bedürfnisse hat. Auch der Eintritt in eine totale Gruppe geht mit Initiationsriten einher. Und auch die Welt der totalen Gruppe tritt für einen bestimmten Zeitraum an die Stelle der gewöhnlichen Welt, die dadurch gekennzeichnet ist, dass man Teil vieler verschiedener sozialer Gruppen ist, die zu unterschiedlichen Zeiten unterschiedliche Anforderungen stellen. Die totale Gruppe stellt nur eine einzige Rollenanforderung und erfordert deshalb keinen Rollenwechsel. Ihre formalen Regeln können geringer sein als in totalen Institutionen. Gemeinsam ist totalen Institutionen und Gruppen das Fehlen jeglicher Freiheit im bürgerlichen Sinn.

DIE TERRORISTISCHE GRUPPE

Im modernen Terrorismus spielt die gruppenförmige Organisation eine zentrale Rolle. Sie ist es, die den Zugehörigen eine ganze Bandbreite von psychologischen und sozialen Attraktionselementen bietet. Nach Marc Sageman, der die bislang umfangreichste Studie über islamistische Terroristen vorgelegt hat, haben sich 84 Prozent der späteren Dschihad-Kämpfer nicht in einem islamistischen Land dazu entschlossen, zu Terroristen zu werden, sondern lebten als Studenten in einem westlichen Land oder waren Migrantenkinder, also Angehörige der zweiten Generation von Einwanderern.² Die Forschung geht heute davon aus, dass ideologische Aspekte wie fundamentalistische religiöse oder politische Überzeugungen eher Ergebnis des Eintauchens in diese Sinnwelt sind als ihre Ursache: Denn erstens gehen dem Erwerb einer ideologischen Einstellung „emotionale und soziale Bindungen voraus und zweitens darf man sich die Teilnahme am Dschihad nicht als explizite Entscheidung vorstellen, sondern als langwierigen sozialen und emotionalen“ Übergang.³ Der Beginn dieses Prozesses liegt bei islamistischen Terroristen aus der zweiten Einwanderergeneration bzw. aus dem studentischen Milieu in der persönlichen Erfahrung, in einer Welt zu leben, zu der man nicht gehört, mit der man nicht identisch ist. Die Täter der Londoner Anschläge vom August 2005 waren Kinder pakistanischer Einwanderer, die es als kleine Geschäftsleute, Händler, Angestellte oder Arbeiter durch Anpassung an die Bedingungen der Aufnahmegesellschaft zu bescheidenem Wohlstand gebracht hatten. Während die erste Migrantengeneration der Aufnahmegesellschaft meist

4 Shiv Malik: *Der Bomber und sein Bruder*, in: *ZEITmagazin Leben*, Heft 28/2007, S. 21.

loyal gegenübersteht, weil diese ihr eben jenen sozialen Aufstieg und Lebensstandard ermöglicht hat, den sie bei ihrer Migration erhofft oder angestrebt hatte, setzen die Angehörigen der zweiten Generation diese Standards als gegeben voraus, erleben aber gerade darum die subtilen und weniger subtilen Ausgrenzungen durch die Mehrheitsgesellschaft umso intensiver. Der latente und zuweilen manifeste Rassismus westlicher Gesellschaften gegenüber „Pakis“, „Fidschis“ und „Kanaken“ sorgt für eine tiefe Erfahrung der Unzugehörigkeit und daher nicht selten für eine Identifikation mit der Herkunftskultur der Elterngeneration; soziale Benachteiligungen etwa bei der Vergabe von Ausbildungsplätzen oder bei sexuellen Chancen verstärken die gefühlte Ausgrenzung.

Zugleich verfügen diese jungen Erwachsenen meist über ein Bildungsniveau, das über dem ihrer Eltern liegt. Diesem Muster folgte zum Beispiel die terroristische Karriere von Sidiq Khan, einer der Selbstmordattentäter bei den Londoner Anschlägen. Als jüngstes von vier Kindern des Gießereiarbeiters Tika Khan besuchte er erfolgreich die High School, war sozial hervorragend integriert und machte seinen Eltern lediglich dadurch Probleme, dass er in religiösen Fragen zunehmend radikale Positionen bezog. Khan engagierte sich lange Zeit in der Jugendarbeit, betreute drogenabhängige Jugendliche und Einwandererkinder. Zugleich bildete und stabilisierte sich sein Freundeskreis zu einer engen und hermetischen Clique, aus der sich später die „menschlichen Bomben“ jener Anschläge rekrutierten. Die Lebenskreise dieser Gruppe wurden nicht nur intellektuell immer enger, sondern auch geografisch: „Die Moscheen, in denen er betete; die Räume, in denen er pakistanische Jugendgruppen unterrichtete; der Buchladen, in dem er Gespräche führte – kein wichtiger Ort in seinem Leben lag weiter als 500 Meter vom Mittelpunkt des Pakistanerviertels von Beeston entfernt.“⁴

Eine solche Zentrierung um einen Raum mit geringstmöglicher geografischer und sozialer Ausdehnung zeichnet die meisten totalen Gruppen aus: In solchen hermetischen Räumen sinkt die Kommunikation mit der Außenwelt in dem Maße, wie sie nach innen zunimmt und sich in Spiralen wechselseitiger Bestätigung homogenisiert und verfestigt. Dies ist eine Maßnahme zur Reduktion sozialer Komplexität und der mit ihr verbundenen alltäglichen Widersprüche, die das Leben in der Moderne mit seiner Heterogenität der Lebensformen, seinen Kommunikations- und Warenangeboten und seinen Forderungen an Flexibilität mit sich bringt. Die Konzentration auf eine sehr enge Wir-Gruppe schafft eine eigene, in sich stimmige Sinnwelt, die zu der diffusen, unreinen Sinnwelt außerhalb der Gruppe scharf kontrastiert. Jedes Mitglied, das die Glaubensüberzeugungen und Sinnzuschreibungen der anderen Mitglieder teilt, stellt eine lebendige Bestätigung der Richtigkeit dieser Überzeugungen und Zuschreibungen sicher – und

5 Zit. nach Wolf-Dieter Roth: *Warum Terroristen töten*, in: <http://www.heise.de/bin/tp/issue/r4/dl-artikel2.cgi?artikeInr=22140&mode=print>

6 Zit. nach: <http://www.nadir.org/nadir/archiv/PolitischeStroemungen/Stadtguerilla+RAF/RAF/brd+raf/oo4.html> (Zugang vom 25. Juli 2008)

zwar gerade dann, wenn diese radikal von dem abweichen, was in der Außenwelt unter Normalität verstanden wird. Die Herkunftsfamilien werden als angepasst empfunden, sogar als Verräter an der Sache des Islam und am Dschihad sowieso: In seinem Abschiedsvideo spricht Sidiq Khan verächtlich von denen, die mit „mit ihren Toyotas und ihren Doppelhaushälften“ zufrieden seien.

Damit ist eine wichtige Gratifikation für Mitglieder totaler Gruppen angesprochen: das Bewusstsein, einer Wir-Gruppe anzugehören, die sich hinsichtlich ihrer Interessen, Wertvorstellungen und vor allem ihrer Tatbereitschaft weit vom profanen Alltag gewöhnlicher Bürger entfernt hat. „Man hat dieses erhabene Gefühl“, berichtet ein ehemaliger islamistischer Täter, „der Einzige zu sein, der erkennt, dass sich die Gesellschaft in Untaten verstrickt hat, dass die Menschen in einem Abgrund kauern, vor sich hindämmern und über ihnen die Sonne langsam untergeht. Wir fühlten, dass Gott uns auserwählt hat, diese Gesellschaft zu retten. Wir gehörten also zu der Rettergeneration. Wir dachten manchmal aber auch, dass es diese Gesellschaft gar nicht verdient hat, von uns gerettet zu werden.“⁵

Eines der wichtigsten Bewegungsmomente totaler Gruppen liegt in der Folgerichtigkeit ihrer Schritte, im logischen Schluss, bei dem jede Erwägung aus einer anderen folgt und so – ambivalenz- und widerspruchsfrei – auf ein gerechtfertigtes tödliches Finale zuläuft. Die völlige Übereinstimmung von Theorie und Wirklichkeit wird durch zirkuläre Argumentationen hergestellt. In der RAF-Schrift *Das Konzept Stadtguerilla* vom April 1971 wird zum Beispiel so argumentiert: „Die Rote Armee redet vom Primat der Praxis. Ob es richtig ist, den bewaffneten Widerstand jetzt zu organisieren, hängt davon ab, ob es möglich ist; ob es möglich ist, ist nur praktisch zu ermitteln.“⁶

Solche Gedankenführungen sind in ihrer Widerspruchsfreiheit selbst-evident; sie verkörpern gleichermaßen einen exklusiven Wahrheitsanspruch und eine daraus abgeleitete Verpflichtung. Dabei ist die enge Verknüpfung zwischen derartigem Denken und Handeln deutlich: Die Legitimation etwa dafür, andere Menschen zu töten, leitet sich aus der *Notwendigkeit* ab, sie für einen übergeordneten religiösen oder historischen Zweck zu töten; der Umstand, dass die designierten Toten nicht auf der eigenen Seite stehen, macht sie zu *kategorial* Anderen, die getötet werden dürfen. Damit liefert die totale Gruppe nicht nur eine Heimat, sondern auch widerspruchsfreie Orientierung.

7 Sebastian Haffner: *Geschichte eines Deutschen*, München 2002, S. 263.

DIE GRUPPE ALS HEIMAT

Sebastian Haffner hat mit seinem Buch *Geschichte eines Deutschen* die schonungslose Selbstanalyse eines Zeitgenossen des Dritten Reiches vorgelegt, der die Etablierung der neuen Verhältnisse nach dem Januar 1933 äußerst kritisch und angewidert registriert, gleichwohl aber in den Umbauprozess der Gesellschaft involviert wird und sich selbst verändert. Was ihn von den meisten seiner Zeitgenossen unterscheidet, ist vor allem, dass ihm die sukzessive Veränderung seiner eigenen psychosozialen Verfassung bewusst ist. Gruppenprozesse spielen für das Funktionieren dieses Umbaus eine entscheidende Rolle.

Der systemkritische Sebastian Haffner findet sich einige Monate vor seinem juristischen Staatsexamen in einem „Gemeinschaftslager für Referendare“ in Jüterbog wieder und begegnet sich dabei, wie er nationalsozialistische Lieder singt, Wehrsportübungen absolviert, weltanschaulich geschult wird und „Schmiere steht“, während ein Referendar einem „Femegericht“ unterworfen, also gemeinschaftlich verprügelt wird. All dies registriert Haffner in einer eigentümlichen Haltung der distanzierten Einbezogenheit – als würde er sich selbst in einer Rolle beobachten, die gar nicht seine eigene ist.

Eines Abends lauscht die Gruppe einer Ansprache Hitlers im Radio. „Als er ausgeredet hatte, kam das Schlimmste. Die Musik signalisierte: Deutschland über alles, und alles hob die Arme. Ein paar mochten, gleich mir, zögern. Es hatte so etwas scheußlich Entwürdigendes. Aber wollten wir unser Examen machen oder nicht? Ich hatte, zum ersten Mal, ein Gefühl so stark wie ein Geschmack im Munde – das Gefühl: ‚Es zählt ja nicht. Ich bin es ja gar nicht, es gilt nicht.‘ Und mit diesem Gefühl hob auch ich den Arm und hielt ihn ausgestreckt in die Luft, ungefähr drei Minuten lang. So lange dauern das Deutschland- und Horst-Wessel-Lied. Die meisten sangen mit, zackig und dröhnend. Ich bewegte ein wenig die Lippen und markierte Gesang, wie man es in der Kirche beim Chorsingen tut. Aber die Arme hatten alle in der Luft, und so standen wir vor dem augenlosen Radioapparat, der nun die Arme hochzog wie ein Puppenspieler die Arme seiner Marionetten, und sangen oder taten so, als ob wir sangen; jeder die Gestapo des anderen.“⁷

Haffner zeigt hier eindrucksvoll, wie er sich plötzlich so verhält, wie er es selbst eigentlich für unakzeptabel hält, und besonders die Feinabstimmung des Verhaltens der einzelnen in der gemeinsamen sozialen Praxis. Der Umbau der Verhaltensnorm kommt weder von außen noch ist er ein individueller Vorgang, sondern einer, der sich in jener wechselseitigen Bestätigung bildet, die soziales Handeln selbst ist. So – bei allem „inneren“ Widerstand und bei aller Kritik – wird auch Sebastian Haffner zu einem Kameraden unter anderen.

8 Ebd., S. 279ff.

In der totalen Gruppe wird das als „normal“ definierte zwischenmenschliche Verhalten *als Ganzes* verändert, und die Orientierungen der Einzelnen verändern sich auf subtile, von ihnen selbst unbemerkte Art und Weise in diesem Rahmen mit. Das Erstaunlichste daran ist, wie schnell das alles gehen kann. Das wiederum mag nun darauf zurückzuführen sein, dass der Eintritt in eine totale Gruppe eine gravierende psychologische Entlastungswirkung bietet, die Haffner eben am Beispiel der Kameradschaft beschreibt: „Die Kameradschaft [...] beseitigt völlig das Gefühl der Selbstverantwortung. Der Mensch, der in der Kameradschaft lebt, ist jeder Sorge für die Existenz, jeder Härte des Lebenskampfes überhoben. [...] Er braucht sich nicht die kleinste Sorge zu machen. Er steht nicht mehr unter dem harten Gesetz: ‚Jeder für sich‘, sondern unter dem generös-weichen: ‚Alle für einen‘. [...] Das Pathos des Todes allein erlaubt und erträgt diese ungeheuerliche Dispensierung von der Lebensverantwortung.“⁸

Sich einer totalen Gruppe anzuschließen, bedeutet mithin nicht nur Verzicht auf Autonomie und Individualität, sondern umgekehrt gerade eine *Entlastung* von den Zumutungen der Individualisierung. Man entbindet sich von der Verantwortung für das eigene Leben. Mit anderen Worten: Jemand, der sich zum Beispiel dafür entscheidet, Terrorist zu werden, bekommt eine ganze Menge: die Zugehörigkeit zu einer exklusiven, elitären Gruppe, die einer gemeinsamen Sinnbildung folgt; die rastlose Arbeit an einer als notwendig und sinnvoll erlebten Aufgabe und die Entlastungen von Lebenslauferwartungen und anderen sozialen Verpflichtungen der gewöhnlichen Welt, von der Existenzsicherung bis zur Rentenvorsorge. Und an dieser Stelle ahnt man, wie äußerst eng der Zusammenhang von Modernisierung und Gewalt gerade im Fall des Terrorismus ist. Die *Freiheitszumutung*, die die Modernisierung für die einzelnen mit sich bringt, ist es, die die schärfste Reaktion gegen die Moderne erzeugt.



Each the Other's Gestapo

On Total Groups

¹ Erving Goffman, *Asylums: Essays on the Social Situation of Mental Patients and Other Inmates*, New York, 2007

Since the Enlightenment, the conviction has prevailed in Western societies that human beings are free to act. The form of society in the Atlantic West is based on this conviction – from educational standards and the free market economy to parliamentarianism and legislation. Any form of free society would be impossible if it did not emanate from the principle of autonomy of its adult members. This fundamental autonomy is naturally also reflected in the self-concepts and self-images of the people who live in such societies – we all consider ourselves to be self-regulating and inner-directed; conformism is as objectionable to us as assimilation or temporisation.

This self-image belongs to the elementary functional requirements of individualised societies – without the subjects themselves having been assigned responsibility for their existence, or, expressed in a more modern way, modern societies cannot function without the self-management of their members. The temptations, however, seem to be chronically great to escape the burdens of autonomy and the permanent demands of individuality and to give oneself over to heteronomous relations – in much the same way as, for example, total groups and, in particular, total institutions hold ready. Erving Goffman developed the term “total institution” in the course of his noted investigation of the situation of psychiatric patients and other incarcerated persons.¹ Total institutions – these are, for instance, prisons, institutions, military training camps or concentration camps – are characterised by total integration: the lives of all those confined there take place in the same place at the same time and under the same conditions, are structured by a system of formal regulations and plans, and pursue one aim, which at the same time supplies the justification for the existence of the total institution. It serves to educate, incarcerate, train, reform or punish its inmates. Anyone, either voluntar-

2 Marc Sageman, *Understanding Terror Networks*, Philadelphia, 2004

3 Nichole Argo, *Human Bombs: Rethinking Religion and Terror*, working paper, MIT Center for International Studies, 6/7 (April 2008), p. 1–5, here p. 1. Available online at http://mit.edu/cis/pdf/argo_audit_4.06.pdf (accessed 30 July, 2008)

4 Shiv Malik, *Der Bomber und sein Bruder*, in *ZEITmagazin Leben* 28, July 5, 2007, p. 21

ily or involuntarily, entering this type of institution experiences radical deculturation – in providing his middle-class existence with identity, he is at the same time divested of all the rights to shape his own life that he up to that point naturally believed to be able to draw on.

One can also extend the Goffmanian term of the total situation to the “total group”. Total groups – these are, for example, military or paramilitary units under combat conditions in which the adherence to rules and group norms has complete priority over individual needs. Entering a total group also involves rites of initiation. And for a certain period of time, the world of the total group also takes the place of the ordinary world, which is characterised by one being part of a great many different social groups that make different demands at different times. The total group demands only a single role and does not necessitate a role change. Its formal rules can be less in number than in total institutions. What total institutions and groups share is the absence of any form of freedom in a civic sense.

THE TERRORIST GROUP

Group organisation plays a central role in modern terrorism. This is what provides its members with a whole range of psychological and social elements of appeal. According to Marc Sageman, who has furnished the most comprehensive study on Islamist terrorists to date, eighty-four percent of all later jihad combatants did not decide to become terrorists while in an Islamic country, but lived as students in the West or were the second-generation children of immigrants.² Today, research assumes that ideological aspects such as fundamental religious or political convictions are more the result of submerging oneself in this meaning system as their cause – for one thing, acquiring an ideological attitude is preceded by “emotion and social ties ...; secondly, joining the jihad does not appear to be an explicit decision, but a social and emotional process that happens over time.”³ For Islamic terrorists from the second generation of immigrants or from a college context, this process begins with the personal experience of living in a world to which one does not belong and with which one cannot identify. The perpetrators of the attacks in London in August 2005 were children of Pakistani immigrants who by adapting to the conditions of their recipient society as the operators of small businesses, merchants, employees or labourers attained a modest degree of affluence. While the first generation of immigrants for the most part has a sense of loyalty toward the recipient society, as it enabled them to advance the social status and living standard they had hoped for or aspired to by immigrating, members of the second generation perceive these standards as given, and for this reason experience the subtle and less subtle exclusion by the majority society all the more intensely. The latent and occasionally manifest racism in Western societies with respect to “Pakis”, “Fijis” and “wogs” makes for a profound experience of a

lack of membership and therefore often identification with the culture of origin of the parental generation. Social disadvantages, such as when training positions are allocated or where gender-related opportunities are concerned, reinforce perceived exclusion.

At the same time, most of these young adults are better educated than their parents. This pattern is congruent with, for example, the terrorist career of Sidique Khan, one of the human bombs involved in the London attacks. The youngest of four children of foundry worker Tika Khan, he successfully completed secondary school and was fully integrated into society. The only problems he caused his parents resulted from his increasingly radical religious stances. Khan worked with youths for many years, supervising adolescents and the children of immigrants. At the same time, his circle of friends developed and stabilised into a hermetic clique, from which the human bombs were later recruited. The spheres of life of this group became more constricted, not only intellectually, but also geographically: “The mosques he prayed in, the rooms in which he taught groups of Pakistani youths, the bookstores he had conversations in – none of the important places in his life was further than five hundred metres away from the centre of the Pakistani district Beeston.”⁴

This kind of centring around a space with the least amount of geographic and social circumference is characteristic of most total groups: in hermetic spaces of this type, communication with the outside world diminishes to the extent that it increases on the inside and homogenises and is reinforced in spirals of reciprocal affirmation. This is a measure for reducing social complexity and the associated everyday contradictions that come with life in modernity with its heterogeneity of lifestyles, its forms of communication and products on offer, and its demands for flexibility. Concentrating on a very close-knit we-group creates a coherent world of meaning in sharp contrast to the diffuse, impure world of meaning outside of the group.

Each member of the group who shares his religious convictions and attributions of meaning with other members of the group ensures the living confirmation of the accuracy of these convictions and attributions – in particular if these radically deviate from what the outside world considers to be normality. The families of origin are perceived as assimilated, even traitors in matters concerning Islam, and in any event jihad – in his suicide video, Sidique Khan speaks contemptibly of those who are content “with their Toyotas and semi-detached houses.”

This addresses an important source of gratification for members of total groups: the awareness of belonging to a we-group that with respect to its interests, moral concepts, and, above all, its willingness to act has

5 Cited in Wolf-Dieter Roth, *Warum Terroristen töten*, accessible online at <http://www.heise.de/bin/tp/issue/r4/dl-artikel2cgi?artikelnr=22140&mode=print>

6 http://www.germanguerrilla.com/red-army-faction/documents/71_04.html (accessed July 30, 2008)

removed itself far from the profane everyday lives of ordinary people. “You have this exalted feeling,” reports a former Islamist perpetrator, “of being the only one who sees that society has entrapped itself in misdeeds, that people are cowering in an abyss, are only semi-conscious, and the sun is slowly setting over them. We felt that God had chosen us to save this society. We belonged to the generation of saviours. But we also sometimes thought that this society did not even deserve to be saved by us.”⁵

One of the most important motivational aspects of total groups lies in the consistency of their measures, in logical inference, in which each consideration arises out of another, and thus, free of ambivalence and contradiction, approaches a justified, deadly finale. Circular argumentation is used to establish complete agreement between theory and reality. The RAF text “Das Konzept Stadtguerilla” (The Urban Guerrilla Concept) from April 1971, for example, argues as follows: “The Red Army Faction is about the primacy of political practice. Whether it is right to organise armed resistance at this moment is dependent on whether it is possible – and it can only be made possible by actually doing it.”⁶

This train of thought is self-evident in its consistency and likewise embodies an exclusive claim to truth and an obligation derived therefrom. The close connection between this type of thought and action is obvious – the justification, for instance, for killing other people stems from this, that it is *necessary* to kill them for a greater religious or historical purpose; the circumstance that those designated to be killed do not stand on one’s own side turns them into *categorical* Others who are allowed to be killed. Thus the total group not only provides a home, but consistent orientation as well.

THE GROUP AS HOME

With the publication of his book *Geschichte eines Deutschen*, Sebastian Haffner furnished a relentless self-analysis of a contemporary in the Third Reich who registers the taking root of the new circumstances after January 1933 with the utmost criticism and disgust. However, he nonetheless became involved in the process of social change, and noticed changes in himself. What distinguishes him from most of his contemporaries is above all the fact that he is aware of the successive transformation of his own psychosocial state. Group processes play a decisive role in the functioning of this transformation.

The dissident Sebastian Haffner, several months away from taking his bar examination, is in a “Gemeinschaftslager für Referendare” (collective camp for trainee lawyers) and experiences himself singing National Socialist songs, performing military sport drills, and being schooled ideologically. On one occasion, he has to “keep a lookout” while another

7 Sebastian Haffner, *Geschichte eines Deutschen*, Munich, 2002, p. 263

8 *Ibid.*, p. 279ff

trainee lawyer is subjected to a “Vehmgericht”, i.e. a secret trial, and collectively battered. Haffner records all of this in a peculiar attitude of distanced inclusion – as if he were observing himself in a role that is not at all his own.

One evening, the group listens to an address by Adolf Hitler on the radio. “The worst came when he was finished talking. The music signalled Deutschland über alles, and everyone raised their arms. A few of them, like me, hesitated. There was something horribly undignified about it. But did we want to take the bar examination or not? I had, for the first time, a feeling as strong as a taste in my mouth – the feeling, ‘It doesn’t count. It’s not me. It doesn’t apply to me.’ And with this feeling, I also raised my arm and held it outstretched for about three minutes. That’s how long it took to sing the national anthem and the Horst Wessel Song. Most everybody sang along, snappily and booming. I moved my lips a bit, going through the moves of singing like you do in church in the choir. But everyone had their arms outstretched, and so there we stood in front of the eyeless radio set, who raised our arms like a puppeteer raises the arms of his marionettes, and we sang or pretended to sing; each the other’s Gestapo.”⁷

Haffner impressively demonstrates how he suddenly behaves in a way that he actually finds unacceptable, and in particular the fine tuning of the behaviour of the individual in collective social practice. The transformation of behavioural norms does not come from the outside, nor it is an individual process; rather, it is one that develops in that reciprocal confirmation that constitutes social action. It is in this way – despite all “internal” resistance and despite all criticism – Sebastian Haffner also becomes one comrade among many.

In the total group, what is defined as “normal” interpersonal behaviour is changed *as a whole*, and the orientations of individuals change along with it in a subtle, imperceptible way. The most striking thing about it is that entering a total group opens up an opportunity for serious psychological relief: “Comradeship ... completely eliminates the feeling of taking responsibility for oneself. He who lives in comradeship is relieved from worrying about his existence, from the hardship of struggling for life ... He doesn’t have to have the slightest worry. He is no longer subject to the strict law of ‘every man for himself’, but to the generous and mild one of ‘all for one and one for all’ ... It is this pathos of death alone that permits and sustains this outrageous exemption from taking responsibility for one’s own life.”⁸

Joining a total group therefore not only means relinquishing autonomy and individuality, but, conversely, *relief* from the impositions of individ-

ualisation. One disengages oneself from taking responsibility for one's own life. In other words, someone who, for example, decides to become a terrorist gains a lot: membership in an exclusive, elite group that adheres to a common consciousness formation; indefatigable work on a task that is experienced as necessary and meaningful; and the relief from life career expectations and other social obligations in the ordinary world, from securing one's livelihood to making provisions for retirement. And at this point one begins to suspect how extraordinarily tight the connection is between modernisation and violence, particularly in the case of terrorism. It is the imposition of freedom that modernisation entails that generates the fiercest reaction to modernity.



Klima- Kommissare

Oder: Müssen Freunde der Erde Feinde der Menschen sein?

Wer sich mit dem Thema „Unfreiheit der Zukunft“ auseinandersetzt, muss als erstes Grenzen der Freiheit in der Gegenwart ins Auge fassen, um nicht der weit verbreiteten Vorstellung zu verfallen, die Menschheit werde immer freier. Viele Einschränkungen künftiger Freiheiten sind durch Pfadabhängigkeiten der Gegenwartsgesellschaft aufgezwungen, das heißt: die Unfreiheit der Zukunft ist nichts anderes als heutiges Unvermögen, bestehende Verhältnisse der Knechtschaft in Frage zu stellen und aufzuheben.

Aber wer ist überhaupt frei? Ursprünglich diejenigen, die nicht Sklaven oder Fremde waren, und politische Gemeinschaften, die auf das „Frei-von-etwas“ des Individuums setzten und der Autonomie des Einzelnen Verfassungsrang gaben. Dieses Freisein von fremder Gewalt formte aus römischen wie germanischen Rechtsquellen den Kern liberaler Gesellschaften, die Freiheit als „Freiheit von ...“ (zum Beispiel von der Willkür eines Autokraten oder Übergriffen eines staatlichen Apparates) wahrnahmen und sich das Recht einräumten, gegen Unterdrückung Widerstand zu leisten.

Nun sind dem Streben nach individueller Autonomie bekanntlich Grenzen gesetzt. Wer sich die Freiheit nimmt, einen Ferrari zu kaufen und diesen mit 230 Stundenkilometern auf einer Autobahn zu zerlegen, beschränkt mit dem dadurch entstandenen Stau die Freiheit von unzähligen Pendlern, Lieferanten und Ferienreisenden. Die moderne Weltgesellschaft ist voll von weniger offensichtlichen und weit schwerer wiegenden Paradoxien; man könnte über der Einsicht in solche negativen Interdependenzen in eine melancholische Passivität verfallen, was freilich erneut die Freiheit anderer tangieren würde.

Damit gelangt man zu der gewollten Doppeldeutigkeit des Themas der „Unfreiheit der Zukunft“. Gemeint sind zum einen Unfreiheiten *in Zu-*

1 Vgl. den Beitrag von Herfried Münkler in diesem Band.

2 Exemplarisch das Werk des stets gut gelaunten Autofans Dirk Maxeiner: *Hurra, wir retten die Welt! Wie Politik und Medien mit der Klimaforschung umspringen*, Berlin 2007 und die Webseiten www.achgut.com und www.maxeiner-miersch.de.

kunft, also neue Formen der Unfreiheit etwa durch das Auftreten von Selbstmordattentätern oder eine über das Ziel hinausschießende Terrorbekämpfung, welche die Freiheit zerstört, die zu schützen sie angetreten war. Zum anderen sind die geringen Aussichten angesprochen, die generelle Unfreiheit der Zukunft zu minimieren, deren Gestaltung durch die erwähnten Pfadabhängigkeiten und Paradoxien beschränkt wird. Unter dieser chronischen Ernüchterung leiden gerade freiheitliche politische Systeme, die ihren Akteuren – Berufspolitikern wie Bürgern – ganz schmale Handlungskorridore belassen und dabei doch auf ganz überdimensionale Erwartungen treffen – zum Beispiel Platz zu schaffen für Ferraris und eine „freie Fahrt für freie Bürger“. Auch wenn die politische Philosophie namentlich seit Thomas Hobbes die weitreichende Selbstentmachtung des Bürgers als essentielle Voraussetzung seiner individuellen Freiheit benannt hat¹, verstärkte zuletzt noch die inflationäre Freiheitsrhetorik der Millenniumsjahre die Illusion, Autonomie sei namentlich durch die absolut freie Konkurrenz der Marktteilnehmer und einen minimalen Staat zu steigern. Diese Illusion hat keine Zukunft, wie jetzt in drei Verschärfungsstufen dargelegt werden soll.

I. KLIMA-SKEPSIS

„Wie sich Ökologie und Menschenwürde in Zukunft zueinander verhalten werden“, heißt es im Begleittext zur Ausstellung *Stadt der Sklaven*, „bleibt offen“, und die Dystopie einer autarken Stadt, die sich durch perfektes Recycling vollständig selbst versorgt und ihre Bewohner respektive Partizipanten zugleich einer rigiden Kontrolle unterwirft, ist Provokation genug, mögliche Unfreiheiten der Zukunft auch und gerade in ökologie- und klimapolitischer Hinsicht zu befragen.

Die wissenschaftliche Evidenz für Menschen gemachten Klimawandel ist so hoch, dass kaum ein ernst zu nehmender Forscher sie noch bestreiten mag; höchstens relativiert man die mögliche Wirkung und weist auf andere, eventuell wichtigere Einflussfaktoren der Klimaveränderung hin, oder warnt vor nicht-beabsichtigten Folgen eben jener Politik, die eine Klimakatastrophe abmildern oder bekämpfen will. Übrig bleiben so genannte Klima-Skeptiker², die etwa die Machtübernahme einer Schicht gutmenschlicher Klima-Kommissare ausmalen, die zur Rettung des bedrohten Planeten Zwangsmaßnahmen befürworten oder ergreifen. Unfrei ist die Zukunft in ihrer Sicht, weil hochmobilen und flexiblen Gesellschaften im Blick auf schwindende Ressourcen und mögliche Folgen der Erderwärmung wie Extremwetter-Ereignisse, ansteigender Meeresspiegel und Desertifizierung strikte Grenzen gesetzt und dem Ziel nachhaltiger Entwicklung so gut wie alle Bereiche der Lebenswelt untergeordnet werden.

Wird der Wandel des Klimas zum Anlass genommen, den ökologischen Notstand mit einem politischen Ausnahmezustand zu antizipieren? Es ist

ein Begriff wieder aufgetaucht, der bereits in den 1970er Jahren Konjunktur hatte: „Ökodiktatur!“ So überschrieb am 11. Mai 2008 die *BILD*-Zeitung ein Interview mit dem EU-Kommissar Günter Verheugen, der gegen die dilatorische Politik der deutschen Automobilhersteller zu Felde ziehen durfte: „Es ist schon enttäuschend, wie wenig manche Autobauer in den letzten zehn Jahren für den Klimaschutz getan haben. Jetzt kommt es darauf an, die Regeln so zu machen, dass sie den Wettbewerb zwischen den Autobauern nicht verfälschen und die Autos nicht unnötig verteuern.“

Zugleich konnte sich der Kommissar über Leute ereifern und lustig machen, die mit einem Öko-Labeling in die Werbung für Automobile eingreifen wollen: „Es reicht jetzt! Finger weg von Werbung! Werbung gehört zu einer Marktwirtschaft dazu. Ein Produkt, das ordnungsgemäß auf den Markt gekommen ist, darf auch beworben werden. Bei Nikotin oder Alkohol gibt es Gründe, Werbung einzuschränken – bei Autos mit Sicherheit nicht. Ich kann mir schon vorstellen, wie das am Ende aussehen würde: Die Werbefläche zu 50 Prozent mit der Warnung bedeckt: ‚Autofahren tötet Eisbären!‘“

Doch Spaß beiseite: Besonders mit dem Verbraucherschutz und den Richtlinien zur Energiepolitik hat die EU-Kommission durchaus Möglichkeiten, als eine Art „Klimasuperstaat“ aufzutreten oder doch wenigstens über symbolische Politik und persuasive Kampagnen Verhaltensänderungen bei Erzeugern und Verbrauchern zu motivieren. Aber ist es diktatorisch, wenn die neuseeländische Regierung Glühbirnen verbietet und die Insel mit Energiesparlampen überzieht, oder die oberhessische Universitätsstadt Marburg ihren Bürgern solarthermische Anlagen verordnet, oder wenn das im Juni 2008 verabschiedete „Klimapaket“ der Bundesregierung strengere Vorschriften beim Neubau und der Sanierung von Häusern erlässt und spritsparende LKW begünstigt? Dass mehr geschah, verhinderten die Hüter des Ludwig Erhard-Grals im Wirtschaftsministerium, die den Menschen nicht „zwangsbeglücken“ (Michael Glos) wollten. Treten, wie Klima-Skeptiker im Rückgriff auf ein Bonmot Niklas Luhmanns gerne behaupten, zu den möglichen Folgen des Klimawandels die „vermeidbaren Aufregungsschäden“ durch eine grüne Tugenddiktatur, die für unbeabsichtigte, womöglich verschärfende Folgen tugendhaften Verhaltens kein Sensorium besitzt, also die Lage verschlimmbessert?

Mit solchen Warnrufen werden nicht nur solche politisch-rechtlichen Regulierungen nationaler und supranationaler Staaten belegt, sondern auch vermeintliche Denkverbote, die Umbesetzung von Experten-Kommissionen und Aufsichtsbehörden und generell die Wirkung einer vermeintlichen Schweigespirale, die Klimaskepsis gesellschaftlich unmöglich macht. Dazu noch einmal Kommissar Verheugen in *BILD*: „Ich

3 Dirk Maxeiner: *Wider die Ökodiktatur*, in: *WELT*, 5. September 2007.

4 Ebda.

5 Georg Wilhelm Friedrich Hegel: *Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte* [1822/23], hg. von H. Glockner, Stuttgart 1964, Bd. 11, S. 561.

sehe mit wachsendem Unbehagen, wie Gesetzgeber auf allen Ebenen immer neue Regelungen erlassen, die in die privaten Lebensgewohnheiten eingreifen. Wir nähern uns einem Zustand, den ich als Lifestyle-Regulierung bezeichnen würde. Ich will keine Gesellschaft, in der den Menschen vorgeschrieben wird, wie sie in ihren eigenen vier Wänden zu leben haben. Wir dürfen die Bürger nicht entmündigen.“

Ein Klima-Skeptiker sekundiert: „Der kurze Prozess für Zweifler kommt derweil in Mode. Für Menschen mit dissidenter Meinung bemüht man inzwischen den Ausdruck ‚Leugner‘ – eine bewusste Anspielung auf Holocaust-Leugner. Ganz so, als könne man die Leugnung eines Verbrechens, das in der Vergangenheit stattgefunden hat, mit Zweifeln an einer für die Zukunft befürchteten Katastrophe vergleichen.“³

Dirk Maxeiner hat, wenn die Zitate nicht aus dem Kontext gerissen sind, drastische Belege für sein Misstrauen parat: „In der amerikanischen Zeitschrift *Grist* wurden für Leugner Verfahren ‚im Stil der Nürnberger-Prozesse‘ gefordert. Weil der Flugverkehr nach seiner Meinung zum Klimawandel beiträgt, forderte der britische Umwelt-Aktivist George Monbiot: ‚Jedes Mal, wenn jemand in Folge einer Überschwemmung in Bangladesh ertrinkt, sollte man einen Angestellten einer Fluggesellschaft aus seinem Büro zerrren und ertränken.‘“⁴

Solche Auswüchse zeigen: Gäbe es das tapfere Fähnlein der „Klima-Skeptiker“ nicht, eine kritische Wissenschaft und Öffentlichkeit müsste sie geradezu erfinden. Skepsis ist das Lebenselixier beider Institutionen. Und viel wichtiger: Eine Korrektur der Lebensstile ist nur möglich, wenn die „Bürger eben nicht entmündigt“ werden, ihre Verhaltensänderung also weder auf einem Meinungsdictat noch gar auf einer Tugenddiktatur beruht.

II. KLIMANOTSTAND UND ZWANGSBEGLÜCKUNG

„Es herrschen jetzt die Tugend und der Schrecken; denn die subjektive Tugend, die bloß von der Gesinnung aus regiert, bringt die fürchterlichste Tyrannei mit sich. Sie übt ihre Macht ohne gerichtliche Formen, und ihre Strafe ist ebenso nur einfach – der Tod“, beschrieb Hegel⁵ als Zeitgenosse der französischen Revolution deren „régime de terreur“, das vermeintlichen Feinden der Freiheit im Lichte einer höheren Wahrheit die Existenz raubte und so das Projekt der Aufklärung untergrub, auf das es sich berufen zu können meinte. Die blutige Spur zieht sich weiter durch die Geschichte hin zum Bolschewismus und zum islamistischen Terror; Ideologien, die individuelle Freiheiten und abweichenden Meinungen einer imaginären „volonté générale“ oder Paradiesvorstellung unterordnen und oft im Namen eines imaginären Naturzustandes Menschenrechte und Menschenwürde untergraben.

6 Bericht hierzu in: *El País*, 10. Juni 2008.

Davon ist die soziale und politische Bewegung, die sich für eine nachhaltige Politik einsetzt, darunter womöglich drakonische Klimaschutzmaßnahmen, sicher meilenweit entfernt. Aber der demokratiepolitische Clou des Klima-Skeptizismus ist, dass eine (wie auch immer geartete) Klimawende nur über eine ökologisch reorientierte Demokratie möglich sein wird, also über mehr politische Beteiligung der Verbraucher und Bürger, wobei noch zu erläutern sein wird, dass diese Partizipation unter der paradoxen Voraussetzung einer Obligation steht. Klimaforscher und Klimapolitiker sind jedenfalls noch weit davon entfernt, den klimapolitischen Ausnahmezustand verhängen zu können, eher wird der Notstand durch Extremwetterereignisse wie den Hurrikan *Katrina* in New Orleans aufgedrängt – oder durch Ereignisse, die auf den ersten Blick gar keinen Bezug zu Wetter, Klima und Naturkatastrophe haben.

Ein nur scheinbar entlegenes Beispiel war der Aufstand der spanischen Spediteure, Landwirte und Fischer im Sommer 2008. Sie blockierten Autobahnen, Grenzstationen und Großmärkte, um gegen ruinöse Preise für Dieselbenzin zu protestieren. Unter dem immensen Konkurrenzdruck im Transportsektor und auf den Lebensmittelmärkten forderten sie die Senkung der Mineralölsteuer und einen Mindesttarif für Transportdienste. Der Ausstand, der auf Portugal und andere EU-Länder übergriff, hatte direkte Auswirkungen auf die Versorgung der großen Metropolen wie des Hinterlandes mit Frischprodukten, Arzneimitteln und Brennstoffen, indirekte auf die Automobilbranche bis nach Frankreich und Deutschland hinein und nicht zuletzt im Tourismus.

Dass diese Form des Streiks nicht nur Hamsterkäufe auslöste, sondern auch zu Gewalt führen konnte, wurde bald deutlich: Bei Auseinandersetzungen zwischen Polizisten und „piquetistas“ gab es Dutzende Verletzte, in Granada wurde ein Lkw-Fahrer von einem Lieferwagen erfasst und getötet, ein weiterer starb in Alicante im brennenden Führerhaus seines Trucks.⁶ Als der landesweite Streik außer Kontrolle zu geraten schien, verordnete die spanische Regierung „Null-Toleranz“ und erwog den Einsatz des Heeres, um die Grundversorgung zu sichern und schlimmere Folgen für die ohnehin inflationsgeschädigte Volkswirtschaft zu vermeiden. Die Senkung der Mineralölsteuern sollte Spediteuren und Agrarproduzenten Entlastung verschaffen und das Inflationsniveau senken. Man mag darin gewöhnliche Tarif- und Arbeits-Konflikte, ohne große Übertreibung aber auch Vorzeichen von Auseinandersetzungen erblicken, die – in Analogie zu den „Klimakriegen“ (Harald Welzer) der internationalen Politik – einmal Klimastreiks genannt werden. Auch hier geht es um Ressourcenkonflikte einer industriellen Wachstumsgesellschaft, die sich um die Endlichkeit der Rohstoffe und die Umweltverträglichkeit ihrer Marktentscheidungen nicht bemüht hat, die Umweltschäden lange externalisierte und Knappheiten einzig als Innovationsanstoß betrachtete. Die

Wut der Spediteure und Bauern ist deswegen so groß, weil gerade die Lebensmittel- und Logistikbranche so rigide auf niedrige Erzeugungs- und Transportkosten setzen; abhängige Fahrer und Landwirte behandeln sie wie Sub-Unternehmer und zwingen sie zu Selbstaubeutung.

Das Dogma, wonach Nahrungsmittel und Energie in Friedenszeiten wenig kosten und bei wachsenden Einkommen einen immer geringeren Anteil des Budgets der Konsumenten beanspruchen, wird offenbar widerlegt: Die Energiepreise steigen, da sich generell nicht-erneuerbare Ressourcen verknappen und zugleich Produzenten und Verbraucher in den Schwellenländern einen gewaltigen Hunger nach Energie und Rohstoffen an den Tag legen, womit auch die Preise für Reis und Brot an die Energiekosten gekoppelt sind. So kehrt nicht nur die Inflation zurück, es gerät auch der Eckpfeiler des globalisierten Warenaustausches in Bedrängnis – das die ganze Welt umspannende Transportsystem. Denn nur billige Energie erlaubt es, dass der berühmt-berüchtigte Becher Yoghurt von der Herstellung bis zum Verzehr und zur Entsorgung mehrere Tausend Kilometer zurücklegt; allein billiger Treibstoff ermöglicht auch die Verpanschung von spanischem mit italienischem Olivenöl, bevor es als Markenprodukt im deutschen oder polnischen Supermarkt zum Verkauf kommt, oder die Verbringung von Tomaten und Erdbeeren (neuerdings Bio!) aus den endlosen Plastik-Gewächshäusern Andalusiens auf die Wochenmärkte im Norden.

Hier könnte man ja einmal an Zwangsbeglückung denken, aber die mittelfristigen Planungen der Logistikbranche scheinen davon völlig ungerührt: Sie verheißen zweistelligen Zuwachs beim LKW-Verkehr quer durch Europa, immer noch gilt die Containerbranche als Leitsektor der Globalisierung, unermüdlich bauen Unternehmen die internationale Arbeitsteilung aus, und weiterhin setzt das Auslaufmodell Industriegesellschaft auf mehr Mobilität, Energieverbrauch und Wachstum. Genau deswegen sind die Streiks der Spediteure und Landwirte mehr als übliche Arbeitskämpfe: Sie sind nämlich insofern Klimastreiks, als die Kosten des Klimawandels, zu denen der generelle Mobilitätswahn hauptsächlich beigetragen hat, auf die schwächsten Glieder abgewälzt werden sollen. Doch der mit explodierenden Energiepreisen einhergehende Rückbau auf lokale und regionale Märkte wird kommen. Und Transporte aller Art werden sich zwangsläufig massiv verteuern, wenn nur ein Bruchteil der Klimaziele erreicht werden soll, was mit technischer Innovation allein (zum Beispiel: Hybridantrieben) nicht gelingen kann.

III. IM JAHR 2025

Der amerikanische Romancier T.C. Boyle hat im Jahr 2000 (dem Jahr in dem Al Gore nicht Präsident wurde ...) eine bitterböse Satire über einen „Freund der Erde“ namens Tyrone (Ty) O’ Shaugnassy Tierwater vorgelegt, der auf ruhmreich gescheiterte Akte von Ökosabotage in den 1980er- und

7 T. Coraghessan Boyle: *Ein Freund der Erde*, München 2001, im Folgenden zitiert nach der Taschenbuchausgabe, München 2003, S. 229f..

1990er-Jahren zurückblickt.⁷ Im Jahr 2025 sind sämtliche Befürchtungen über den Klimawandel eingetreten und die Biosphäre kollabiert. „Die Temperatur muss noch um einige Grade gestiegen sein, als ich wieder zu Chuy hinauskomme. Die Hitze ist wie eine Faust – zwei Fäuste, bamm-bamm, trifft es mich in Brustkorb und Becken, dass ich kaum die Füße heben kann, und eines sage ich euch: der Wind ist keine Hilfe. Er bläst nur mit etwa Stärke 3, nichts im Vergleich zu dem, was uns in den nächsten Monaten bevorsteht, denn dann heizt sich das Land auf und die Stürme pfeifen aus der Wüste herüber, trotzdem ist der Boden beständig in Bewegung, überall kleine Windhosen, heiße Körnchen von aufgewirbeltem Staub verkleben mir die Nase und brennen in der Kehle, und die zerfledderten Bäume schleudern ihre Kronenreste mal hierhin, mal dorthin. Normalerweise würde ich um diese Jahreszeit eine Atemmaske aufsetzen, aber nach dem Mucosa-Fiasko halte ich den Gedanken nicht mehr aus, mir noch mal irgendwas auf den Mund zu pressen (außer vielleicht Andreas süße, samtene jungalte Lippen, und auch das höchstens einmal pro Woche), also spanne ich nur das Gesicht an, kneife die Augen zusammen und stolpere vorwärts.“ (S. 299f.)

In (von heute aus gesehen nur noch) 17 Jahren hat sich die Hälfte des Globus in eine Wüste verwandelt. Der Staat Kalifornien versinkt im sintflutartigen Dauerregen oder brütet in Temperaturen von 50 Grad (Celsius) plus. Der Held des Romans bewacht auf der Ranch eines Pop-Stars namens Maclovio Pulchris die letzten Löwen, Hyänen, Pekaris und Patagonischen Füchse auf Erden, die der abgetakelte Superstar – man denke an Michael Jackson, den Herrn von Neverland, oder auch an Bono – wie eine Arche Noah hält, um die Artenvielfalt wiederherzustellen.

Tierwater begegnet 2025 seiner Frau Andrea wieder und erinnert sich an ihre gemeinsame Zeit als Öko-Aktivistin in der fiktiven Organisation *Earth Forever!* Zunächst aber verrichtet er, stellvertretend für die Millenniumsleser, eine Art Beichte: „Das ist keine Predigt. Ich halte keine Predigten. Es ist zu spät dafür und abgesehen davon hat das Predigen noch nie irgendwas geholfen. Aber eins will ich sagen, der Ordnung halber – die meiste Zeit meines Lebens war ich Verbrecher. Genau wie ihr. Ich wohnte am Stadtrand in einem schicken Dreihundert-Quadratmeter-Haus mit Redwoodwänden und Eichenholzböden und mit einem Ölkessel so groß wie Texas, fuhr einen restaurierten Jeep Laredo (außen rot, innen schwarzes Leder) für Fahrten in die Adirondacks-Berge, wo ich meinen dreihundertzwanzig Dollar teuren Eddie-Bauer-Rucksack buckelte und die Gesellschaft von Eichhörnchen, Bisamratte und Illis genoss. Ich ging ins Fitnessstudio. Ich soff in schicken Kneipen voller Topffarne. Kaufte Schuhe, Jacken, Pullover und Haarpflegeprodukte. Vermutlich war mir vage bewusst – irgendwo weit draußen an der Peripherie meines Verstandes – was ich dem armen geschändeten Körper

8 Schellnhuber erklärte kürzlich bei einem Energiekongress in Essen, sein damals acht Wochen alter Sohn sei der tiefere Grund für seinen Kampf gegen die Erderwärmung: *Klimaschutz for Zoltan Elias*, in: *WAZ*, 5. Mai 2008.

der guten alten Mutter Erde antat, ich brachte sogar hie und da meinen Müll getrennt zur Sammelstelle (wenn ich Zeit dazu hatte, vielleicht zweimal im Jahr), und ich dachte viel über das Verpacken nach. Im Winter trug ich im Haus einen Pulli, um Energie zu sparen und die Flamme der globalen Erwärmung runterzudrehen, und dennoch verbrauchte ich Brennstoffe, immer mehr Brennstoffe, und der von mir erzeugte Abfall stopfte ein eigenes Loch in der Deponie, wie eine Dauerfüllung in einem faulen Zahn.“ (S. 62)

Tierwater stellt sich dem imaginären Verhör jener Kinder, die auch Al Gore oder Hans Joachim Schellnhuber⁸ sehr zum Missfallen ihres abgebrühten Publikums, aber doch nicht ganz ohne Irritation immer wieder als Zeugen ihrer dramatischen Auftritte aufrufen.

„Schlimmer noch: ich sammelte Sachen. Sie schienen mir zuzustreben wie Eisenfeilspäne einem Magneten, ein richtiger polarisierter Pelzsaum aus Gegenständen haftete sklavisch angezogen an meinen Fingerspitzen: Büroklammern, Nadeln, Plastiktüten, alte Verstärker, verrostete Grillroste. Kleider, Bücher, Platten, CDs. Kochgeschirr, Fleischmesser, Mixer, Popcornbereiter, Espressomaschinen, die Mäntel meines toten Vaters und die Schuhe meiner toten Mutter. [...] Ich habe Wein getrunken, Geld verschleudert, meine Tochter erzogen und mit angesehen, wie sie ihrerseits zur Sammlerin wurde. Und genau wie ihr – falls ihr in der Ersten Welt lebt, und das muss ich annehmen, denn wie könntet ihr das hier sonst lesen? – schädigte die Umwelt auf diesem zerlumpten, blutigen Planeten etwa zweihundertfünfzig Mal schlimmer als jeder Bangladescher oder Balinese, und die tun auch ihren Teil, keine Sorge. Oder sie taten ihn. Aber davon will ich jetzt nicht auch noch anfangen.“ (S. 62f.)

Trotz drohender Gefahr existierte für Tierwater aber auch die Aussicht auf Rettung und eine radikale Konversion: „Sagen wir nur, dass ich eine Erleuchtung hatte – mit Hilfe eines ordentlichen Rippenstoßes von Andres, Teo (möge er in der Hölle schmoren oder im interplanetaren Raum oder wo auch immer) und den übrigen harten Kämpfern von *Earth Forever!* Kräfte wurden in Gang gesetzt, Räder begannen zu rollen. Ich verkaufte das Haus, die Autos, das verfallene Einkaufszentrum, das mir mein Vater vererbt hatte, die Windsurfingausrüstung, den Komfortliegestuhl und meine Komplettsammlung Bootleg-Kassetten von Bob Dylan, den gewaltigen Bodensatz, den der langsam wandernde Gletscher meines alten Lebens hinterlassen hatte, meines Verbrecherlebens, jenes Lebens, das ich führte, ehe ich zum Freund der Erde wurde. Freundschaft. Sie hat mich in die Bewegung geführt, und sie hat mich auch hinausgetrieben bis an den nackten Rand des Nichts, jenseits von Sinn oder Verstand – oder auch nur Hoffnung, Freundschaft mit der Erde. Mit den Bäumen und Sträuchern, den heimischen Gräsern und den Antilo-

9 Die dazugehörige Zeitschrift gibt es online unter: www.earthfirstjournal.org und www.earthfirsts.org. Die von Foreman formulierte Schule der *Deep Ecology* verfolgt das Ideal einer unantastbaren Natur, die keinerlei menschlichen Eingriff duldet.

10 Diesen Hinweis gibt Joachim Scholl in der Rezension des Buches, in: *WELT*, 24. März 2001.

pen in den Steppen, den Kängururatten in der Wüste und allem übrigen, was unter der Sonne lebt und atmet.“ (S. 63f)

Und dann folgt im Roman der entscheidende Satz: „Das heißt: bis auf den Menschen. Denn um ein Freund der Erde zu sein, muss man zum Feind des Menschen werden.“ (S. 64)

Diese Sentenz weist deutliche zeithistorische Bezüge auf zur amerikanischen Umweltgruppe *Earth First*, die in den 1980er-Jahren unter dem reißerischen Motto „Do or Die!“ von dem deklarierten Ökoterroren David Foreman gegründet wurde und als echtes Exempel einer wirklichen ökologischen Tugenddiktatur gelten kann.⁹ Foreman und seine Anhänger traten mit Anschlägen hervor, die auch Boyles Romanhelden ins Gefängnis bringen: Mit Siliziumkarbid legt er das Getriebe von Planier-Raupen eines multinationalen Unternehmens lahm, das im großen Stil (Tropen-)Wälder abholzt, er schweißst einen Strom-Mast durch und blockiert eine Zufahrtsstraße zu einem Biotop, indem er sich selbst einbetoniert. Letzteres vollbringt der zunehmend engagierte und radikalisierte Tierwater mit seiner Tochter Sierra und seiner Frau Andrea, die später – ähnlich wie der historische Foreman – zur friedlichen, legalen und publicity-orientierten Lobby-Arbeit übergeht.

Das historische Vorbild für Sierra dürfte eine junge Frau namens Julia Hill sein¹⁰, die im Dezember 1997 auf einen Baum im kalifornischen Redwood-Forest kletterte. Der Baum war angeblich 1000 Jahre alt, über 50 Meter hoch und zur Abholzung vorgesehen, doch über zwei Jahre harrte die Aktivistin von *Earth First* auf ihm bei Wind und Wetter aus und widerstand allen Versuchen des Holzfäller-Konzerns, sie von ihrem Vorhaben abzubringen. Hill wurde zum Öko-Star, die Firma gab nach: der Redwood blieb. Nicht aber die Regenwälder der Erde, und Boyle lässt die Geschichte tragisch enden: Tochter Sierra fällt vom Baum und stirbt sozusagen vor den Ohren des Vaters, der ihren Sturz am Handy von Ferne miterlebt.

Wenn der Mensch zum Feind der Erde wird, sagen Foreman/Tierwater/Boyle mit Ibsen: „Ein Freund der Erde ist ein Feind der Menschen“. Dass er diesen Satz allzu wörtlich nahm, macht Tierwater zum tragischen Helden und am Ende zu einer (im Sinne Milan Kunderas) lächerlichen Figur, in die sich freilich auch Hartgesottene gut hineinversetzen können.

Die allgemeine Indolenz versetzt Boyles Anti-Helden in eine rasende Wut und treibt ihn gedanklich zur sadomasochistischen Fantasie einer „final solution“: „Manchmal, wenn er auf seinen Wanderwegen träumte, wenn ihm der Wind ins Gesicht wehte und das Hartlaubgestrüpp in der sengenden Sonne dalag, wünschte er sich einen Rächer, der herab fuhr und sie alle auslöschte, all die wimmelnden Massen da draußen mit

11 Dave Foreman: *Ecodefense. A Field Guide to Monkeywrenching*, New York 1993; online unter: <http://www.abeyweb.net/books.contrib/ecodefense.htm>.

ihren Hondas und Küchenmaschinen und Tagesdecken und Spitzentüchlein und Videorecordern. Einen Kometeneinschlag. Die Pest, zur Unkenntlichkeit mutiert und wiedergekehrt, um das Land heimzusuchen. Feuer und Eis. Die Endlösung. Und in all diesen Szenarien überlebte Ty Tierwater wundersamerweise – und seine Frau, seine Tochter und ein paar andere, die Respekt für die Erde hatten – und sie würden die neue unzivilisierte Zivilisation auf der Asche der alten aufbauen. Kein Fortschritt mehr. Kein Konsum. Nur das Leben.“ (S. 315)

Dieser wütende Vitalismus hat erkennbare literarische und personelle Vorbilder: Edward Abbays *The Monkey Wrench Gang* von 1975 handelt von einer Bande mit den verstellbaren Schraubenschlüsseln, die Sabotageakte im amerikanischen Westen begeht. Auch Abbey befürwortete direkte Aktionen, nicht aber Gewalt gegen Personen. Im Essay *Eco-Defense* von 1985¹¹ definierte Abbey Terroristen als jene Menschen, die die Natur zerstörten, während Ökosaboteure Notwehr und Selbstverteidigung üben.

So argumentiert auch eine anarchistisch-libertäre Standardtrophe der altamerikanischen Literatur und Politik, für die ein älteres Vorbild des Romans steht: Henry David Thoreaus *Walden* (dt. *Leben in den Wäldern*) und der Essay *Die letzten Tage des John Brown*. Brown, ein Abolitionist, hatte zum Sklavenaufstand mit Guerillamethoden gegen die Armee aufgerufen und wurde dafür im Dezember 1859 gehängt. Der Landvermesser Thoreau, der ihm die Eloge und den Nachruf schrieb, ist bis heute eine amerikanische Ikone: Ein Lehrer, der sich weigert, körperliche Züchtigung an Schülern vorzunehmen und deswegen den Schuldienst verlassen muss; ein Steuerrebell, der einem Staat die Zahlungen verweigert, der Krieg in Mexiko führt; ein Eremit, der zwei Jahre in einer Blockhütte in der Waldeinsamkeit von Massachusetts verbringt. Mit Ralph Waldo Emerson und Walt Whitman verkörpert Thoreau den von seinem Zeitgenossen Alexis de Tocqueville als Markenzeichen herausgearbeiteten Individualismus und Nonkonformismus der Amerikaner, die sich immer wieder an der „Natur“ festmachen: „Mit nichts in der Hand in die Wildnis hinauszugehen, um dort zu jagen und zu sammeln und zu überleben, so wie die ersten Hominiden auf der Pirsch durch die Ebenen Afrikas, das war doch etwas: diese Phantasie brannte im atavisitischen Herzen jedes Umweltschützers, der den Namen verdiente. Und er gehörte zu ihnen, war jetzt so weit wie nur möglich entfernt von seinem Einkaufszentrum und dem Leben als lebender Toter, das er so viele Jahre lang geführt hatte ...“ (S. 231)

Es ist einfach, den retrograden Naturmythos der *Deep ecology* zu kritisieren und sich über Tierschützer und Veganer zu mokieren. Die intellektuelle Herausforderung besteht darin, die belebte Natur, also nicht

12 Bruno Latour: *Die Hoffnung der Pandora*, Frankfurt am Main 2000 und ders.: *Das Parlament der Dinge: für eine politische Ökologie*, Frankfurt am Main 2001, dazu auch Markus Holzinger: *Natur als sozialer Akteur. Realismus und Konstruktivismus in der Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie*, Opladen 2004.

13 http://us.penguingroup.com/static/rguides/us/friend_of_the_earth.html

menschliche Elemente als Aktanten in einem Gesamtzusammenhang von Natur und Kultur zu denken und diesem, wie ansatzweise im Parlament der Dinge Bruno Latours¹², auch eine politisch-soziale Form zu geben.

IV. LICHT AM ENDE DES TUNNELS? ODER: PFLICHT ZUR TEILNAHME

Thoreaus Denken inspirierte die US-amerikanische Naturschutz- und Bürgerrechtsbewegungen genau wie Mahatma Gandhi und andere Verfechter eines gewaltlosen Widerstandes. Die Zweischneidigkeit dieser Tugendlehre hat auch Boyle (bei aller Sympathie) in einem Interview heraus gestrichen: "Consider this, however: while many of us may be sympathetic to subverting the law to protect the environment under the excuse that we are obeying a 'higher law,' what of the right-to-lifers who make the very same argument in support of murdering the nurses, doctors, and patients and abortion clinics?"¹³

Friend of the Earth ist ausdrücklich keine Science Fiction, es ist eine vielleicht nicht einmal übertriebene Hochrechnung klimatischer Entwicklungen, die eine so genannte Naturkatastrophe auch in ihren sozialen und kulturellen Folgen zu dekonstruieren wagt, die heute noch verdrängt werden.

„Globale Erwärmung. Ich erinnere mich noch, wie damals nicht nur über ihre Ursachen, sondern über die Konsequenzen spekuliert wurde. Vordergründig gesehen, klang es gar nicht so übel, für jemanden aus Winnipeg, Grand Forks oder den Sachalin-Inseln jedenfalls. Treibhauseffekt, so nannte man das. Und sind Treibhäuser nicht angenehme, warme, nährnde Orte, in denen man im tiefsten Winter Sagopalmen und Hydrotomaten züchten kann? Aber so ist es nicht. Nein, eher so, als ließe man seinen Wagen mit geschlossenen Fenstern tagsüber in der Sonne stehen, und wenn man wieder rein will, merkt man, dass sowohl die Fenster als auch die Türen von den Gummidichtungen zugeschweißt sind. Je heißer, desto mehr Verdunstung, und je mehr verdunstet, desto heißer wird es, denn das wichtigste Treibhausgas ist bei weitem der Wasserdampf. So ist es, und deshalb wird es in den nächsten Wochen so heiß werden, dass der Pulchris River verdunsten und sich in den Himmel zurückziehen wird wie ein Geist mit einem langen Flatterschleier, und der ganze Schlamm hier wird hart wie Beton gebacken werden. Globale Erwärmung. Sie ist eine Tatsache.“ (S. 244f.)

Ob Amerika und der Rest der Welt 2025 tatsächlich so aussehen werden, kann keine literarische Dystopie vorhersagen. In einem aktuellen Bestseller, dem Roman *World Made by Hand* von James Howard Künstler¹⁴, hat Boyle einen kongenialen Nachfolger gefunden, der auch zurück zu den streikenden Spediteuren und Bauern und nach Europa führt. Künstler malt eine Welt ohne Öl aus, die – da alte und neue Industrie-

14 New York 2008, vgl. auch den Bericht von Petra Steinberger, in: *Süddeutsche Zeitung*, 9. Juli 2008.

nationen nicht darauf vorbereitet sind – zur Deindustrialisierung und zum Zusammenbruch der internationalen Staatenordnung führt. Peak Oil, der Scheitelpunkt, zu dem die Erdölproduktion nicht mehr erhöht werden kann, ist heute, spätestens in fünf Jahren erreicht (der Vorstand von RWE nimmt einen Preis von mindestens 200 Dollar pro Barrel an). Das betraf nicht nur Logistik und Mobilität und machte das Auto wieder zum Luxusgut genau wie das Pferd, das wir an seiner Stelle nicht mehr haben, es affizierte direkt oder indirekt auch so gut wie alle industriellen Produkte, also nicht weniger als das Ende der industriellen Moderne und der ominösen Globalisierung.

Eine „post-karbone Gesellschaft“ muss nicht so apokalyptisch sein, wie das Kalifornien im Roman T.C. Boyles oder die Szenarien einer Katastrophensoziologie, die sich vornehmlich an Meteoriteneinschlägen ausrichtet. Aber Hungeraufstände, Ressourcenkriege und Massenfluchten erkennen wir, wenn wir genau hinschauen, schon heute. Zum ökologischen Notstand kommt es nur dann nicht, das ist meine demokratiepolitische Konklusion, wenn der Klimawandel endlich als eine soziale und kulturelle Transformation größten Ausmaßes gedacht wird und zu den Hochrechnungen der Erderwärmung kulturelle Szenarien und politische Strategien treten, die nicht allein oder vornehmlich auf drakonische Regulierung und Katastrophenprävention durch eine Staatsmacht setzen, sondern auf neue Formen der Teilhabe, die nicht darauf warten, bis Nachhaltigkeit von oben oder als Sachzwang dekretiert wird. Wer statt Ökodiktatur also Ökoliberalismus will, denke Freiheit nicht als Fortsetzung herkömmlicher Selbstverwirklichungsideale, sondern als Chance des Verzichts und Pflicht zur Partizipation. Wie Herfried Münkler (in diesem Band) dargelegt hat, kam Freiheit niemals ohne Zwang und Erziehung aus, und die Herausforderung besteht nun darin, auch angesichts großer Risiken und Katastrophengefahr die einzige Freiheit zu Selbsterziehung und Selbstzwang zu bewahren und sich nicht länger zum Sklaven seiner Sorge herabzuwürdigen.



Climate Inspectors

Or: Do Friends of the Earth have to be Enemies of the People?

Those dealing with the subject of “future bondage” first have to consider the current limitations of freedom in order to not become a slave to the widespread notion that humankind is becoming increasingly freer. Many of the constraints of future liberties are forced upon us through our dependence on contemporary society’s path, that is, the bondage of the future is nothing more than our current inability to cast doubt on and abrogate existing conditions of servitude.

But who is really free? Originally, those who were not slaves or foreigners and political communities that relied on the individual’s “free from something” and elevated the autonomy of the individual to constitutional status. This freedom from external force stemming from Roman as well as Germanic legal sources forms the core of liberal societies that perceived freedom as “freedom from ...” (for example, from the arbitrariness of an autocrat or assaults by a state apparatus) and granted themselves the right to resist oppression.

Now, it is generally known that there are limitations to the pursuit of individual autonomy. The traffic jam someone causes by taking the liberty of buying a Ferrari and wrecking it on the freeway going 230 kilometres an hour restricts the freedom of countless commuters, vendors and vacationers. Modern global society is full of less obvious and much more serious paradoxes; one could lapse into melancholic passivity if one understood these kinds of negative interdependences, which would of course again affect the freedom of others.

Thus we arrive at the intended ambiguity of the subject of “future bondage”. What is meant by this is, on the one hand, bondage *in* the future – that is, new forms of bondage, such as, for example, the appearance of suicide assassins or a war against terrorism that overshoots the mark, which destroys the freedom it lined up to protect. On the other hand, the remote prospects are addressed of minimizing the general bondage *of* the

¹ Exemplary for this is the book by the always good-humored automobile fan Dirk Maxeiner, *Hurra, wir retten die Welt! Wie Politik und Medien mit der Klimaforschung umspringen*, Berlin, 2007, and the Web sites www.achgut.com and www.maxeiner-miersch.de

future, whose structuring is limited by the dependence on society’s path and the paradoxes mentioned. It is precisely political systems based on the principles of liberty that suffer under this chronic disillusionment, systems that leave their players – career politicians as well as citizens – only narrow corridors of action and in doing so come up against colossal expectations – for example, making room for Ferraris and a “green light for free citizens”. Even if political philosophy since Thomas Hobbes has identified the far-reaching self-disempowerment of the citizen as an essential precondition of his or her individual freedom, the inflationary rhetoric of freedom since the turn of the millennium has reinforced the illusion that autonomy can be increased through absolutely liberal competition among market participants and a minimum of state regulation. This illusion has no future, which I will now demonstrate in of three compounding levels.

I. CLIMATE SCEPTICISM

“The relationship between ecology and human dignity in the future,” reads a text accompanying the exhibition *Stadt der Sklaven* (SlaveCity), “remains open,” and the distopia of a city whose perfect recycling system makes it completely self-sufficient and that at the same subjects its inhabitants or participants to rigid control is provocation enough to examine possible bondages of the future as well, in particular in terms of ecology and climate policy.

The scientific evidence for man-made climate change is so hard that there is scarcely a serious researcher who would be capable of disputing it. At most, one relativises the possible effect and points out other, possibly more important factors that effect climate change or warns of the unintended consequences of a policy that waters down or combats a climatic disaster. What remains are so-called climate sceptics,¹ who describe the seizure of power by a class of do-good climate inspectors who advocate or resort to compulsory measures to save the threatened planet. In their view, the future is not free, because, in view of dwindling resources and the possible consequences of global warming – such as occurrences of extreme weather, a rising sea level, and desertification – strict limits will be set to highly mobile and flexible societies and virtually all areas of the ecosystem will be subordinated to the goal of sustainable development.

Is climate change being used as an opportunity to anticipate an ecological emergency with a political state of emergency? A term has resurfaced that was popular in the 1970s: *Ökodiktatur!* (eco-dictatorship). This was the title the *BILD* Zeitung gave to an interview with the EU commissioner for enterprise and industry, Günter Verheugen, who was allowed to campaign against the dilatory policy of German automobile manufac-

turers: “It is disappointing how little many an automaker has done in the last decade to protect the climate. Now it is a matter of making rules in such a way that they do not distort the competition among automakers and do not unnecessarily increase the price of cars”.

At the same time, the Commissioner got excited about and made fun of people who want to encroach car advertising with an ecological label: “It’s enough! Hands off advertising! Advertising belongs to a market economy. A product that is placed on the market according to the rules can be promoted. There are reasons for controlling advertising for nicotine and alcohol – certainly not for cars. I can just imagine how it would look in the end: fifty percent of the advertising space covered with the warning ‘Driving cars kills polar bears!’”

But seriously: consumer protection and energy policy guidelines by all means afford the EU Commission possibilities for acting the part of a kind of “climate superstate” or at least developing a symbolic policy and persuasive campaigns to motivate producers and consumers to change their behaviour. But is it dictatorial if the government of New Zealand prohibits the use of conventional light bulbs and coats the island with energy-saving bulbs, or an Upper Hessian college town decrees that its citizens install solar-thermal equipment, or when the “climate package” passed by the German government in June 2008 enacts tougher regulations when building new and restoring old structures and promotes gas-saving trucks? The guardians of the Ludwig Erhard grail at the Department of Trade and Industry, who did not want to “forcibly bestow favours on anyone” (Michael Glos), prevented more from happening. Are – as climate sceptics like to assert with recourse to a bon mot by Niklas Luhmann – “vermeidbare Aufregungsschäden” (avoidable agitation damages) augmented by the possible consequences of climate change by means of a green dictatorship of virtue that possesses no sensorium for the unintended, if anything, problem-aggravating consequences of virtuous behaviour, that is to say, improves the situation for the worse?

These kinds of politico-judicial regulations by national and supranational states are not only supported by such warning cries, but so are ostensible prohibitions of thought, the reshuffling of commissions of experts and regulating authorities, and in general the influence of an apparent spiral of silence that makes climate scepticism socially impossible. Commissioner Verheugen, again in *BILD*: “It is with increasing unease that I see how lawmakers at all levels enact perpetually changing rules that encroach on personal lives. We are approaching a state I would call lifestyle regulation. I do not want a society that stipulates how people are to live in the privacy of their own home. We cannot incapacitate our citizens”.

2 Dirk Maxeiner, *Wider die Ökodiktatur*, *WELT* (September 5, 2007)

3 *Ibid.*

4 Georg Wilhelm Friedrich Hegel, *The Philosophy of History*, New York, 1899, p. 449–453. Available online at: <http://chnm.gmu.edu/revolution/d/566/>

A climate sceptic seconds: “Giving disbelievers short shrift has since come into fashion. For people with a dissident opinion, one is in the meantime making an effort to use the expression “sceptic” – a conscious allusion to those who deny the Holocaust. In much the same way as if one could compare the denial of a crime that took place in the past with scepticism about a disaster one suspects will take place in the future.”² If the quotes have not been divorced from their context, Dirk Maxeiner has drastic proof for his mistrust down pat: “In the American magazine *Grist*, ‘Nuremberg-style trials’ were called for for members of the “denial industry”. Because in his opinion air traffic contributes to global warming, the British environmental activist George Monbiot demanded: ‘Every time someone dies as a result of floods in Bangladesh, an airline executive should be dragged out of his office and drowned.’”³

These kinds of outgrowths demonstrate that if there were no such thing as the stalwart pennant of the “climate sceptics”, a critical science and public would have to invent them. Scepticism is the elixir of both institutions and, much more importantly, a lifestyle adjustment is only possible if “citizens are not incapacitated”, that is, if their modified behaviour rests neither on a dictate of opinion nor on a dictatorship of virtue.

II. CLIMATE EMERGENCY AND FORCIBLY BESTOWING FAVOURS

“Virtue and Terror are the order of the day; for Subjective Virtue, whose sway is based on disposition only, brings with it the most fearful tyranny. It exercises its power without legal formalities, and the punishment it inflicts is equally simple – Death,” is how Hegel,⁴ a contemporary of the French Revolution, described their *Regime de terreur*, which in the light of a higher truth robbed alleged enemies of freedom of their existence and thus subverted the Enlightenment project it believed to be able to invoke. The track of blood continues to run through history, reaching Bolshevism and Islamic terror, ideologies that subordinate individual liberties and deviating opinions to an imaginary *volonté générale* or notions of paradise that frequently undermine human rights and human dignity in the name of an imaginary natural state.

The social and political movement that advocates a sustainable policy, including, if possible, draconian climate protection measures, is certainly miles away from that. But the show-stopper about climate scepticism from a democratic perspective is that a climate turnaround (of any nature whatsoever) will only be possible by means of an ecologically reoriented democracy, that is to say, by means of more political participation by consumers and citizens – whereas it remains to be commented on that this type of participation is linked to the paradox condition of obligation. Climate researchers and climate policymakers are in any case far from being able to declare a state of emergency. If anything, a state of emergency is

5 There is a report on this in *El País*, June 10, 2008

inflicted on the population by occurrences of extreme weather, such as the hurricane Katrina in New Orleans – or by occurrences that at first glance have nothing at all to do with the weather, the climate or a natural disaster.

An only apparently remote example was the strike by Spanish shippers, farmers and fishermen in the summer of 2008. They blocked freeways, border crossings and wholesale markets in order to protest against ruinous prices for diesel fuel. Under the immense pressure of competition in the transportation sector and on the food products market, they demanded the reduction of the tax on petroleum and a minimum pay scale for transportation services. The strike, which spread to Portugal and other countries in the European Union, had a direct effect on the supply of the large cities as well as rural areas with fresh produce, pharmaceuticals and fuel. It also had an indirect impact on the automotive industry all the way to France and Germany, and, not lastly, on tourism.

That this form of strike not only triggered off hoarding, but could also lead to violence, quickly became apparent: there were dozens of injured after skirmishes between the police and *piquetistas*; in Granada, a truck driver died after being hit by a delivery van; and another man died in Alicante in the burning cab of his truck.⁵ As the nationwide strike appeared to going out of control, the Spanish government ordered “zero tolerance” and considering deploying the army in order to secure basic supplies and to prevent more serious consequences for what was already a political economy affected by inflation. The reduction of petroleum taxes was meant to relieve shippers and farmers and lower the inflation level.

One may be capable of catching a glimpse of trade and labour disputes in this, and without having to exaggerate too much, signs of conflicts that – in analogy to the “climate wars” (Harald Welzer) in global politics – may be referred to as climate strikes. In this case, too, the issue is the resource conflicts of an industrial growth society that did not trouble itself with respect to the finiteness of raw materials and the environmental compatibility of its market decisions, externalized the damage caused to the environment for a long time and viewed shortages as an incentive to develop innovations. The shippers and farmers are so enraged because it is the food and logistics sectors that so rigidly rely on low production and transportation costs; they treat independent drivers and farmers like subcontractors and force them to exploit themselves.

The dogma according to which food and energy are inexpensive in times of peace and that when incomes rise, they take up an ever smaller share of consumers’ budgets, is apparently being proven wrong: energy prices are rising, as non-renewable resources are in general running short, and at the same time producers and consumers in threshold countries are exhibiting an

6 T. Coraghessan Boyle, *A Friend of the Earth*, New York, 2000

enormous hunger for energy and raw materials, whereby prices for rice and bread are also linked to energy costs. Thus not only is inflation returning, the cornerstones of the globalised exchange of goods is increasingly coming under pressure – the transportation system that spans the globe.

Because only cheap energy permits the notorious cup of yoghurt to cover several thousand kilometres from its production to its consumption and disposal. And it is cheap fuel alone that also allows adulterating Spanish with Italian olive oil before it is offered for sale as a brand-name product in a German or Polish supermarket, or the shipment of tomatoes and strawberries (most recently, organic!) from the endless plastic greenhouses in Andalusia to the farmer’s markets in the north.

The forcible bestowing of favours could come to mind here, but the medium-term plans of the logistics sector are apparently completely unaffected by it: they promise double-digit gains in truck traffic across Europe; the container industry is regarded as the leading sector in globalization; businesses are tirelessly extending the division of labour; and the obsolescent model of the industrial society continues to rely on more mobility, energy consumption and growth. It is precisely for this reason that the strikes by the shippers and farmers are more than ordinary labour disputes, but climate strikes instead, insofar as the costs of climate change, the principal cause of which is the general mobility madness, are supposed to be passed along to the weakest members. Yet the retreat to local and regional markets accompanying exploding energy prices will come. And transports of all kinds will inevitably become massively more expensive if only a fraction of the climate goals are to be achieved, something that cannot be done with technological innovation (for example, hybrid propulsion) alone.

III. IN THE YEAR 2025

In 2000 (the year in which Al Gore did not become president ...), the American novelist T. C. Boyle presented a very angry satire about a “friend of the earth” named Tyrone (Ty) O’Shaughnessy Tierwater, who looks back on gloriously abortive acts of ecological sabotage in the 1980s and 1990s.⁶ In the year 2025, all of the fears that were raised about climate change have come to pass and the biosphere collapses.

“The temperature must have gone up another five degrees by the time I get back to Chuy. The heat is like a fist—a pair of fists—boom-boom, hitting me in the chest and pelvis till I can barely lift my feet, and let me tell you, the wind is no help. It’s only blowing at about twenty miles per hour, nothing compared with what’s coming in the next few months, as the season heats up and the winds suck in off the desert, but still the ground is in constant motion, dust devils everywhere, scorched grains

7 At an energy conference in Essen, Schellnhuber recently explained that his then eight-week-old son was the deeper reason for his fight against global warming. *Klimaschutz for Zoltan Elias*, WAZ, May 5, 2008

of windborne detritus clogging my nostrils and stinging the back of my throat, all the tattered trees throwing their rags first this way, then the other. Normally I'd be wearing a gauze mask this time of year, but after the *mucosa* fiasco I just can't stand the idea of having anything clamped over my mouth again (except maybe Andrea's sweet, supple young-old lips, and then only once a week, at best), so I just clench my face, squint my eyes and stagger on." (p. 291–292)

In what from today's point of view is only seventeen years, half of the globe has turned into desert. The state of California is drowning in deluge-like, unrelenting rain or brooding in temperatures of fifty degrees (Celsius) and more. On a ranch belonging to the pop star Maclovio Pulchris, Tyrone (Ty) O'Shaughnessy Tierwater, the novel's protagonist, watches over the last remaining lions, hyenas, peccaries and Patagonian foxes on Earth, which the run-down superstar – one calls Michael Jackson, the lord of Neverland, to mind, or Bono – keeps like Noah's ark in order to restore biodiversity.

In 2025, Tierwater re-encounters his wife Andrea and recalls their time together as ecological activists in the fictitious organization *Earth Forever!* First, however, representative for millennium readers, he makes a kind of confession: "I'm not preaching. I'm not going to preach. It's too late for that, and besides which, preaching never did anybody any good anyway. Let me say this, though, for the record—for the better part of my life I was a criminal. Just like you. I lived in the suburbs in a three-thousand-square-foot house with redwood siding and oak floors and an oil burner the size of Texas, drove a classic 1966 Mustang for sport and a Jeep Laredo (red, black leather interior) to take me up to the Adirondacks so I could heft my three-hundred-twenty-dollar Eddie Bauer backpack and commune with the squirrels, muskrats and fishers. I went to the gym. Drank in fern bars. Bought shoes, jackets, sweaters and hair-care products. I guess I was dimly aware—way out there on the periphery of my consciousness—of what I was doing to the poor abused corpus of old mother earth, and I did recycle (when I got around to it, which was maybe twice a year), and I thought a lot about packaging. I wore a sweater in the house in winter to conserve energy and turn the flame down on global warming, and still I burned fuel and more fuel, and the trash I generated plugged its own hole in the landfill like a permanent filling in a rotten tooth." (p. 54)

Tierwater faces up to the imaginary interrogation of those children whom Al Gore and John Schellnhuber⁷ – much to the disapproval of their hard-boiled public, yet not completely without irritation – call up time and again as witnesses to their dramatic appearances.

8 Their magazine still exists and is available online at www.earthfirstjournal.org and www.earthfirst.com. The school of *deep ecology* formulated by Foreman adheres to the deal of inviolable nature that does not tolerate any kind of human intervention

"Worse, I accumulated things. They seemed to stick to me, like filings to a magnet, a whole polarized fur of objects radiating from my fingertips in slavish attraction. Paper clips, pins, ancient amplifiers, rusted-out cooking grills. Clothes, books, records, CDs. Cookware, Ginzu knives, food processors, popcorn poppers, coffeemakers, my dead father's overcoats and my dead mother's shoes ... Want more? I drank wine, spent money, spoiled my daughter, and watched her accumulate things in her turn. And just like you—if you live in the Western world, and I have to assume you do, or how else would you be reading this?—I caused approximately two hundred fifty times the damage to the environment of this tattered, bleeding planet as a Bangladeshi or Balinese, and they do their share, believe me. Or did. But I don't want to get into that." (p. 55)

Despite impending danger, for Tierwater there is still the promise of rescue and a radical conversion: "Let's just say I saw the light—with the help of a good nudge from Andrea. Teo (may he rot in hell or interplanetary space or wherever) and all the other hard chargers down at Earth Forever! Forces were put in motion, gears began to grind. I sold the house, the cars, the decrepit shopping center my father left me, my windsurfer and Adirondack chair and my complete set of bootleg Dylan tapes, all the detritus left behind by the slow-rolling glacier of my old life, my criminal life, the life I led before I became a friend of the earth. Friendship. That's what got me into the movement and that's what pushed me way out there on the naked edge of nothing, beyond sense or reason, or even hope. Friendship for the earth. For the trees and shrubs and the native grasses and the antelope on the plain and the kangaroo rats in the desert and everything else that lives and breathes under the sun." (p. 55–56)

This is followed by the pivotal words: "Except people, that is. Because to be a friend of the earth, you have to be an enemy of the people." (p. 56)

This sentence exhibits clear contemporary references to the American environmental group Earth First, which was founded by the self-proclaimed ecology terrorist David Foreman in the 1980s under the lurid motto "Do or die!" and can be regarded as a genuine example of a real ecological dictatorship of virtue.⁸ Foreman and his adherents came forward with attacks, which also put Boyle's protagonist in prison: using silicium carbide, he paralyzes the gears of bulldozers belonging to a multinational business that clears (tropical) forests on a grand scale; he penetrates a utility pole and blocks the access road to a biotope by embedding himself in concrete. The increasingly committed and radicalized Tierwater does this with his daughter, Sierra, and his wife, Andrea, who later – like the historical Foreman – become peaceful, legal and publicity-oriented lobbyists.

9 Joachim Scholl makes reference this in his review of the book in *WELT*, March 24, 2001

10 Dave Foreman, *Ecodefense*, in *Ecodefense: A Field Guide to Monkeywrenching*, ed. Dave Foreman and Bill Haywood, Tucson, 1985, available online at <http://www.abeyweb.net/books/contrib/ecodefense.html>

The historical model for Sierra is probably a young woman names Julia Hill,⁹ who in December 1997 climbed a tree in a Californian redwood forest. The tree was allegedly one thousand years old, more than fifty metres tall, and was designated to be cut down, yet the Earth First activist held out in the tree regardless of wind and weather for two years and resisted all attempts by the lumber company to dissuade her from her enterprise. Hill became an eco-star, the company yielded, the redwood stayed. But not the Earth's rainforests, and Boyle writes a tragic end to the story: Sierra falls out of the tree and dies, so to speak, in her father's ears, who witnesses her fall from a distance on his cell phone.

Foreman/Tierwater/Boyle allude to Ibsen when man becomes the Earth's enemy: "A friend of the Earth is an enemy of the people." The fact that Tierwater took this sentence all too literally makes him a tragic hero, and, in the end (in the spirit of Mulan Kundera), a ridiculous character into whose position even the hard-boiled can put themselves.

The general indolence enrages Boyle's antihero and forces him in his thoughts to develop the sadomasochistic fantasy of a "final solution": "Sometimes, hiking the trails, dreaming, the breeze in his face and the chaparral burnished with the sun, he wished some avenger would come down and wipe them all out, all those seething masses out there with their Hondas and their kitchen sets and throw rugs and doilies and VCRs. A comet would hit. The plague, mutated beyond all recognition, would come back to scour the land. Fire and ice. The final solution. And in all these scenarios, Ty Tierwater would miraculously survive—and his wife and daughter and a few others who respected the earth—and they would build the new uncivilized civilization on the ashes of the old. No more progress. No more products. Just life." (p. 308)

This angry vitalism has recognizable literary and individual exemplars: Edward Abbey's *The Monkey Wrench Gang*, published in 1975, is about a gang with adjustable monkey wrenches that commits acts of sabotage in America's West. Abbey also advocates direct action, but not violence directed against persons. In his essay "Ecodefense" from 1985,¹⁰ Abbey defined terrorists as those people who destroy nature, while eco-saboteurs practice self-defence.

This is also the argument of an anarchist-libertarian standard trope from old American literature and politics, for which an older model of the novel stands: Henry David Thoreau's book *Walden* and his essay "A Plea for Captain John Brown". Brown, an abolitionist, called for slaves to revolt against the army using guerrilla methods and was hanged for doing so in December 1859. The surveyor Thoreau, who wrote Brown's eulogy and obituary, remains an American icon to this day: a teacher

11 Bruno Latour, *Pandora's Hope: Essays on the Reality of Science Studies*, Cambridge, MA, 1999, and id., *Das Parlament der Dinge: für eine politische Ökologie*, Frankfurt am Main, 2001; cf. also Markus Holzinger, *Natur als sozialer Akteur: Realismus und Konstruktivismus in der Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie*, Opladen, 2004

12 http://us.penguinroup.com/static/rguides/us/friend_of_the_earth.html

who refuses to perform corporal punishment on his students and therefore has to leave his teaching profession; a rebel who refuses to pay taxes to a nation that wages war in Mexico; a hermit who lives in a log cabin in the solitude of a wood in Massachusetts for two years. Alongside Ralph Waldo Emerson and Walt Whitman, Thoreau embodies the individualism and non-conformism of Americans – hallmark features identified by Thoreau's contemporary Alexis de Tocqueville – which are time and again associated with "nature": "To go out into the wilderness with nothing, to hunt and gather and survive like the first hominids scouring the African plains, that was something, a fantasy that burned in the atavistic heart of every environmentalist worthy of the name. And he was one of them, as far now from the shopping center and the life of the living dead he's been enduring all these years as it was possible to be." (p. 223)

It is easy to criticize the retrograde nature myth of *deep ecology* and to mock animal rights activists and vegans. The intellectual challenge consists in conceptualizing animated nature, thus not human elements, as an actor in an overall context of nature and culture and to also give this, as to some extent in Bruno Latour's¹¹ parliament of things, a politico-social form.

IV. LIGHT AT THE END OF THE TUNNEL? OR, THE OBLIGATION TO PARTICIPATE

Thoreau's thought inspired American environmental protection and civil rights movements in much the same way as did Mahatma Gandhi and other advocates of passive resistance. Boyle (with all due sympathy) also underscored the double meaning of this lesson in virtue in an interview: "Consider this, however: while many of us may be sympathetic to subverting the law to protect the environment under the excuse that we are obeying a "higher law," what of the right-to-lifers who make the very same argument in support of murdering the nurses, doctors, and patients and abortion clinics?"¹²

A Friend of the Earth is emphatically not science fiction. It is perhaps not even an exaggerated extrapolation of climatic developments that dares to deconstruct a so-called natural disaster even in its social and cultural consequences, which are still being suppressed today.

"Global warming. I remember the time when people debated not only the fact of it but the consequence. It didn't sound so bad, on the face of it, to someone from Winnipeg, Grand Forks or Sakhalin Island. The greenhouse effect, they called it. And what are greenhouses but pleasant, warm, nurturing places, where you can grow sago palms and hydroponic tomatoes during the deep-freeze of the winter? But that's not how it is at all. No, it's like leaving your car in the parking lot in the sun all day with the windows rolled up and then climbing in and discovering they're been sealed shut—and the

¹³ New York, 2008; cf. also the report by Petra Steinberger, in *Süddeutsche Zeitung*, June 9, 2008

doors too. The hotter it is, the more evaporation; the more evaporation, the hotter it gets, because the biggest greenhouse gas, by far and away, is water vapor. That's how it is, and that's why for the next six months it's going to get so hot in the Pulchris River will evaporate and rise back up into the sky like a ghost in a long trailing shroud and all this muck will be baked to the texture of concrete. Global warming. It's a fact." (p. 237)

A literary distopia cannot predict whether America and the rest of the world will really look like this in 2025. Boyle has found a congenial successor in the current bestseller by James Howard Kunstler,¹³ the novel *World Made by Hand*, which also leads back to Europe to the shippers and farmers on strike. Kunstler paints a world without oil, which – as old and new industrial nations are not prepared for it – leads to deindustrialization and the collapse of the international order of states. "Peak Oil", the peak above which oil production cannot be increased, will have been reached at the latest in five years (the executive board of RWE assumes a price of at least two hundred dollars a barrel). This will not only impact logistics and mobility and turn the automobile back into a luxury item just like the horse we will no longer have in its place, it will also directly or indirectly affect virtually all industrial products, thus mean nothing less than the end of industrial modernity and ominous globalization.

A "post-carbon society" does not have to be as apocalyptic as the California in T.C. Boyle's novel or the scenarios painted by a sociology of disaster that primarily orients itself toward meteorite impact. But if we look closely, we recognize hunger revolts, resource wars, and exodus – today. My conclusion from a democratic perspective is that the only way it will not come to a state of ecological emergency is if climate change is finally thought of as a social and cultural transformation of the greatest magnitude – and cultural scenarios and political strategies are figured in the extrapolations with respect to global warming that do not solely or primarily rely on draconian regulation and disaster prevention by the government – but rather new forms of participation that do not wait until sustainability is decreed from the top or as an inherent necessity. Those who want eco-liberalism instead of eco-dictatorship think of freedom not as a continuation of conventional ideals of self-realisation, but as an opportunity to do without and an obligation to participate. As Herfried Münkler has demonstrated in this volume, freedom never got by without coercion and education, and in view of the great risks and the threat of disaster we are exposed to today, the challenge is now to preserve the only freedom to educate and coerce ourselves and no longer debase ourselves to the slaves of our own anxiety.



Wir sind so frei

Selbstaussbeutung bei Freiberuflern in kreativen Arbeitsfeldern¹

¹ Von beiden Autoren erscheint im Frühjahr 2009 ein Buch mit dem Titel *Wir sind so frei. Zur Situation von Selbstständigen in kreativen Arbeitsfeldern in Deutschland*.

Als der französische Soziologe Robert Castel in den 1980er Jahren als einer der ersten über die „Prekarisierung“ schrieb, dachte er an eine sehr spezifische Gruppe: schlecht bezahlte und gering qualifizierte Arbeiter, denen jederzeit gekündigt werden konnte. Heute verbindet man mit dem Begriff die soziale und politische Situation einer ganzen Generation. „Prekär“ sind jetzt das Einkommen, die Arbeit, die Beziehung oder Ehe, die Wohnsituation, das Milieu, der Stadtbezirk: eigentlich das ganze Leben.

Sozialwissenschaftler beschreiben die so genannten neuen Selbstständigen der Kreativbranche als Avantgarde dieser „prekären Verhältnisse“. In den vergangenen Jahren schafften sie es auf die Titelseiten von *Neon* bis *Der Spiegel* – und wurden wahlweise als „Kreative Klasse“, als „urbanes Pennertum“ oder als „Prekariat“ bezeichnet – in jedem Fall als Vorboten einer sich gerade umgestaltenden Wissens- und Dienstleistungsgesellschaft aufgefasst – als neues gesellschaftliches Milieu, das sich vom Bildungsgrad und Habitus deutlich von der so genannten Unterschicht unterscheidet, obwohl die Einkommen oft ähnlich niedrig sind. Neu auch, weil sie häufig Berufen nachgehen, die es vor Kurzem nicht gab – wie etwa Voice-User-Interface-Designer(in), Gamedesigner(in) oder, fast schon altmodisch, Webdesigner(in).

DIE „KREATIVE KLASSE“

Vertreter des von dem amerikanischen Politikwissenschaftlers Richard Florida schon vor Jahren als „Kreative Klasse“ bezeichneten gesellschaftlichen Segments sind mittlerweile in allen größeren Städten anzutreffen. Auch wenn ihre Einkommen oft gering sind und ihre Lebensverhältnisse studentisch, tragen Künstler und Kulturschaffende zu einer der wichtigsten Wirtschaftsbranchen bei. Nach Angaben der Enquete-Kommission „Kultur in Deutschland“ erreichte die Kulturwirtschaft in Deutschland im

² Schlussbericht der Enquete-Kommission *Kultur in Deutschland* vom 11. Dezember 2007, S. 336.

³ Durchschnittlich verdienten Künstler und Publizisten dem Bericht zufolge im Jahr 2004 gerade mal 11.100 Euro (Enquete-Kommission, S. 289). Der Deutsche Kulturrat erwartet für 2008 einen Anstieg auf 12.616 Euro (*Der Tagesspiegel*, 18.7.2008).

Jahr 2004 einen Beitrag zur Bruttowertschöpfung von insgesamt 36 Milliarden Euro.² Unter Einbeziehung der Kreativwirtschaft erreichte sie sogar 58 Milliarden Euro. Damit liegt sie nur knapp hinter der Automobilindustrie. Rund ein Viertel dieser Erwerbstätigen ist selbstständig, im Kernbereich der künstlerischen Berufe trifft dies sogar auf fast die Hälfte zu.³

Doch trotz wirtschaftlichen Aufschwungs sind die staatlichen Ausgaben für die Kulturwirtschaft nicht mit der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung gewachsen: Nach neuesten dpa-Zahlen (vom 15. Mai 2008) sind die Haushaltsausgaben der Bundesregierung für die Kulturwirtschaft weiter gesunken. Sie betragen im Jahr 2007 0,34 Prozent des Haushalts, vor fünf Jahren waren es zumindest noch 0,4 Prozent. Und das, obwohl immer mehr Menschen im Kultursektor tätig sind: nach der Enquete-Kommission 800.000. Hinzu kommen 150.000 Personen mit kulturellen Berufen in anderen Branchen. Das entspricht insgesamt etwa der Beschäftigtenzahl im Kreditgewerbe.

SELBSTAUSBEUTUNG ALS SELBSTVERWIRKLICHUNG

Oft haben Künstler und Kulturschaffende, die nicht in einem Angestelltenverhältnis arbeiten, keinerlei Interessensvertretung oder Lobby und können sich gegenüber Auftraggebern nicht absichern oder um ihre Rechte kämpfen. Das gilt insbesondere für den Fall, dass sie auf Sozialleistungen angewiesen sind.

Je älter die Betroffenen werden, desto schwieriger wird ihre wirtschaftliche Situation. Jüngere Künstler erhalten noch häufiger Stipendien (viele werden bis zu einer Altersgrenze von 35 Jahren vergeben) oder familiäre Unterstützung. Insbesondere den Künstlern, die in den kommenden Jahren das Rentenalter erreichen, steht ein Leben in Armut bevor. Da die Künstlersozialkasse erst 1983 gegründet wurde, können sie den vollen Versicherungszeitraum von 40 Jahren gar nicht abdecken. Falls sie sich nicht zuvor privat versichert haben, was bei den Wenigsten aufgrund der geringen Einkommen der Fall sein dürfte, sind sie auf staatliche Unterhaltszahlungen angewiesen. Und hier treten wieder andere Probleme auf – siehe oben.

Ausbeutung und Selbstaussbeutung gehen bei Freiberuflern Hand in Hand. Beinahe jede Form von Ausbeutung muss als Selbstaussbeutung beschrieben werden, da ein Freiberufler im Gegensatz zu einem Angestellten einen Auftrag oder ein Projekt auch ablehnen kann. Aus finanziellen Gründen tut er es oft nicht. Innerhalb des Spielraums, der sich ihm bietet, entscheiden sich viele Freiberufler für die für sie jeweils aufwändigste Variante, von der sie sich das meiste Renommee erhoffen. Für diese neue unauflösbare Mischung aus Flexibilität und Ausbeutung hat der französische Sozialwissenschaftler Pierre Bourdieu den Ausdruck „Flexploitation“ eingeführt.

Ein zentraler Aspekt der Selbstausbeutung bei Freiberuflern ist die Auflösung der Trennung von Arbeit und Freizeit. Was früher „Dienst ist Dienst und Schnaps ist Schnaps“ hieß, bedeutet nun eher Arbeit rund um die Uhr. Wochenenden und Feiertage haben keinerlei arbeitsentlastende Relevanz für Freiberufler. Die Verschmelzung von Wohnung und Büro begünstigt den Overkill durch Arbeit.

Freunde sind oft Kollegen und Konkurrenten. Gespräche in Cafés und Kneipen arten fast immer zu Kantineersatzgesprächen aus, Freunde müssen Beraterfunktionen übernehmen und werden nicht selten für Projekte eingespannt. Freiberufler arbeiten oft auch mit ihrem Partner an gemeinsamen Projekten. Ein Scheitern führt nicht selten zu einem Verlust nicht nur des Arbeitsfeldes, sondern auch des Freundeskreises und der Intimbeziehung. Das Private als räumliche und zeitliche Ausruhzonen von der Arbeit ist weitgehend eliminiert worden.

Auch ist der Auftraggeber in Form eines Chefs in das eigene Oberstübchen eingepflanzt worden. Freiberufler können nicht einmal mehr gegen einen Vorgesetzten wettern – und sich gelegentlich auch einmal gegen ihn durchsetzen – sondern müssen sich vor sich selbst rechtfertigen. „Die neue Arbeit saugt alle Energie, alle emotionalen und intellektuellen Ressourcen und demnach die ganze Lebenszeit auf, weshalb sie sich als ein äußerst effizientes System der Abschöpfung des Mehrwerts erweist“, schreibt der italienische Soziologe Sergio Bologna in seinem Buch DIE ZERSTÖRUNG DER MITTELKLASSE.

Da man sich sein Aufgabenfeld einmal selbst gesucht hat und irgendwann einmal der Ansicht war, dass es entfernt etwas mit dem eigenen Traumberuf – sei es als Maler, Architekt, Modedesigner oder Journalist – zu tun hatte, führt zu einer stärkeren inneren Motivation und Frustrationstoleranz. Entsprechend neigen Selbstständige in kreativen Arbeitsfeldern dazu, sich besonders stark für ihre Arbeit einzusetzen und eigene Grenzen zu ignorieren. Selten ist Arbeit so sehr mit dem Anspruch der Selbstverwirklichung verknüpft, als identitärer Nukleus begriffen worden wie heute. Der Selbstverwirklichungsdiskurs ist eigentlich ein Elite-Diskurs, der jedoch heute durch viele gesellschaftliche Segmente diffundiert ist. Heute fühlt sich jeder als gescheitert, der „nur so eben einen Job“ macht, was früher selbstverständlich war.

Der Broterwerb muss heute Spaß machen, Lustgewinn bedeuten, den Horizont erweitern, abwechslungsreich, kreativ und fordernd sein, einem großen Ziel dienen, gesellschaftliche Relevanz besitzen, eigentlich doch gleich den ganzen Planeten retten.

Kein Wunder, dass fast jeder mit seinem Beruf nicht richtig zufrieden ist und sich für halb gescheitert hält. Wer unzufrieden ist, sich überfordert

4 Ein Beitrag in der Sendung *Monitor* vom 15. November 2007 mit dem Titel *Frei, aber arm* beschrieb folgendes: Rund 15% der deutschen Architekten sind arbeitslos. Etwa 30% der freiberuflichen Architekten verdienen monatlich weniger als 1.250 Euro netto. Ähnlich ist die Lage von Journalisten und Rechtsanwälten: Freie Zeitungsjournalisten verdienen durchschnittlich 1.200 Euro netto im Monat.

fühlt oder gar auch eine kreative Arbeit, vor allem wenn er wieder tagelang nur Honorarmahnungen schreiben musste, langweilig findet, hat irgendetwas falsch gemacht. Schuld ist man immer selbst.

Bei hehren Zielen und einem in die Ferne schweifenden Blick wird oft das Kleingedruckte überlesen, das Naheliegende ausgeblendet. Der Idealismus vieler Künstler und Kulturschaffender wird ihnen oft zur Falle. Einen Zahnarzt würde man erst gar nicht fragen, ob er einfach so umsonst für einen arbeitet, einen Schriftsteller schon.

Doch auch, wer sich schon längst von seinen Idealen verabschiedet hat, ist als Freiberufler in besonderem Maße ungeschützt, wobei selbstausbeuterische Tendenzen natürlich nicht nur ein Problem von Selbständigen sind - viele Angestellte erleben auch veränderte Arbeitsbedingungen mit einem höheren Grad an Eigenverantwortlichkeit. Und zwischen Eigenverantwortlichkeit und Selbstausbeutung ist der Schritt oft nicht groß.

DIE GESPALTENE GESELLSCHAFT

Ein Aspekt der Selbstausbeutung ist die Betätigung in vielen verschiedenen Berufsfeldern. Heute bezeichnet sich kaum noch ein Selbständiger aus dem kreativen Bereich lediglich als Maler, Musiker, Schriftsteller oder Journalist. Er gibt immer mindestens drei Berufsbezeichnungen an. Ein typisches Beispiel ist eine wenngleich zurzeit erfolgreichsten Unterhaltungskulturschaffenden: Charlotte Elisabeth Grace Roche bezeichnet sich ohne Umschweife als Moderatorin, Produzentin, Sängerin, Schauspielerin, Sprecherin und Schriftstellerin. Dieses „Multitasking“, das oft einfach nur eine Entspezialisierung darstellt, führt in vielen Fällen nicht zur gewünschten Einnahmehöhen, sondern dazu, auf keinem Gebiet wirklich gut, kompetent und erfolgreich zu sein und keinen Sektor mit all dem mit ihm verbundenen sozialen Verpflichtungen hinreichend abdecken zu können. Wer ständig zu Lesungen und Buchmessen fährt, kann nicht in gleicher Weise auch den Kunstmarkt bedienen. Multitasking führt oft zu Überforderung und kann nur bei sehr gutem Selbstmanagement erfolgreich gestaltet werden. Dennoch versuchen sich immer mehr Künstler und Kulturschaffende auf mehreren Gebieten, in der Hoffnung, stets eine neue Einnahmequelle aufzutun zu können, wenn eine andere gerade versiegt.

Dieser Trend basiert unter anderem darauf, dass sich prestigeträchtige Berufe für Selbstständige – wie der Beruf des Architekten – mittlerweile vom Einkommensniveau nicht unbedingt von einem Studentenjob in einer Kneipe unterscheiden.⁴

Wer in Deutschland von einer „gespaltenen Gesellschaft“ spricht, meint damit häufig eine duale, horizontale Spaltung in oben und unten, arm und reich. Doch ist zunehmend auch eine vertikale Spaltung zu konstatieren,

durch Einkommensgefälle innerhalb derselben Berufsgruppe, etwa unter Architekten und Journalisten.

Diese neuen, wenig vorhersehbaren multiplen Spaltungsprozesse sind jedoch nicht nur ein Problem Deutschlands, sondern aller Industrienationen, in denen die Auflösung klassischer Arbeitsstrukturen und ein hoch individualisiertes Konsum- und Freizeitverhalten zu sehr heterogenen Strukturen geführt haben. Teilte sich die Arbeitsgesellschaft in den fünfziger und sechziger Jahren noch vornehmlich in Unternehmer, Angestellte und Arbeiter, so haben heute zwei Gruppen wesentlich mehr Mitglieder als früher: die Arbeitslosen und die Selbstständigen. Beide Gruppen sind alles andere als homogen: Unter den Selbstständigen befinden sich Scheinselbstständige, feste Freie und andere Mischungen aus Angestellten und Selbstständigen: Die Journalistin zum Beispiel, die als freie Autorin für verschiedene Medien arbeitet und gleichzeitig zu einem befristeten Forschungsprojekt beiträgt, oder der Subunternehmer, der Führungskraft und Angestellter in Personalunion ist. Das Changieren zwischen freien und festen Betätigungen verlangt ein hohes Maß an Eigeninitiative, Selbstorganisation und Extrovertiertheit. Die Frage ist, ob die Anforderungen an den Viele-Arbeiten-Nehmer von heute dem vorherrschenden Sozialtypus entsprechen und ob dieses „Multitasking“ nicht Menschen mit schlechten Startchancen überfordert. Nicht jeder sucht in seinem Beruf größtmögliche Freiheit, Kreativität und Selbstverwirklichung. Nicht jeder freut sich über möglichst viel Eigenverantwortung und Distanz zur Chefetage. Und nicht jeder möchte samt Arbeitsplatz ans andere Ende der Republik ausgelagert werden und seiner ehemaligen Firma nur auf Honorarbasis zuarbeiten – nie wissend, ob er in drei Monaten noch mit dabei sein wird.

Dabei wird sich der Trend vermutlich weiter festigen: Eine kleiner Kern von leitenden Angestellten wird sich eines Heeres von Dienstleistern bedienen.

Und die Deregulierung der Arbeit wird weiter um sich greifen: Für die „freien“ Dienstleister werden Aspekte der Selbstaussbeutung und Selbstverklavung notwendige Voraussetzung für Erfolg und Aufstieg sein. Da sie als „Freie“ die Beschneidung elementarer Rechte wie das Recht auf Urlaub oder auf Feiertage selbst übernehmen, ist der „Schuldige“ schwerer verort- und personalisierbar. Es sind die neuen neoliberalen Arbeitsstrukturen, die die Prozesse der Selbstaussbeutung hervorbringen und gleichzeitig undurchdringbar machen. Noch in den sechziger und siebziger Jahren war mangelnde Flexibilität der Arbeitsprozesse – zum Beispiel bei der eintönigen Fabrikarbeit – ein Kernproblem. Heute geht die größte Gefahr von der vollkommen „enthemmten“ Arbeit aus.

REBELLISCHE KONFORMISTEN

Dabei ist es noch gar nicht so lange her, dass eine ganze Generation nichts mehr verabscheute als ein vollständig reglementiertes Arbeitsleben. Was heute gerne euphemistisch als „kreative Klasse“ bezeichnet wird, ist ohne die rebellische Bewegung in den sechziger Jahren kaum zu erklären. Zum ersten Mal tauchte der Typus des unkonventionellen Arbeitnehmers im größeren Stil mit der Alternativbewegung in den sechziger Jahren auf: Mit der Änderung der Produktionsverhältnisse und einer zunehmenden Abkehr vom fordistischen Arbeitsmodell setzte die rebellische Minderheit nach und nach selbst die gesellschaftlichen Standards: Individualität und Kreativität wurden zu entscheidenden Voraussetzungen für die berufliche Laufbahn – und zum „Markenzeichen“ der neuen „kreativen Klasse“. Die Kritik der Studentenbewegung an einer regulierten Gesellschaft, deren autoritärer Gestus sich in der Fabrik ebenso wie in den sozialen Beziehungen manifestierte, konnte in gewisser Weise einen durchschlagenden Erfolg verbuchen, mit dem sie wohl selbst nie gerechnet hatte. Spätestens mit der New Economy galt nicht mehr der angepasste Angestellte, sondern der individualistische und kreative Selfmade-Man als gesellschaftliches Leitbild. Zwar endete der erhoffte soziale Aufstieg für viele mit einem Desaster an den Börsen. Die neuen Arbeitsethik setzte sich dennoch durch.

Seit den frühen neunziger Jahren begann sich daher nicht nur der Arbeitsbereich auf die privaten Lebenswelten auszudehnen, auch das Private wurde zunehmend ökonomisiert. Ehemals abhängig Beschäftigte verwandelten sich in autonome Unternehmer, die eigenverantwortliche Investitionsentscheidungen treffen, wobei sie in der Regel nur über ein Mittel verfügen: ihre eigene Arbeitskraft.

Als „Arbeitskraftunternehmer“ haben die beiden Soziologen Günter Voss und Hans J. Pongratz diesen neuen Typ beschrieben. Charakteristisch für ihn ist vor allem die „erweiterte Selbst-Ökonomisierung“ und die „Verbetrieblichung der Lebensführung“: Die Beschäftigten müssen lernen, ihre eigene Arbeitskraft mit unternehmerischer Effizienz zu verwerten. Sie müssen ihre Arbeitskraft permanent selbstständig entwickeln und bewusst produzieren sowie planmäßig Selbstmarketing betreiben. Sie sind Künstler im Sinne von schöpferischer Produzent, PR-Stratege, Manager und Sekretär in Personalunion und in eigener Sache. Selbstverwirklichung und Selbstverwertung werden dabei zu austauschbaren Begriffen. „Dabei wird das autonome Handeln nicht nur als eine Möglichkeit oder als Recht präsentiert. Man verlangt es gewissermaßen von den Menschen, deren Wertigkeit immer häufiger an ihrem Selbstverwirklichungspotenzial gemessen wird“, konstatieren die beiden französischen Sozialwissenschaftler Luc Boltanski und Eve Chiapello.

Dieser „Neue Geist des Kapitalismus“ konnte Fähigkeiten für den Arbeitsprozess aktivieren, die bislang dem privaten Bereich vorbehalten waren. Das Talent, ohne Hemmungen auf andere zuzugehen, die Offenheit gegenüber Neuem, das Gespür für informelle und unkonventionelle Lösungen und vieles andere mehr, ist direkt der Ideenwelt der 68er-Bewegung entlehnt.

Dem Begriff der „Kreativität“ kommen dabei sehr unterschiedliche Bedeutungen zu. In der Tradition von Genieästhetik dient er der Abgrenzung der wahrhaft „schöpferischen“ gesellschaftlichen Akteure, die in der Lage sind, Innovationen zu generieren. Mit der Ökonomisierung des Kunstbegriffs erhielten die einstigen radikalen Forderungen nach einer „Kultur von allen“ oder das Beuys'sche Diktum „Jeder Mensch ein Künstler“ eine völlig neue Bedeutung. Begriffe wie „Kunst“ und „künstlerisch“ wurden obsolet und durch Begriffe wie „kreativ“ und „Kreativindustrie“ ersetzt.

Mit dem Aufstieg der Kreativen lässt sich eine Entwicklung hin vom rebellischen Nonkonformisten zum rebellischen Konformisten konstatieren. So beschreibt der Hamburger Soziologe Heinz Bude in seinem Buch *GENERATION BERLIN* die Figur des „unternehmerischen Intellektuellen“, dem es gelingt, zwei sich widersprechende Lebensstile zu verbinden. Die früheren Rebellen konnten zwar für sich in Anspruch nehmen, einen freien und autonomen Lebensstil zu führen. Dafür mussten sie ihre soziale und ökonomische Marginalisierung in Kauf nehmen.

Dem „unternehmerischen Intellektuellen“ hingegen soll es möglich sein, frei und selbst bestimmt zu leben, ohne deswegen auf die Annehmlichkeiten des bürgerlichen Lebens verzichten zu müssen. Die Bobos (Bourgeois Bohemians) prägen heute die Atmosphäre in den urbanen Szenevierteln. Sie pflegen einen Lebensstil, den sie gleichzeitig nach außen propagieren. Sie sind Rollenmodell und Zielgruppe in einem, da sie das Image, das sie produzieren, selbst konsumieren. Sie empfinden sich einem alternativen Lebensgefühl verpflichtet und der Subkultur zugehörig – egal, wie viel sie verdienen.

FLEXIBLE GEISTER

Entsprechend bereiten die prekären Verhältnisse nicht nur Unbehagen. Dabei hat sich die vermeintlich scharfe Trennung zwischen „biederem“ Angestellten und „unkonventionellen“ Freiberuflern schon längst verflüchtigt. Der flexible Geist hat sich derweil auch in den Amtsstuben breit gemacht, auch die Büros von Angestellten sind räumlich und zeitlich einer neuen Mobilität unterworfen, kurz: die Grenzen zwischen Freiberuflern und Angestellten fließend geworden. Der Dienst nach Vorschrift ist vorbei, statt Festanstellung gibt es Zeitverträge und Zielvorgaben. Profitcenter und Benchmarking haben sich selbst in die letzten Hinterzimmer ein-

geschlichen. Heute muss jeder Angestellte flexibel sein und aus eigener Initiative mehr leisten als je zuvor – auch zuhause und am Wochenende – wenn er seinen Job behalten will.

Die neuen Arbeitsformen untergraben die alten Hierarchien und schaffen zugleich neue Abhängigkeiten: Sie machen die Beschäftigten zu Sklaven einer Selbstoptimierung, der kaum zu entrinnen ist: Läuft etwas schief, liegt es immer an dem Betroffenen selbst. Die eigentlichen Auftraggeber verschwinden derweilen in einem Netz informeller Beziehungen und anonymer Entscheidungen. Für die Mehrzahl der freien Dienstleister sind sie unerreichbar, während die soziale und materielle Diskrepanz weiter steigt.

Dass die wachsende Unzufriedenheit einen kollektiven Ausdruck erhält, ist dennoch wenig wahrscheinlich. Die „kreative Klasse“ ist bislang zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um gemeinsame Interessen zu formulieren. Das muss aber nicht immer so bleiben. Vielleicht genügt es schon, den eigenen Kopf wieder zurückzuerobern.



We Take the Liberty

Freelance Self-exploitation in Creative Jobs¹

¹ The authors' book *Wir sind so frei. Zur Situation von Selbstständigen in kreativen Arbeitsfeldern in Deutschland (We Take the Liberty. On the Situation of Freelancers in Creative Jobs in Germany)* will appear in early 2009.

² Final report of the Commission of Inquiry into Culture in Germany, 11 December 2007, p. 336.

³ According to the report, artists and journalists earned an average of € 11,100 in 2004 (Commission of Inquiry, p. 289). The German Cultural Council (Deutscher Kulturrat) expects an increase to € 12,616 in 2008 (*Tagesspiegel*, 18.7.2008).

One of the first to write about increasing economic precariousness was the French sociologist Robert Castell, who was thinking during the 1980s about a very specific group of people: badly paid, low-qualified workers who could be given notice at any time. Today the term is associated with the social and political situation of an entire generation. Income, work, relationship or marriage, living situation, milieu, district – one's whole life, in fact – are now “precarious”.

The so-called new self-employed in the creative industries are now seen by the sociologists as an avant garde of these “precarious circumstances”. In recent years this group has made it onto the front pages of *Neon* or *the Spiegel*, described variously as a “creative class”, urban bums or a “precarity”, at any rate construed as the forerunners of a reconfiguring information and service society, as a new social milieu that is clearly distinguished from the so-called underclass in terms of education and habitus, although their incomes are often similarly low. Also new because its members pursue occupations that did not exist until recently, such as voice-user-interface designer, game designer or, now almost old-fashioned, web designer.

THE “CREATIVE CLASS”

Representatives of the social segment described many years ago by the American political scientist Richard Florida as the “creative class” can now be found in all large cities. Even though their income is often meagre and their living conditions those of a student, artists and cultural practitioners contribute to one of the most important economic segments. According to the Commission of Inquiry into Culture in Germany, the cultural sector achieved a gross value-added performance of 36 billion euros in 2004.² Taking the creative industries into account the figure is as high as 58 billion, only slightly below that of the automobile industry. Around a quarter of this labour force is freelance; in the core artistic occupations almost half.³

But despite the economic upturn, national investment in the cultural sector has not grown along with overall economic development. According to the latest dpa figures (of 15 May 2008) the Federal Government's expenditure in this area has continued to sink. In 2007 it amounted to 0.34 percent of the total budget; five years ago it was at least still at 0.4 percent. And this in a situation in which increasing numbers of people are active in the cultural sector – 800,000 according to the commission, along with a further 150,000 with cultural occupations in other industries. This corresponds in total to the number of employees in the banking industry, for example.

SELF-EXPLOITATION AS SELF-FULFILMENT

Artists and cultural practitioners who are not employees often have no lobby to represent their interests and are unable to protect themselves against clients or fight for their rights. This particularly applies if they require welfare benefits.

The older they get, the more difficult their economic situation becomes. Younger artists more frequently receive grants (many are awarded up to the age of 35 only) or family support. Particularly those artists who are currently approaching retirement age face a life in poverty. Because the Artists' Social Welfare Fund (Künstlersozialkasse) was only established in 1983, they have not covered the full insurance period of 40 years. If they were not already privately insured – and this will not apply to the majority because of generally low incomes – they will be dependent on state benefits. And here other problems arise – see above.

For the self-employed, exploitation and self-exploitation go hand in hand. Almost every form of exploitation must be described as self-exploitation, as in contrast to an employee a freelancer can turn down a project or commission. For financial reasons this is often not done, however. Within the leeway they have, many freelancers decide on the job that appears to offer the most prestige. The French sociologist has introduced the term “flexploitation” for this new indissoluble mixture of flexibility and exploitation.

A central aspect of freelance self-exploitation is the breakdown of the distinction between work and leisure. What used to be “never mix business with pleasure” now means round-the-clock work. Weekends and holidays have no disburdening relevance for freelancers. The amalgamation of living and office space only encourages the work overkill.

Friends are often colleagues and competitors. Café and pub conversation degenerates into ersatz canteen discussion. Friends become consultants

and are frequently roped into projects. Freelancers often work with their partners on joint projects, and failure regularly leads to a loss of friends and intimates along with the lost business. The private sphere as a spatial and temporal zone of relaxation is largely eliminated by work.

The client, in the form of a boss, has also been implanted into our own minds. Freelancers can't even rage against a superior any more – and perhaps occasionally assert themselves – but are obliged to justify themselves to themselves. “The new way of working absorbs all energy, all emotional and intellectual resources and hence an entire lifetime, which is why it is turning out to be an extremely efficient system for the absorption of added value,” writes the Italian sociologist Sergio Bologna in his book *The Destruction of the Middle Class*.

The fact that we have chosen our sphere of activity ourselves, having at some point had the idea of it being some kind of dream job – as painter, architect, fashion designer, journalist – leads to high inner motivation and a marked tolerance of frustration. As a result freelancers in creative spheres tend to put themselves out strongly for their work and ignore their limitations. Rarely has work been so linked, as an identity-providing nucleus, to the desire for self-fulfilment than today. The self-fulfilment discourse is actually an elite discourse that has diffused itself into many sections of society today. Today someone with “just a job” feels like a failure, although the situation used to be quite normal.

Today earning one's living has to be enjoyable, a pleasure gain, should expand one's horizon, be full of variety, creativity and challenge, serve one's aims, have social relevance – save the world, in fact. No wonder that almost everyone is professionally dissatisfied and feels a failure. Those of us who are dissatisfied, overstretched or even bored with our creative jobs – yet another day of writing reminders – have done something wrong. We only have ourselves to blame.

The eyes on the prize can overlook the small print and ignore the obvious. The idealism of many artists and cultural practitioners often becomes their trap. You would never ask a dentist to work for nothing, but you might ask a writer.

But even those of us who have long given up our ideals are particularly insecure as freelancers, although of course self-exploitative tendencies are not restricted to the self-employed – many employees too are experiencing changed working conditions and a high degree of autonomy. And the step from autonomy to self-exploitation can be a small one.

4 A contribution on November 15th 2007 to the television current-affairs programme *Monitor*, entitled *Free but Poor*, described the following situation: around 15 percent of German architects are unemployed; approximately 30 percent of freelance architects earn less than € 1,250 net per month. The situation of journalists and lawyers is similar: freelance journalists earn an average of € 1,200 per month.

THE DIVIDED SOCIETY

One aspect of self-exploitation is an involvement in a range of different activities. These days hardly any creative freelancers describe themselves simply as painters, musicians, writers or journalists. They give three job titles at the very least. A typical example is one of our albeit most successful current entertainers: Charlotte Elisabeth Grace Roche doesn't hesitate to describe herself as presenter, producer, singer, actor and writer. In many cases this “multitasking”, which is often only a form of de-specialisation, does not lead to the desired increase in earnings but to a lack of competence or success in several areas, none of whose duties can be fulfilled adequately – if you're constantly travelling to readings and book fairs, you can't service the art market. Multitasking often leads to an excess of demands that can only be dealt with through excellent self-management, yet increasing numbers of artists and cultural practitioners are trying their hands at several activities in the hope of opening up new sources of income, should the current one fail.

This trend is partly based on the fact that prestigious freelance professions – such as that of architecture – now bring in more or less the same money as a student's pub job.⁴

Reference to a “divided society” in Germany usually means a dual, horizontal split between above and below, rich and poor. But there is also an increasingly noticeable vertical gap caused by diverging incomes within the same profession – among architects and journalists, for example.

But this new, unpredictable, multiple dividing process is not only a German problem; it is taking place in all the industrialised nations, where the disintegration of traditional working structures and highly individualised consumer and leisure behaviour have led to very heterogeneous structures. While the working world of the 1950s and 60s was principally divided into entrepreneurs and white- and blue-collar workers, two other groups must be added today: the unemployed and the self-employed, both of them anything other than homogeneous. The self-employed includes the seemingly self-employed – permanent freelance employees and other mixtures of employed and self-employed: the journalist, for example, who works as a freelance contributor to various media and is working for a temporary research project at the same time, or the subcontractor who is executive and employee in one. Switching between self-employed and employed activity requires a high degree of personal initiative, organisation and extroversion. The question is whether the requirements on today's freelancers correspond to the predominant social type, and whether “multitasking” does not in fact overtax people with lesser capacities. Not everyone asks for a maximum in freedom, creativity and self-fulfilment from their job. Not everyone is eager for autonomy and freedom from management. And not

everyone would like to see his job evacuated to the other end of the country and work for their former company on a fee basis, not knowing if he'll still be on board in three months time.

Yet the trend will probably continue to consolidate until a small core of managerial employees can take its pick from an army of service providers. And deregulation will gain ground. Self-exploitation and self-enslavement will become the necessary preconditions of success for the “free”-lance service providers. And because they are “free” and deny *themselves* the rudimentary rights to time off or holidays, it becomes difficult to make out who or what to “blame”. It is the new neo-liberal working structures that bring about the process of self-exploitation, while simultaneously making it impenetrable. In the 1960s and 70s a key problem was the lack of flexible working procedures, e.g. monotonous factory work. Today the greatest danger is that of total “flexibility”.

REBELLIOUS CONFORMISTS

Yet it wasn't very long ago that a whole generation had nothing but abhorrence for a regimented working life. What is euphemistically called the “creative class” today can hardly be explained without the rebellion of the 1960s. For the first time in a big way the prototype of the unconventional employee appeared along with the alternative movement. With the change in production conditions and an increasing rejection of the Fordist working model, the rebellious minority gradually began to set the social standards. Individuality and creativity became the decisive career prerequisites – and the “proprietary goods” of the new “creative class”. The student movement's criticism of a regulated society, whose authoritarian character was manifested as much in the factory as in social relations, could in a certain sense claim a decisive success it had never reckoned with. By the time of the New Economy the individualist creative “self-made man”, not the conformist employee, had become the social ideal. Although the hope of social advancement ended for many with a stock-market disaster, the new work ethic asserted itself nevertheless.

This was why, beginning in the early 1990s, not only did the world of work expand into the private sphere, but the private was increasingly commercialised. Former employees were transformed into independent entrepreneurs taking autonomous investment decisions about their (usually) single resource: their own labour.

The sociologists Günter Voss and Hans J. Pongratz have described this new economic type as “labour entrepreneur”. The model is characterised above all by “extended self-commercialisation” and “life-style operationalisation”. The gainfully employed must learn to utilise their own labour with entrepreneurial efficiency. They must constantly and consciously

develop their independent working capacity and regularly carry out self-marketing. Artists in the sense of creative producer, they are PR strategist, manager and secretary in one and on their own account. Self-fulfilment and self-exploitation here become interchangeable concepts. “Autonomous activity is not only presented as a possibility or a right. It is demanded to a certain extent, and a person's value is increasingly being measured by his or her potential for self-fulfilment,” note the French social scientists Luc Boltanski and Ève Chiapello.

This “new spirit of capitalism” was able to economically activate abilities that had hitherto been reserved for the private sphere. The ability to approach others confidently, openness to new things, a feeling for informal and unconventional solutions, and much more, are all directly taken from the ideas of the 1960s.

The concept of “creativity” is given some very different meanings here. In the tradition of the aesthetic genius it serves to separate out the truly “creative” social actors who are capable of generating innovation. With the commercialisation of art, previously radical demands for “culture by all” or Beuys's dictum “everyone an artist” took on a completely new significance. Concepts such as “art” and “artistic” became obsolete and were replaced by others such as “creative” and “creative industry”.

The rise of the creatives can be seen to be accompanied by a development from rebellious non-conformist to rebellious conformist. In his book *Generation Berlin* the Hamburg sociologist Heinz Bude describes the figure of the “entrepreneurial intellectual” who succeeds in combining two contradictory life-styles. The previous rebels were able to lay claim to freedom and autonomy, but at the cost of their social and economic marginalisation.

The “entrepreneurial intellectual”, by contrast, wishes to live freely and autonomously without having to do without the comforts of bourgeois existence. The “bobos” (bourgeois bohemians) set the tone in today's urban trendy districts with a lifestyle for which they also advertise. They are role model and target group in one, as the image they produce they also consume. They feel themselves committed to an alternative way of life and see themselves as belonging to the subculture – no matter how much they earn.

FLEXIBLE SPIRITS

So precarious conditions are not only spreading disquiet. The apparently strict distinction between “conventional” employees and “unconventional” freelancers has long since evaporated anyway. The spirit of flexibility has been doing the rounds of officialdom, and employees' offices are also spatially and temporally subject to a new mobility. In short, the boundary between freelancers and employees has become fluid. Working to the

rules is over; instead of permanent staff there are temporary contracts and target-setting; profit centres and bench marketing have crept into the furthest back rooms. These days employees need to be flexible and get more done on their own initiative than ever before – at home and at the weekend too – if they want to keep their jobs.

The new working structures are undermining the old hierarchies while simultaneously creating new forms of dependency. They are turning the labour force into slaves of an almost inescapable self-optimisation. If anything goes wrong it is always the fault of the person it happens to. Meanwhile the actual employers disappear, unreachable for the majority of freelance service providers, into a network of informal relationships and anonymous decisions while social and material discrepancies continue to increase.

It is unlikely, however, that the growing dissatisfaction will achieve a collective expression. The “creative class” has been too concerned with itself up to now to formulate joint interests. But things don’t have to stay this way. Perhaps it will be enough to win back our own minds.



Ein kurzer Abriss über die Weltgeschichte der Sklaverei

Teil II - Die Plantage

STADT DER SKLAVEN UND „SLAVING“

Gibt es Aspekte, die das Projekt von Atelier Van Lieshout und die Realgeschichte der Sklaverei miteinander verbinden? In der *SlaveCity* wird die Infrastruktur der Stadt, Arbeit, Kontrolle und Recycling durch wie auch immer legitimierte Gewalt zusammengehalten und organisiert. Im hegemonistischen atlantischen „Slaving“ existierten durchaus Momente, die ähnlich waren.

Was die Legitimation betrifft, galt Sklaverei aus christlicher Sicht als etwas „Gutes“ für die Sklavinnen und Sklaven: einmal, weil sie dadurch aus dem Bereich der „barbarischen Menschenfresser und Despoten im dunklen Afrika“ befreit wurden, und zweitens, weil sie Zugang zur „richtigen Religion“ erhielten und damit ihr Seelenheil gerettet war.

Die Infrastrukturen des „Slaving“ waren sehr effizient organisiert. Das galt für alle Sklavereigesellschaften, man denke nur an die Infrastrukturen des Capitols in Rom oder die Organisation der großen Opferzeremonien im alten Mexiko.¹ Im Zeitraum von 1700 bis 1890 galt vorrangig das Kriterium der effizienten Organisation in Verbindung mit harter Arbeit und Selektionen für bestimmte Tätigkeiten sowie Ansätzen von geschlossenen Kreisläufen auch für die atlantische Sklaverei zwischen Afrika und Amerika.

Die paradigmatischen Institutionen (Strukturen) des „Slaving“ waren in dieser Zeit das Sklavenfort und der Sklavenhafen an der Küste Afrikas, das Sklavenschiff, die Sklavenhäfen in Amerika sowie die Sklavenplantagen in Übersee – engl. *plantation*, in Brasilien *engenho* oder *fazenda*, im spanischen Amerika und Kuba *hacienda* oder *ingenio*, im frz. *habitation*.

Für eine Zuckerproduktionsstätte (*ingenio*) im technologisch am weitesten entwickelten Kuba liegt mit dem Text/Bild-Band des Arztes, Sklaven- und

Alle Abb. aus:
Justo G. Cantero: *Los Ingenios. Colección de vistas de los principales ingenios de azúcar de la isla de Cuba*. Dibujos de Eduardo Laplante, La Habana: Litografía de Luis Marquier, 1857 (moderne Facsimile-Edition: Luis Miguel García Mora; Antonio Santamaría García (eds.): *Los Ingenios. Colección de vistas de los principales ingenios de azúcar de la Isla de Cuba*. El texto redactado por Cantero, Justo G. Con las láminas dibujadas del natural y litografiadas por Eduardo Laplante, Madrid, 2005. (Mit freundlicher Genehmigung des Verlages Doce Calles, Aranjuez, Madrid).



Abb. a & b: Innen- und Außenansichten des Ingenio Flor de Cuba (Blume von Kuba)



Abb. c: Ingenio Ácana mit Kleinseisenbahn im Vordergrund



Abb. d: Ingenio Purísima Concepción mit einem besonders ausgeprägten Barracón am rechten Bildrand

Plantagenbesitzers Justo G. Cantero von 1857 ein schönes Beispiel vor, das zeigt, wie sich für die Herren Ästhetik, Effizienz und Modernität in der Sklavenplantage miteinander verbanden.² Die Bilder beleuchten, wie weit die Idee des Kreislaufes schon gediehen war [Abb. a & b].

Auf den Abbildungen erkennt man perfekte Produktionsstätten, ganz so wie die Besitzer sie sich wünschten, und daneben kleine, fast zwergenhafte Sklavinnen und Sklaven. Tatsächlich war das Verhältnis eher umgekehrt – menschliche Sklaven und lebendige Arbeit waren wichtiger als die maschinelle Produktionsstruktur.

Ingenios waren, wie auf den Bildern dargestellt, in sich geschlossene Welten, vor allem dann, wenn der zuständige Herr einen Zaun und Wächter bezahlen konnte – die Latifundien waren oft riesig. Das Verhältnis von Zuckerröhrenfeld zu umliegenden Wald- und Weideflächen lag idealerweise bei 40:60, so dass sich das *Ingenio* selbst mit Holz als Baumaterial und Brennstoff versorgen konnte und außerdem das notwendige Zug- und Schlachtvieh auf der Plantage gehalten werden konnte. Plantagen lagen meist an einem Fluss oder größeren Bach; sie verfügten auch über eigene Straßen und Wege. Ab etwa 1840 existierte oft sogar eine eigene Betriebseisenbahn [Abb. c].

In den Öfen der Zuckersiedereien wurden Unmengen von Holz für die Beheizung der Öfen verbraucht, so dass Plantagenregionen bald in eine Holzkrise gerieten. Partielle Abhilfe schufen geschlossene Kreisläufe: die Öfen wurden nicht länger einzeln, sondern zu mehreren geheizt. Statt Holz setzten die Betreiber bald das ausgepresste und getrocknete Zuckerrohrstroh ein (*bagasse*). Die Reste der Zuckersiedung (*cachaza*) wurden an Schweine verfüttert. Hungernde Sklaven saugten Zuckerrohr aus oder aßen reinen Zucker beziehungsweise Melasse. Auch diesbezüglich öffnen sich zahlreiche Bezugfelder zu *SlaveCity*.

Die Zuckerröhrenfelder selbst waren in Karrees unterteilt, dazwischen befanden sich Schutzstreifen mit feuchteren Bäumen und Pflanzen wie Mais, Ananas oder Orangenbäume. In der Mitte der Plantage lag von den Zuckerröhrenfeldern (*cañaverales*) getrennt der *batey*, eine Art Zentralzone mit Herrenhaus, Zuckerröhrenmühle, Siede- und Trockenhäusern für die Zuckerproduktion, Werkstätten, Ställen, einer Krankenstation sowie einem *criollero*, eine Art Kindergarten für Sklavenkinder. In Sichtweite befand sich auch der Sklaven-*Barracón*. Auf den gefängnisartigen Hüttenkomplex der großen *Ingenios*, der sich in Kuba seit 1830 durchsetzte, waren die wohlhabenderen Herren besonders stolz [Abb. d].

In den *Barracones* gab es für einzelne Sklavinnen, Sklaven und Sklavenfamilien einen festen, trockenen Raum mit einem kleinen vergitterten Fenster nach draußen. Von außen wirkte der *Barracón* im Grunde wie

1 Inga Clendinnen: *Aztecs. An Interpretation*, Cambridge [etc.]: Cambridge University Press 1991.

2 Justo G. Cantero: *Los Ingenios. Colección de vistas de los principales ingenios de azúcar de la isla de Cuba*. Dibujos de Eduardo Laplante, La Habana: Litografía de Luis Marquier 1857.



Abb. e: Ingenio San Rafael mit Barracón (auf der rechten Seite, Bildmitte) und Sklavenfriedhof (linke Seite, untere Bildmitte)

eine hohe und quadratische bzw. rechteckige Mauer mit einem Dach und einer Art Turmaufbau über dem einzigen, mit einem hohen Tor versehenen Zugang. Die Türen der Sklavenzimmer führten auf den Innenhof, wo sich Brunnen und eine große Gemeinschaftsküche befanden. Der *Barracón* wurde abends wie ein Gefängnis abgeschlossen. Unweit der *Barracones* fanden sich die Sklavengärten (*conucos*), die ältere und verheiratete Sklaven bei Wohlverhalten von den Herren und Administratoren zugewiesen bekamen. Auf den Plantagen entstanden so Subwirtschaften unter der Herrenwirtschaft: z. B. hielten die Sklavinnen Schweine und Hühner und bauten Gemüse und Arzneipflanzen an. Damit senkten die Herren zugleich Kosten für die Versorgung der Sklaven, auf die die Plantage in Form von getrocknetem Rinderfleisch (*tasajo*) und getrocknetem Dorsch (*bacalao*) angewiesen war. Sklaven konnten auch zu Ochsenkarrenführern (*boyeros*), Handwerkern oder Vorarbeitern (*contramayorales*, *capataces*) aufsteigen; Sklavinnen zum Hauspersonal befördert werden.

In der Mitte des *Bateys* befand sich meist ein Turm mit einer Glocke, eine Mischung aus Kapelle und heutiger Stechuhr, denn sowohl Befehle als auch die Stundeneinteilung wurden durch Glockenschläge übermittelt. Die Sklaven- und Plantagenbesitzer hatten sich auch in kirchlichen Fragen durchgesetzt. Auf den Plantagen wurden meist eigene Söhne zu Priestern, außerdem gab es eigene Friedhöfe [Abb. e].

Damit unterlag auch der Körper der Sklavinnen und Sklaven geschlossenen Kreisläufen: war dieser erst einmal auf der Plantage und dort per Taufbuch, Kaufvertrag und Liste in die schriftliche Administration der Sklaverei „hineingeschrieben“, verblieb er dort auch im Todesfall. So wundert es nicht, dass die Sklaven auf den Plantagen auch ihre eigenen Religionen entwickelten: *Santería*, *Palo Monte*, *Vudú*, *Candomblé* etc.

Die Plantagen in Amerika waren voll von Gräbern fremder Menschen; bestimmte Gebiete Westafrikas dagegen Regionen mit leeren Gräbern. Die Traumata der Verschleppung führten schon in Afrika dazu, dass viele der Versklavten wie lebende Tote in den Sklavenforts ankamen. Im Gebiet der Goldküste und des heutigen Ghana hat sich dafür der Begriff *donkor* gebildet. Das Wort bezeichnete einen dummen, tumben Menschen mit leerem Blick. Im Kongo-Gebiet entstand sogar ein Psycho- und Heilerkult (Lemba-Kult), der aber vor allem den Sklavenjägern und -händlern nützte, die mit den heraufbeschworenen Geistern der von ihnen Versklavten nicht mehr fertig wurden.

In den Sklavenforts und -häfen operierten meist so genannte „Kulturbroker“ zwischen europäischen Sklavenkäufern (Kapitäne und ihre Vertreter) und afrikanischen Anbietern. Diese Händler stammten meist aus Mischehen und verfügten über besondere Sprachkenntnisse; sie wurden einfach als „Portugiesen“ bezeichnet; ich selbst bevorzuge den Begriff „Atlantikkreolen“.³

- 3 Michael Zeuske: *Atlantik, Sklaven und Sklaverei – Elemente einer neuen Globalgeschichte*, in: *Jahrbuch für Geschichte der Europäischen Expansion*, 6 (2006), S. 27-61.
- 4 Eric Robert Taylor: *If We Must Die. Shipboard Insurrections in the Era of the Atlantic Slave Trade*, Baton Rouge: Louisiana State University Press, 2006.
- 5 Emma Christopher: *Slave Ship Sailors and Their Captive Cargoes, 1730-1807*, Cambridge [etc.]: Cambridge University Press, 2006.
- 6 Geneviève Fabre: *The Slave Ship Dance*, in: Maria Diedrich, Henry Louis Gates Jr., Carl Pedersen (Hrsg.), *Black Imagination of the Middle Passage*, Oxford: Oxford University Press, 1999, S. 33-46.

In den Sklavenforts fanden sich ähnliche Strukturen wie in den *Barracones*. Allerdings wurden Männer sowie Frauen und Kinder strikt voneinander getrennt. Die Aufseher sorgten dafür, dass sich in diesen Gruppen bestimmte Anführer oder Sprecher fanden, die auch Privilegien erhielten. Das war vor allem wichtig, um im wirklich traumatischsten Moment des „Slaving“, der gewaltsamen Verfrachtung auf die europäischen Schiffe, die Ordnung aufrechterhalten zu können - die Afrikaner glaubten meist, sie gerieten in die Gewalt von Totengeistern oder Kannibalen.

Auf den Schiffen erreichten während der Überfahrt Gewalt, Schrecken, Krankheiten und Hunger sowie vor allem Durst ihren Höhepunkt. Trotzdem oder gerade deswegen war im Sinne einer Infrastruktur der Gewalt alles logisch organisiert: sozusagen eine Meisterleistung an Transportoptimierung. Im atlantischen *Slaving* wurden überhaupt alle Grundtechniken des Kapitalismus angewandt und perfektioniert: Management, Finanzierung und Versicherung, Investment, schriftliche Organisation und Verwaltung, dosierte, funktionale und symbolische Anwendung von Gewalt, Ernährungsregime, Hygiene, Körper- und Biokontrolle und vieles mehr.

Männer und Frauen waren in unterschiedlichen, extrem engen Laderäumen untergebracht, in die Extra-Zwischengalerien eingezogen waren; Kinder durften sich meist frei bewegen. Wegen der Durchfälle und der Exkremate stanken Sklavenschiffe bestialisch. Auf dem Oberdeck waren Mannschaftsbereich und Überwachungsbereich der Sklaven durch eine starke Holzwand (*barricado*) voneinander getrennt; hinter dieser Wand verschanzten sich bei Aufständen und Rebellionen die Mannschaften zur Niederschlagung.⁴ Matrosen wurden nicht viel besser behandelt. Sie standen ebenfalls unter der Gewalt der Knute des Kapitäns und seines Befehlsrechtes auf Leben und Tod. Oft waren auch sie mit Gewalt auf die Schiffe gezwungen worden. Gewalt gegen Matrosen wurde meist dazu benutzt, um sie zu noch grausamerem Terror gegen die Sklaven zu nötigen.⁵ Nach der Überfahrt konnten sie jedoch abheuern und waren wieder „frei“. Andererseits gab es auf jedem Sklavenschiff aber auch Tanz und am Ende der Reise, wenn die Häfen in Sicht kamen, wurden die Wasserfässer frei gegeben, die Kapitäne verteilten Stoff- und Kleidungsstücke, mit denen Sklavinnen und Sklaven dann eine Art Maskerade aufführten.⁶ Kapitäne und Offiziere nahmen sich besonders hübsche Sklavinnen und niedliche Sklavenkinder als Privatsklaven.

Das Essen – Maisbrei, sehr wenig Pökelfleisch oder -fisch, gekochte Bananen oder Yuca (*mandioca*), etwas Gewürzbrühe sowie Wasser, billiger Fusel und billiger Tabak – blieb mit der Verschleppung aus Afrika immer knapp. Auf Kuba machten einige Händler ein Geschäft damit, die halbverhungerten Sklaven erst einmal aufzupäppeln, um sie dann zu höheren Preisen verkaufen zu können. Essen wurde immer als Druckmittel eingesetzt,

um Wohlverhalten der Sklaven zu erzwingen; manche Sklaven verweigerten die Nahrungsaufnahme und mussten zwangsernährt werden.

Erst wenn die Sklavinnen und Sklaven – und hier schließt sich der Kreislauf in der Infrastruktur der Gewalt – auf den Sklavenplantagen ankamen, wurden sie von den Pfarrern getauft. Dabei wurden ihnen Gevatter oder Gevatterinnen aus der Gruppe der älteren Sklaven zugewiesen. Sie fanden also – so schaurig das klingt – eine Art neue Heimat: mit den Schiffsgenossen (*carabelas*) bildeten sie oft neue Gemeinschaften, sie bekamen zwar nicht ausreichend, aber immerhin mehr zu essen als in den Sklavenforts, auf den Schiffen oder in den *Barracones* der Sklavenhäfen.

Insgesamt blieben die Lebensbedingungen im Kontext der Zuckerproduktion in den Tropen auch wegen der Krankheiten so schlecht, dass sich auf Kuba oder in Brasilien keine Sklavenpopulation selbst reproduzieren konnte. In vielerlei Hinsicht entspricht das Konzept der *Stadt der Sklaven* der historischen Realität des „Slaving“. Allerdings konzentrierte sich die Methode nicht auf eine urbane Struktur, sondern realisierte sich als rurale Industrie, obwohl viele *Bateyes* demografische Ausgangspunkte ländlicher Städte wurden. Die Widerstände der Sklavinnen und Sklaven, ihre kreativen Fähigkeiten in Anpassung und Transkulturation sowie ihre Gemeinschaftsbildungen führten im Kontext der allgemeinen Geschichte von Nord- und Südamerika dazu, dass sich in der historischen Realität nicht dauerhaft solche Kreisläufe der Gewalt, der Kontrolle und der Arbeitsselektion etablieren konnten. Extreme Plantagensellschaften hatten einen Lebenszyklus von ca. 60-90 Jahren. Diese Formen der Sklaverei wurden in Amerika von 1865 bis 1888 aufgehoben. Andere Typen „großer“ Sklavereien und Formen von Kin-Sklavereien existieren jedoch bis heute.



A Short Outline of the History of Slavery

Part II - The Plantation

- 1 Inga Clendinnen, *Aztecs. An Interpretation*, Cambridge [etc.], Cambridge University Press 1991
- 2 Justo G. Cantero, *Los Ingenios. Colección de vistas de los principales ingenios de azúcar de la isla de Cuba*, drawings by Eduardo Laplante, lithographs by Luis Marquier, Havana 1857



Figs. a and b: Interior and exterior views of the *Ingenio Flor de Cuba* (Flower of Cuba)

SLAVE CITY AND SLAVING

Are there any links between the AvL project and the real history of slavery? In *SlaveCity* the urban infrastructure, work, control and recycling are held together and organised through legitimised violence. Hegemonistic Atlantic slaving had similar elements.

In terms of legitimisation, slavery was considered “good” for the slaves from the Christian point of view: firstly because it liberated them from the “barbarous cannibals and despots of the Dark Continent,” secondly because through it they gained access to the “true religion” which guaranteed their salvation.

The infrastructure of slaving was very efficiently organised. This had been true of all slave societies – one need only remember the Roman Capitol or the organisation of the large sacrificial ceremonies in ancient Mexico.¹ In the period between 1700 and 1890 the primary criterion was efficient organisation in combination with hard work, selection for particular tasks and the establishment of a closed circuit for the Atlantic slave trade between Africa and America.

During this time the paradigmatic institutions (structures) of slaving were the forts and their adjacent ports on the African coast, the slave ship and the ports and plantations in the Americas – in Brazil these properties were called *engenho* or *fazenda*, in Spanish America and Cuba *hacienda* or *ingenio*, in the French colonies *habitation*.

A good example of the way in which, for the masters, the plantations combined aesthetics, efficiency and modernity is a sugar-producing plantation (*ingenio*) in an illustrated book written in 1857 by the doctor, slaveholder and plantation owner Justo G. Cantero in technologically advanced Cuba.² Its images show just how far the idea of the closed circuit had advanced [figs. a and b].

The illustrations depict the finest production facilities an owner could wish for with almost dwarf-like slaves beside them. In fact the relationship was



Fig. c: *Ingenio Acana* with railway in the foreground



Fig. d: *Ingenios Purísima Concepción* with a particularly extensive barracón on the right



Fig. e: *Ingenio San Rafael* with Barracón (on the right center) and slave cemetery (left side)

All figures from:
 Justo G. Cantero: *Los Ingenios. Colección de vistas de los principales ingenios de azúcar de la isla de Cuba.* Dibujos de Eduardo Laplante, La Habana : Litografía de Luis Marquier, 1857 (modern Facsimile-Edition: Luis Miguel García Mora; Antonio Santamaría García (eds.): *Los Ingenios. Colección de vistas de los principales ingenios de azúcar de la Isla de Cuba.* El texto redactado por Cantero, Justo G. Con las láminas dibujadas del natural y litografiadas por Eduardo Laplante, Madrid, 2005. (With kind permission of Doce Calles, Aranjuez, Madrid).

the other way round – human labour was more important than mechanical production.

Ingenios were, as shown in the illustrations, worlds of their own, above all when their owners were able to afford a fence and guards – the latifundia were often huge. The relationship of sugarcane fields to surrounding forest and grazing land was ideally 40:60, so that the *ingenio* could supply itself with wood for building material and fuel and keep the necessary draught animals and fat stock. Plantations were usually located on a river or large stream, and they had their own roads and pathways. From 1840 onwards they often had their own railways [fig. c].

The ovens of the sugar refineries consumed huge quantities of wood, and the plantation regions were soon faced with a fuel crisis. Partial remedies created closed circuits: the ovens were no longer fired singly but in groups; instead of wood their operators were soon using squeezed, dried sugarcane (*bagasse*); the remains of the refining process (*cachaza*) were fed to the pigs. Starving slaves sucked on sugarcane or ate pure sugar or molasses. There are many links here to *SlaveCity*.

The sugarcane fields themselves were divided into rectangles, between which there were protective strips of more temperate crops such as maize, oranges or pineapples. In the middle of the plantation, separated from the sugarcane fields (*cañaverales*) lay the *batey*, a kind of central zone with a mansion, a mill, refinery and barns for the sugar production, workshops, stables, an infirmary and a *criollero*, a kind of kindergarten for slave children. The slave barracks were also within sight. Wealthy owners were particularly proud of this prison-like complex of huts, the *barracón*, which became common around 1830 [fig. d].

In the *barracones* individual slaves or families of slaves had their own dry room with a small barred window. From outside, the *barracón* looked like a high, rectangular wall with a roof and a kind of tower above the only entrance and its high gate. The doors of the slaves' rooms opened onto an inner courtyard, where there was a well and a large communal kitchen. Not far away lay the gardens (*conucos*) that older and married slaves were allocated by their masters and administrators on good behaviour. Sub-economies emerged here within the dominant one, e.g. slave women kept pigs and chickens and cultivated vegetables and medicinal plants. Thus the masters were able to sink their costs for the dried beef (*tasajo*) and dried cod (*bacalao*) with which they fed their workforce. Male slaves could also become oxcart drivers (*boyeros*), artisans or overseers (*contramayorales*, *capataces*); females slaves could be promoted to the household staff.

3 Michael Zeuske, *Atlantik, Sklaven and Sklaverei – Elemente einer neuen Globalgeschichte*, in: *Jahrbuch für Geschichte der Europäischen Expansion*, 6 (2006), pp. 27-61

In the centre of the *batey* there was usually a tower with a bell – a mixture of chapel and today's time clock, as it relayed both the hours of the day and plantation orders. The slave-owners also had a hold on church matters – one son usually became a priest. The plantations had their own cemeteries [fig. e].

Thus the bodies of the slaves were also bound up in closed circuits. “Entered into” the written administration of slavery through parish register, bill of sale and plantation list, they remained on the plantations after death, so it is not surprising that this is also where they developed their own religions: *santería*, *palo monte*, *vudú*, *candomblé*, etc.

The plantation as an enclosed world and place of trans-culturation represents the endpoint of the violent infrastructure of Atlantic slaving. The starting point lay in Africa, where people were kidnapped into slavery by African or Arab traders and transported in caravans to the coastal trading posts.

The plantations in America were full of the graves of foreigners, while in certain parts of West Africa the graves remained empty. The trauma of their abduction led to many of the enslaved people arriving at the slaving forts more dead than alive. On the Gold Coast (present-day Ghana) the word *donkor* became a common description for a dull, dim-witted person with a vacant expression. In the Congo region there even emerged a cult (Lemba) that was primarily used by slave-hunters and traders to tame the spirits raised by the people they had enslaved.

In the slaving centres it was so-called “cultural brokers” who operated as intermediaries between the European purchasers (captains and their representatives) and their African suppliers. These agents generally came from mixed marriages and had a good command of language. They were simply described as “Portuguese”; I prefer the term “Atlantic creoles”.³

The slaving forts had similar structures to the *barracones*, although in the forts men, women and children were strictly separated. The overseers made sure that these groups had leaders or spokespeople who received special privileges. This was particularly important in order to ensure that the most traumatic moment of the slave trade, the violent loading on board the European ships, passed off without disorder – the Africans often believed they were falling into the hands of ghosts or cannibals.

During the crossing the violence, terror, sickness, hunger and above all thirst reached new heights. But despite this, or perhaps because of it, everything was logically organised as befitted an infrastructure of

4 Eric Robert Taylor, *If We Must Die. Shipboard Insurrections in the Era of the Atlantic Slave Trade*, Baton Rouge, Louisiana State University Press, 2006

5 Emma Christopher, *Slave Ship Sailors and Their Captive Cargoes, 1730-1807*, Cambridge [etc.], Cambridge University Press, 2006

6 Geneviève Fabre, *The Slave Ship Dance*, in Maria Diedrich, Henry Louis Gates Jr., Carl Pedersen (eds.), *Black Imagination of the Middle Passage*, Oxford, Oxford University Press, 1999, pp. 33-46

violence; it was a feat of haulage optimisation, so to speak. All the basic techniques of capitalism were applied and optimised in Atlantic slaving: management, financing and insurance, investment, written organisation and administration, the judiciously applied, functional and symbolic use of violence, dietary regimes, hygiene and physical control, etc.

Men and women were housed in different, extremely narrow holds into which extra levels had been built; children were usually permitted to move about freely. The slave ships stank abysmally of faeces. On deck the crew's section and the guarded slaves' area were separated by a strong wooden partition (*barricado*), behind which the crew would take refuge during uprisings and rebellions until control had been regained.⁴ The sailors were not treated much better. They were also under the captain's yoke and his mastery over life and death; they had often been compulsorily enlisted. Violence against the sailors was often used to coerce them into greater violence against the slaves.⁵ After the crossing, however, they were able to be paid off and were once again "free". On the other hand there was dancing on every slave ship, and at the end of the journey, when the port came into sight, the water barrels were opened and the captain gave out fabric and items of clothing for the slaves to perform a kind of masquerade.⁶ Particularly appealing children and attractive women were allocated to captain and officers as private slaves.

The food – maize gruel, a very little salted meat or fish, cooked bananas or yucca (*mandioca*), some vegetable broth, water, cheap liquor and tobacco – was always scarce after deportation. In Cuba certain traders did good business by feeding up the half-starved slaves and selling them at higher prices later. Food was always used as a means of coercion to ensure good behaviour; some slaves refused to eat and had to be force-fed.

Only once the slaves had arrived in the plantations – and here the infrastructure of violence closes its circuit – were they baptised by priests and assigned godfathers or godmothers from among the older slaves. And so – dreadful as it sounds – they found a kind of new home: bonds were often formed among shipmates (*carabelas*), and although there was never enough to eat, it was more than in the slaving forts, on board ship or in the *barracones* of the ports.

Because of disease, living conditions in the context of sugar production in the tropics were so bad that in Cuba or Brazil no slave population was able to reproduce itself. The concept of *SlaveCity* corresponds in many respects to the historical reality of slaving. This form of exploitation, however, spanned the entire Atlantic region. Its methods were not applied in an urban structure but were realised in rural industries, although many *bateyes*

became the demographic starting points of rural towns.

The resistance of the slaves, their creative adaption, trans-culturation and community-building, prevented – in the overall historical context history of North and South America – the long-term establishment of such cycles of violence, control and forced labour. The most economically successful plantations had a life cycle of 60-90 years. This form of slavery was abolished in America between 1865 and 1888. Other types of "major" slavery and kin slavery have continued to this day.

WERKSCHAU 2005–2008 OVERVIEW OF WORKS 2005–2008

Der vorliegende Werküberblick trägt die Arbeiten zusammen, die in unmittelbarem Zusammenhang mit der Werkserie *Stadt der Sklaven* stehen. Seit 2005 arbeitet Atelier Van Lieshout an diesem Projekt, bei dem eine Vielzahl an Skulpturen, Polyurethan-, Holz-, Stahl- und Gipsmodellen, Keramiken und Gemälden entstanden sind. Nicht erfasst sind Entwurfszeichnungen und Werke, die als noch nicht abgeschlossen gelten. In vielen Fällen ist der Bezug der Arbeiten zu anderen Werkserien des Künstlers fließend. Dieses gilt vor allem für die figurativen Skulpturen. Daher ist eine endgültige Kategorisierung der Arbeiten – auch vor dem Hintergrund einer weiterführenden Werkproduktion – zu diesem Zeitpunkt noch nicht möglich.

In der Serie der *Stadt der Sklaven* steht nicht primär das einzelne Werk im Vordergrund, sondern die Idee, ein übergreifendes Gesamtmodell zu schaffen, in dem alles miteinander verwoben ist. Dieses gehört zum Arbeitsprinzip des Künstlers ebenso wie der Gedanke, dass alle Modelle in großem Maßstab realisierbar sind. Die im Museum Folkwang realisierte Arbeit *CallCenter* zählt in dieser Hinsicht zu den größten bislang geschaffenen Installationen. Erst bei einigen neuen, für die Ausstellung entstandenen Modellen (*The Mall* und *Museogestor*) ist eine tatsächliche Umsetzung im Originalformat nicht mehr unbedingt angestrebt.

This publication brings together the works immediately associated with the series *SlaveCity*. Atelier Van Lieshout has been working on this project since 2005, creating a large number of sculptures, models in polyurethane, wood, steel and plaster, ceramics and paintings. Draft drawings and works still considered incomplete have not been included. Many works also make reference to other series, particularly in the case of the figurative sculptures. For this reason – and against the background of continuing production – a final categorisation is not possible at this time.

It is not the individual work that stands in the foreground of the *SlaveCity* project, but the idea of creating a comprehensive overall model in which everything is interwoven with everything else. This is as much a part of the artist's working principles as the idea that all the models should be able to be realised on a larger scale. In this context the largest installation realised at the Folkwang Museum was *CallCenter*. Only with some of the more recent models (*The Mall* and *Museogestor*) is their actual realisation not necessarily the primary aim.



Der getragene Mann / (De Gedragen Man) / Carried Man, 2005, 145 x 150 x 145 cm, Schaumstoff, Fiberglas / foam, fibreglass



Pfleger / Caretaker, 2005, 110 x 180 x 90 cm, Schaumstoff, Fiberglas / foam, fibreglass



Moderner Mann / Modern Man, 2006, 53 x 53 x 165 cm, Schaumstoff, Fiberglas / foam, fibreglass



Der Ausgemergelte / The Emaciated, 2006, 200 x 57 x 127 cm, Schaumstoff, Fiberglas / foam, fibreglass



Baby auf Säule / Baby on Stand, 2005, 120 x 70 x 115 cm, Schaumstoff, Fiberglas / foam, fibreglass



Die Pfleger / The Caretakers, 2005, 200 x 100 x 100 cm, Schaumstoff, Fiberglas / foam, fibreglass



Ohne Titel / Untitled, 2005, 93 x 56 x 97 cm, Schaumstoff, Fiberglas / foam, fibreglass



Gesellschaft / Society, 2005, 195 x 115 x 75 cm, Schaumstoff, Fiberglas / foam, fibreglass



Der Feigling / The Coward, 2005, 103 x 107 x 180 cm, Schaumstoff, Fiberglas / foam, fibreglass



Nahrungskarren / Foodcart, 2007, 600 x 215 x 165 cm, Schaumstoff, Fiberglas / foam, fibreglass



Der Betrüger (De Pineut) / The Dupe,
2007, 156 x 100 x 146 cm, Schaumstoff,
Fiberglas / foam, fibreglass



Familienlampe / Family Lamp,
2007, 130 x 120 x 200 cm, Schaumstoff,
Fiberglas / foam, fibreglass



Hängender Mann / Hanging Man,
2007, 210 x 100 x 70 cm, Schaumstoff,
Fiberglas / foam, fibreglass



Hängende Männer / Hanging Men, 2007, 470 x 120 x 250 cm, Schaumstoff, Farbe / pur foam, paint,
Collection Museum Folkwang Essen



Ausgeweideter Mann / Man Ripped Open, 2007, 180 x
90 x 40 cm, Polyurethan, Beschichtung / pur foam, pur coating



Ausgeweideter Mann / Man Ripped Open,
2008, 185 x 142 x 25 cm, Polyurethan, Beschichtung /
pur foam, pur coating



Ausgeweideter Mann / Man Ripped Open,
2008, 154 x 105 x 30 cm, Polyurethan, Beschichtung /
pur foam, pur coating

Tisch mit mexikanischer Keramik + 8 Stühlen / Table with Mexican Crockery + 8 Chairs, 2006, 120 x 271 x 75 cm, Holz, Keramik / wood, ceramics

Tisch mit mexikanischer Keramik + 14 Stühlen / Table with Mexican Crockery + 14 Chairs, 2006, 120 x 500 x 75 cm, Holz, Keramik / wood, ceramics

Jedes Set / each set: Keramik / Ceramics
 Gesamtes Tafelset / complete set: 47 x 41.5 x 2.5 cm
 große Teller / big plate: 45 x 31.5 x 2.5 cm
 kleine Teller 1 / small plate 1: 14.5 x 11.5 x 2.5 cm
 kleine Teller 2 / small plate 2: 13.5 x 11 x 2.5 cm
 kleine lange Teller / small long plate: 27 x 12 x 2.5 cm



Direktorium / Board Room Installation, 2008



Tisch mit Dinnertafel / Table with Dinnerservice, 2006



Abteilung für Gesundheitswesen / Healthcare Department, 2006



Abteilung für Biogas und Wasseraufbereitung / Biogas and Water Purification Department, 2006



Abteilung für Unterhaltung und Bargastronomie / Bar and Entertainment Department, 2006



Abteilung für Handwerk / Manual Labour Department, 2006



Abteilung für Informations-technologie / ICT Department, 2006



Energieabteilung / Energy Production Department, 2006



Abteilung für Organtransplantation / Organ Transplant Department, 2006



Selektionsabteilung / Human Resources Department, 2006



Abteilung für zeitgenössische Kunst / Contemporary Art Department, 2006



Abteilung für Bildung und Erziehung / Education Department, 2006



Schlachtabteilung / Slaughterhouse Department, 2006



Abteilung für Buchhaltung / Bookkeeping Department, 2006



Abteilung für Wiederverwertung / Recycling Department, 2006



Abteilung für Transportwesen / Transport Department, 2006



Abteilung für Innere Sicherheit / Security and Safety Department, 2006



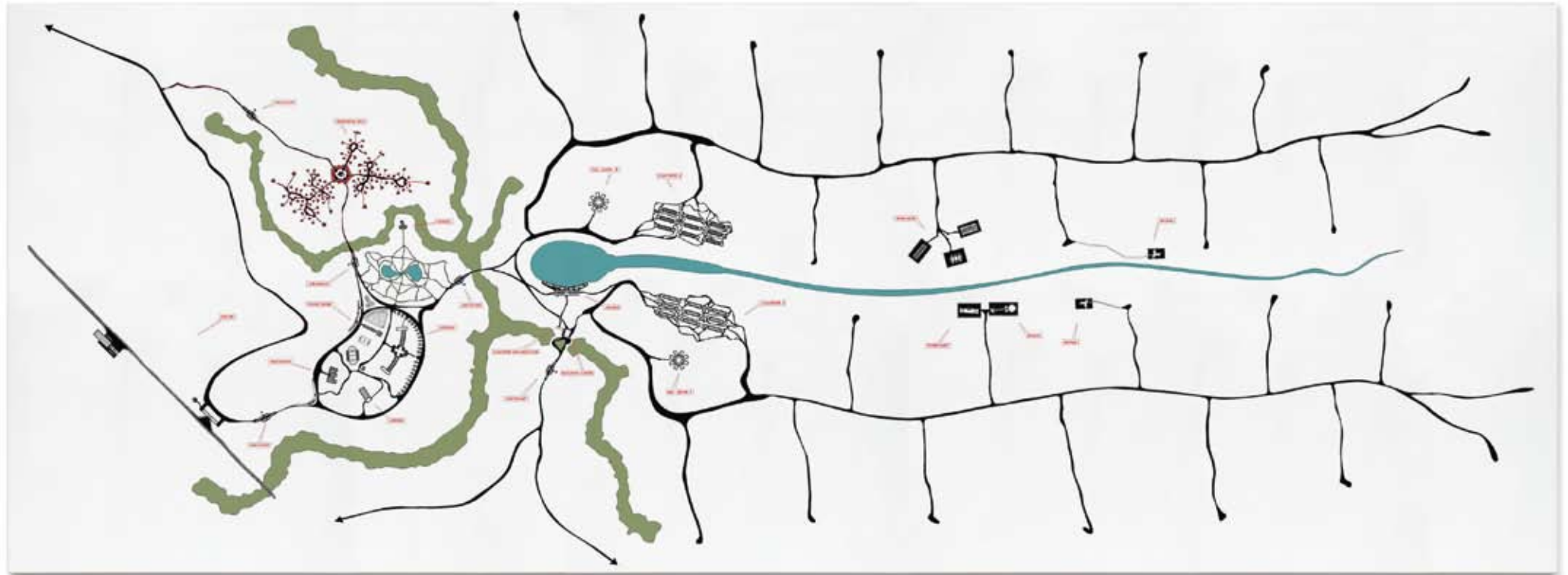
Abteilung für Inspiration und Motivation bei Frauen / Inspiration and motivation Department for Women, 2006



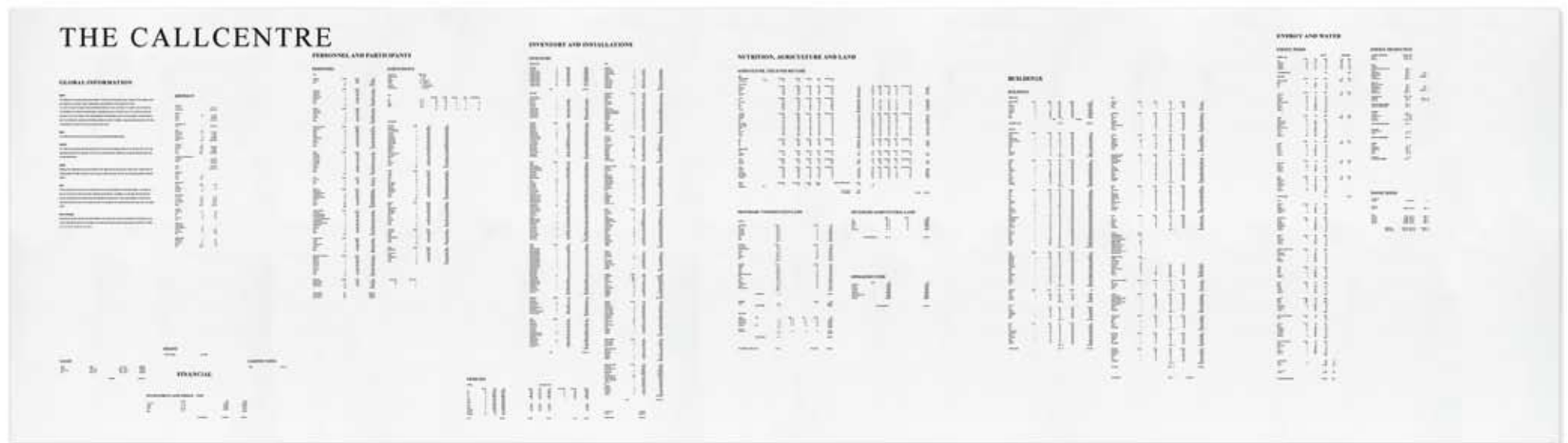
Abteilung für Inspiration und Motivation bei Männern / Inspiration and motivation Department for Men, 2006



Abteilung für Familienangelegenheiten / Family Wellbeing Department, 2006



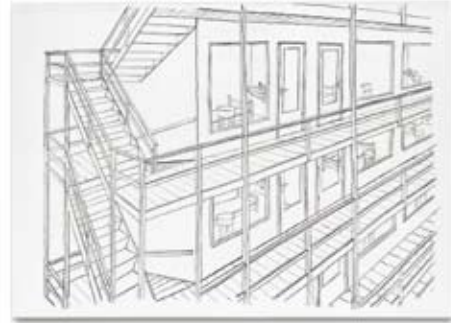
Stadt der Sklaven - Stadtplan / SlaveCity - Urban Plan, 2005, 232 x 560 cm,
Tinte auf Hahnemühle Papier auf Leinwand / archival ink on Hahnemühle paper mounted on canvas



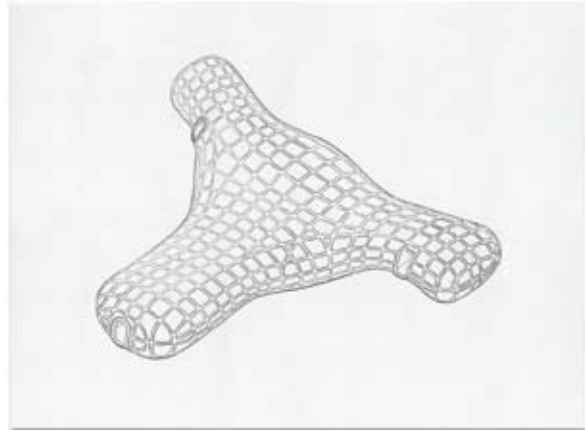
Stadt der Sklaven - Geschäftsplan / SlaveCity - Business Plan, 2005, 180 x 540 cm,
Tinte auf Hahnemühle Papier auf Leinwand / archival ink on Hahnemühle paper mounted on canvas



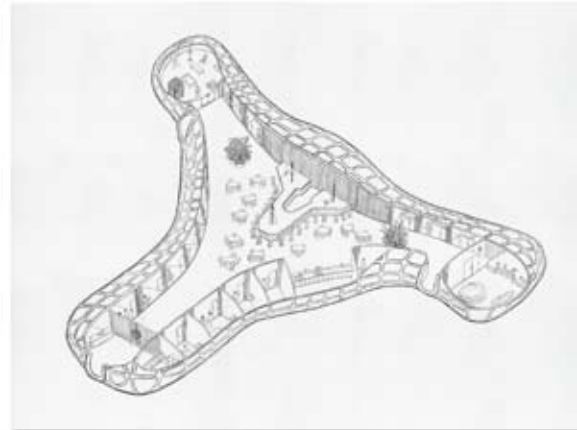
Ein-Sterne-Bordell / Lone-Star Brothel, 2005, 65 x 90 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas



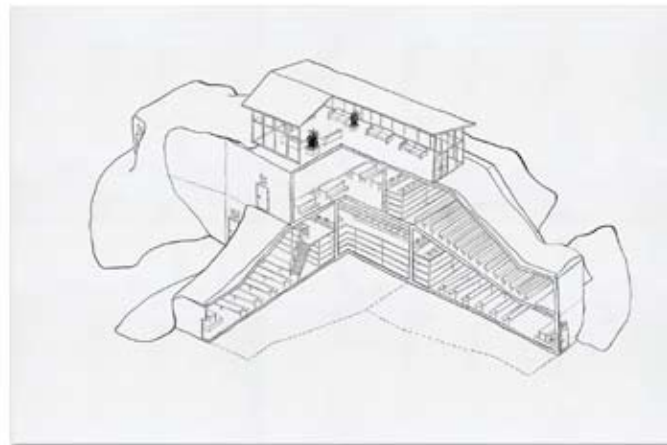
Zwei-Sterne-Bordell Unisex / 2-Star Brothel Unisex, 2005, 105 x 140 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas



Fünf-Sterne-Bordell für Männer / 5-Star Brothel for Males, 2005, 210 x 166 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas



Fünf-Sterne-Bordell für Männer, Schnitt / 5-Star Brothel for Males, cut-away view, 2005, 210 x 166 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas



Universität für Frauen, Schnitt / Female Slave University, cut-away view, 2005, 125 x 195 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas



Sklavin auf Bett / Female Slave on Bed, 2006, 58 x 83 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas



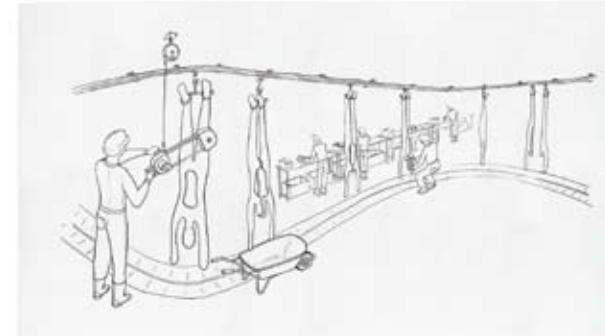
Arztpraxis / Doctor's Office, 2006, 80 x 106 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas



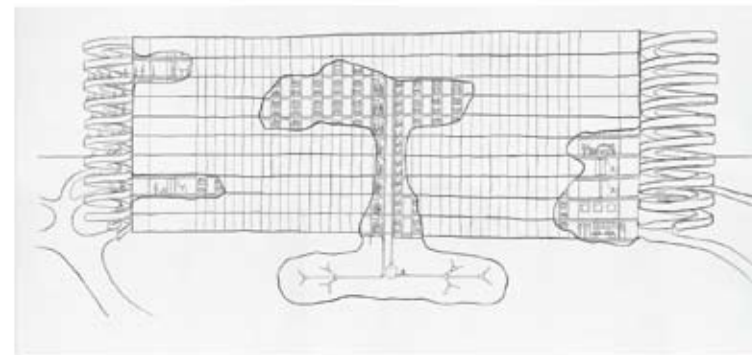
Zahnarzt / Dentist, 2006, 90 x 82 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas



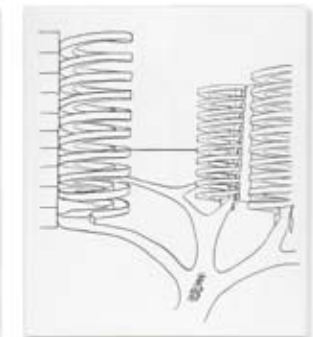
Abteilung für Transplantation / Transplant Department, 2006, 135 x 100 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas



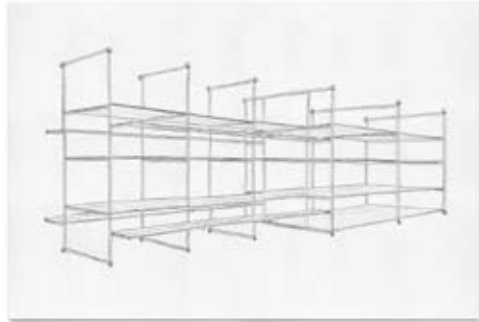
Küche / Kitchen, 2006, 185 x 110 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas



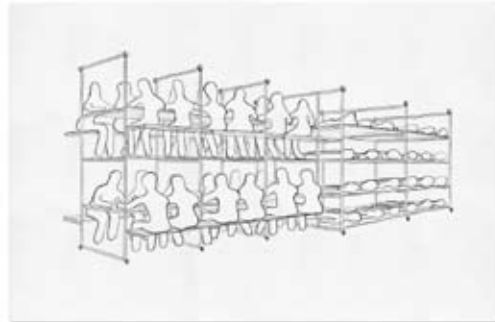
CallCenter, Schnitt / CallCenter, cut-away view, 2006, 116 x 258 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas



Eingang des CallCenters / Entrance of the CallCenter, 2006, 120 x 107 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas



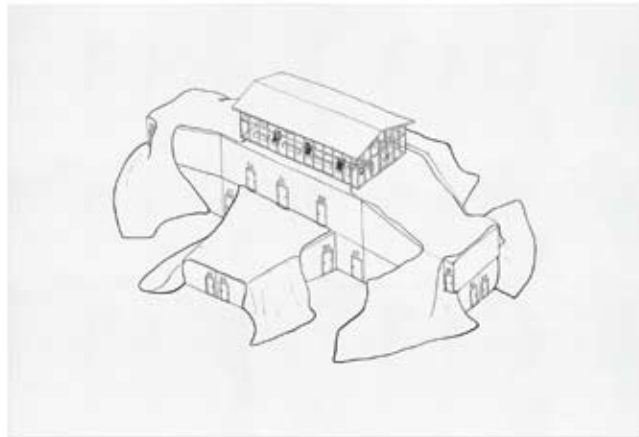
Schlaf- und Arbeitseinheit / SleepWork Unit, 2006, 100 x 155 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas



Schlaf- und Arbeitseinheit mit Sklaven / Sleep-Work Unit with Slaves, 2006, 100 x 155 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas



Duscheinheit / Shower Unit, 2006, 125 x 95 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas



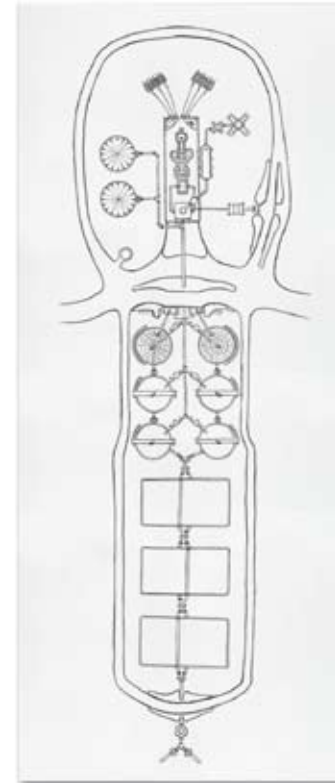
Universität für Frauen / Female Slave University, 2006, 140 x 195 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas



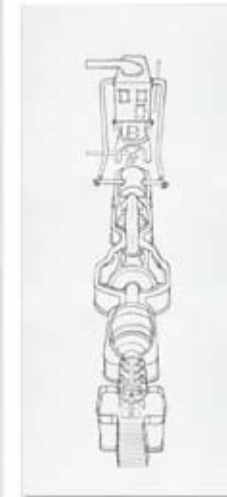
Biogas- und Wasseraufbereitungsanlage / Biogas and Water Treatment Plant, 2006, 106 x 209 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas



Toiletteneinheit / Toilet Unit, 2007, 115 x 95 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas



Energie- Biogas- und Wasseranlage / Energy, Biogas and Water Treatment Plant Plan, 2006, 220 x 90 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas



Turbine / Turbine, 2006, 180 x 60 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas



Drehbank / Lathe, 2006, 101 x 124 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas



Triebwerkanlage / Power Plant, 2006, 110 x 145 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas



Mühle / Mill, 2006, 77 x 78 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas



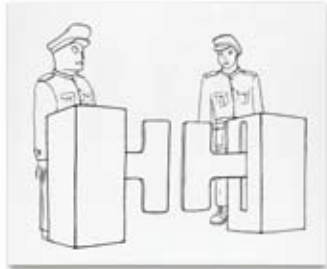
Buchhaltung / Bookkeeping, 2006, 98 x 121 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas



Familie / Family, 2006, 82 x 93 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas



Bewohner / Residents, 2006, 86 x 66 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas



Wächter / Guards, 2007, 83 x 97 cm,
Tusche auf Leinwand / ink on canvas



Rezeption / Reception Desk, 2007, 130 x 146 cm,
Tusche auf Leinwand / ink on canvas



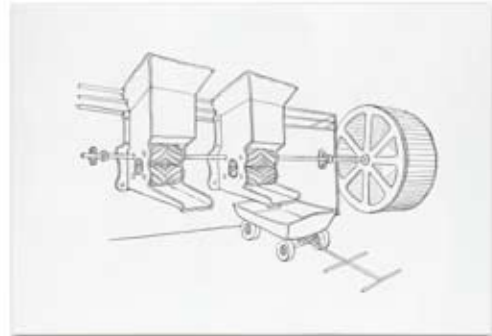
Wohnhäuser für Singles / Dwellings for Single Persons, 2007, 79 x 146 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas



Wohnhäuser für junge Paare / Dwelling for Young Couples, 2007, 72 x 127 cm,
Tusche auf Leinwand / ink on canvas



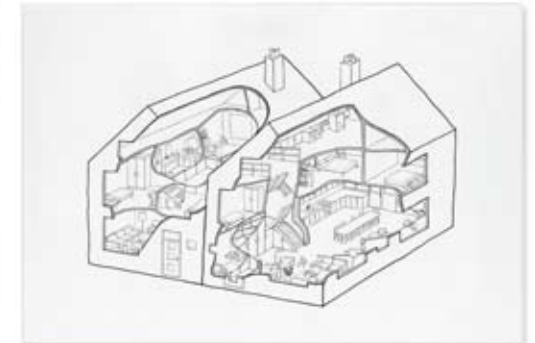
Die unsichtbare Hand / The Invisible Hand, 2007,
129 x 74 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas



Mühle / Grinder, 2007, 90 x 127 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas



Erweitertes Haus für große, übelriechende Familien / Extended House for Large Smelly Families, 2007, 111 x 157 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas



Erweitertes Haus für große, übelriechende Familien, Schnitt / Extended House for Large Smelly Families, cut-away view, 2007, 111 x 157 cm,
Tusche auf Leinwand / ink on canvas



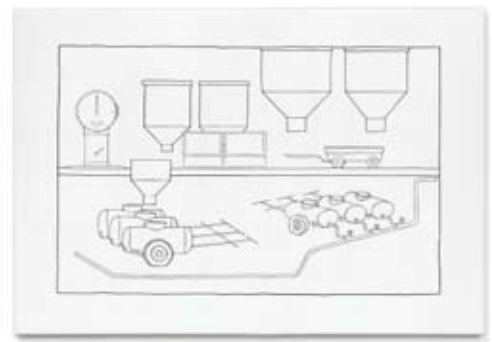
Karre mit Nahrung / Food Cart, 2006,
53 x 68 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas



Geschlachteter Mensch / Slaughtered Man, 2007, 130 x 61 cm,
Tusche auf Leinwand / ink on canvas



Der Fleischer / The Butcher, 2007, 97 x 88 cm,
Tusche auf Leinwand / ink on canvas



Sklavenküche / Slave Kitchen, 2006, 80 x 119 cm,
Tusche auf Leinwand / ink on canvas



Schutzmantelmadonna / Maria with Cape, 2008, 117 x 131 cm,
Tusche auf Leinwand / ink on canvas



Kreuzabnahme / Deposition from the Cross, 2007, 117 x 145 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas



Maria mit drei Kindern / Maria with 3 Children, 2007, 121 x 90 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas



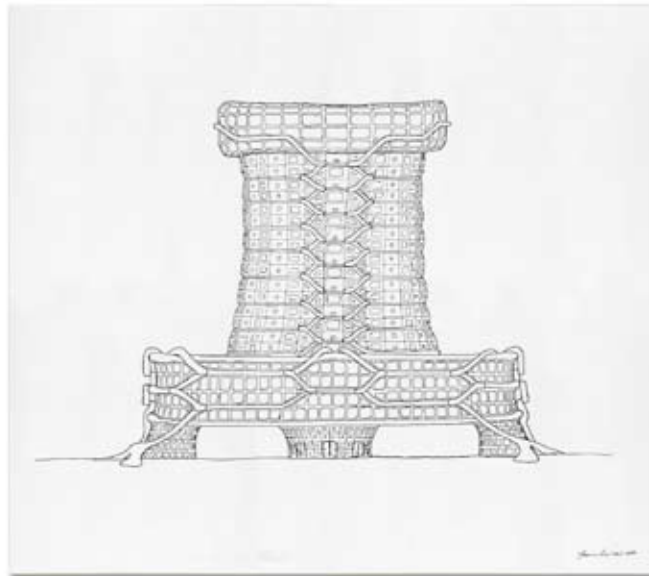
Johannes / Johannes, 2007,
56 x 91 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas



Geschäftsmänner / Business Men, 2007, 85 x 115 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas



Qualitätskontrolle / Quality Control, 2008, 82 x 73 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas



Das Einkaufszentrum / The Mall, 2007, 179 x 151 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas



Der Kurator / The Curator, 2007, 96 x 102 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas



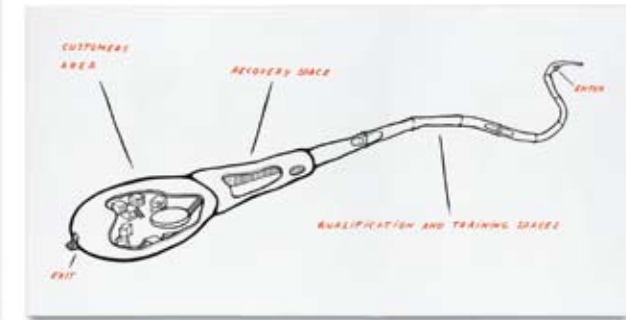
Drei-Sterne-Zahnarzt / 3-Star Dentist, 2007, 92 x 127 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas



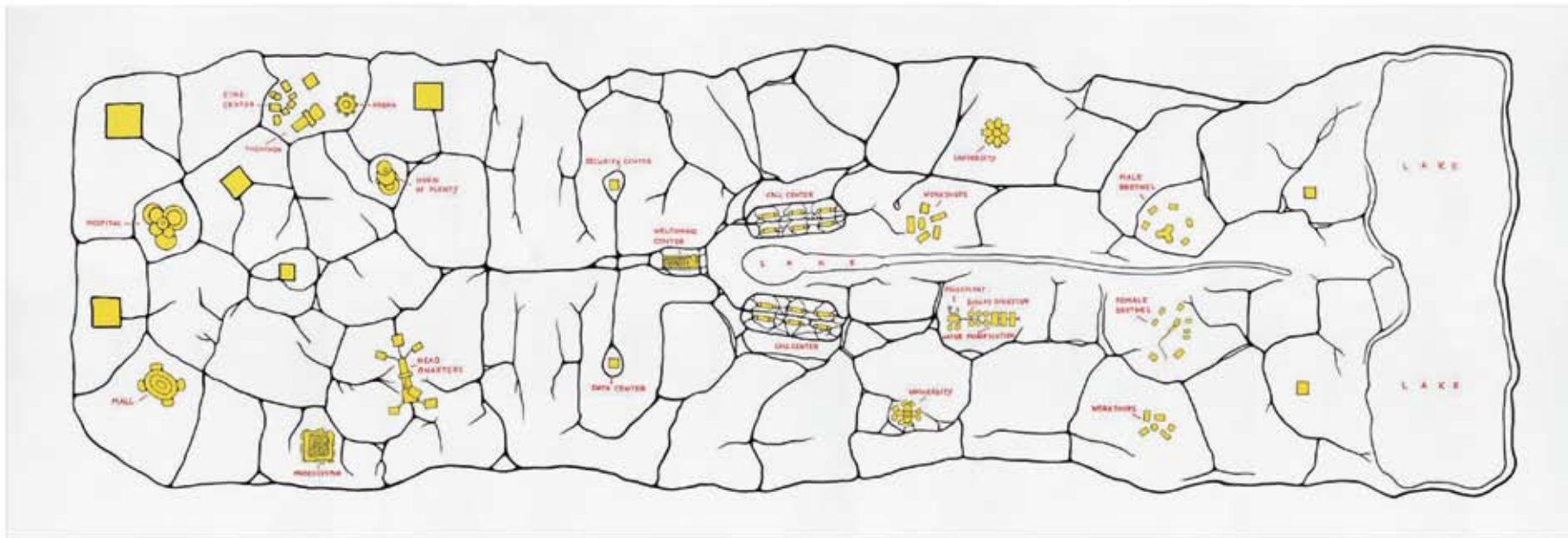
Fitness Test / Fitness Test, 2008, 122 x 132 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas



Wäscherei / Laundry, 2008, 125 x 110 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas



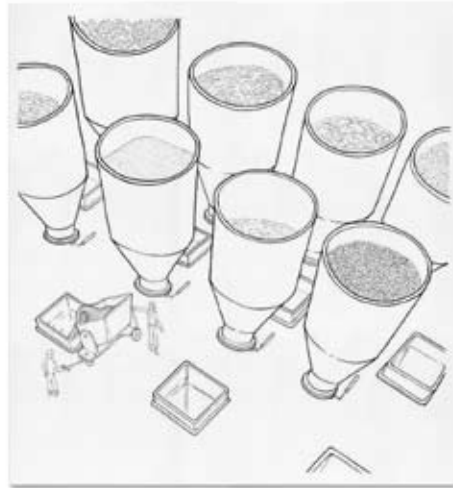
Fünf-Sterne-Bordell für Frauen / 5-Star Brothel for Women, 2008, 96 x 196 cm, Tusche und Acryl auf Leinwand / ink and acrylic on canvas



Stadtplan der "Stadt der Sklaven" / Urban Plan of SlaveCity, 2008, 3 Tafeln / 3 panels, jede / each 200 x 210 cm, Tusche und Acryl auf Leinwand / ink and acrylic on canvas



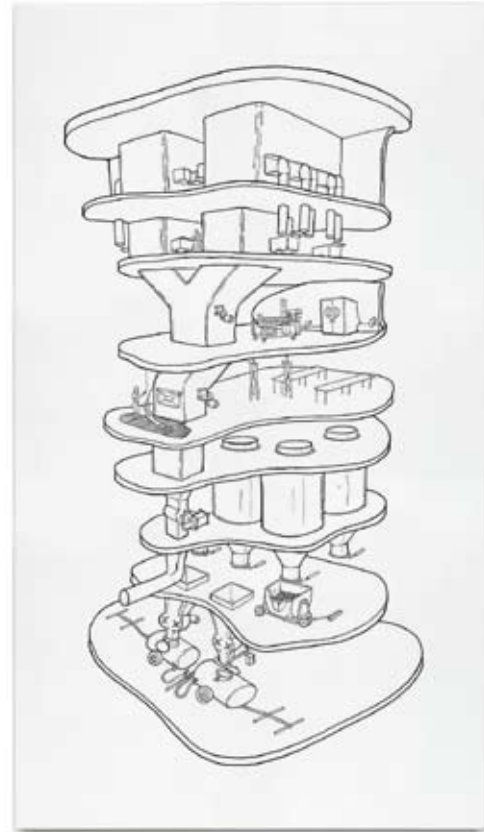
Fünf-Sterne-Bordell für Frauen, Schnitte / 5-Star Brothel for Women, cut-away views, 2008, 144 x 165 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas



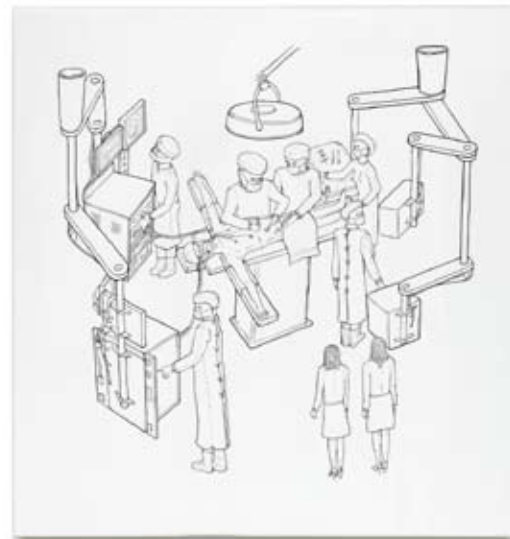
Der Koch / The Cook, 2008, 155 x 161 cm,
Tusche auf Leinwand / ink on canvas



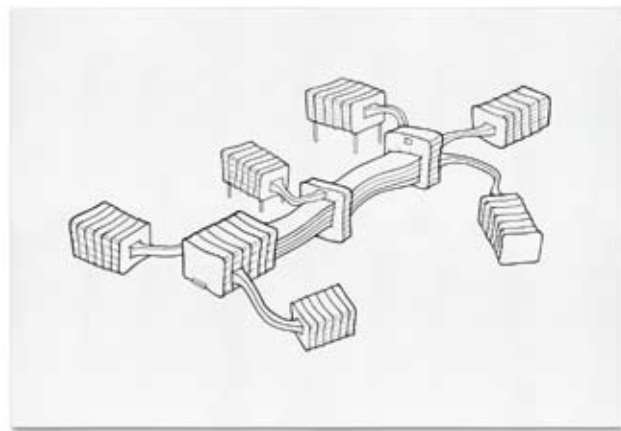
Selektor 1 / Selector 1,
2008, 125 x 79 cm, Tusche auf
Leinwand / ink on canvas



Selektor 2 / Selector 2, 2008, 260 x 150 cm, Tusche
auf Leinwand / ink on canvas



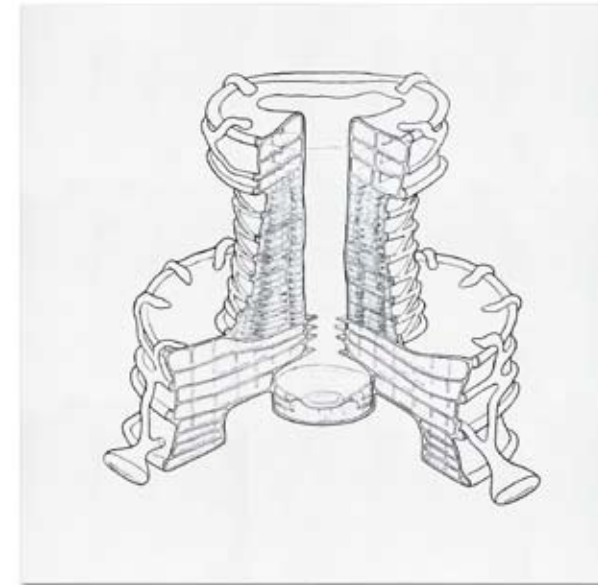
Operation / Operation, 2008, 172 x 180 cm, Tusche
auf Leinwand / ink on canvas



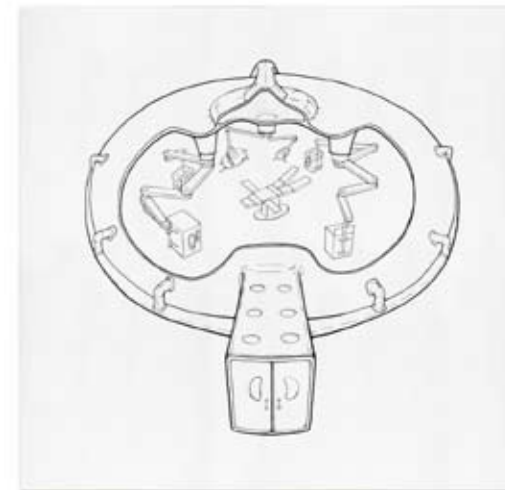
Hauptquartier / Headquarters, 2008, 133 x 196 cm, Tusche auf
Leinwand / ink on canvas



**Abteilung für
Herrenmode / Men's
Fashion Department**,
2008, 121 x 126 cm,
Tusche auf Leinwand /
ink on canvas



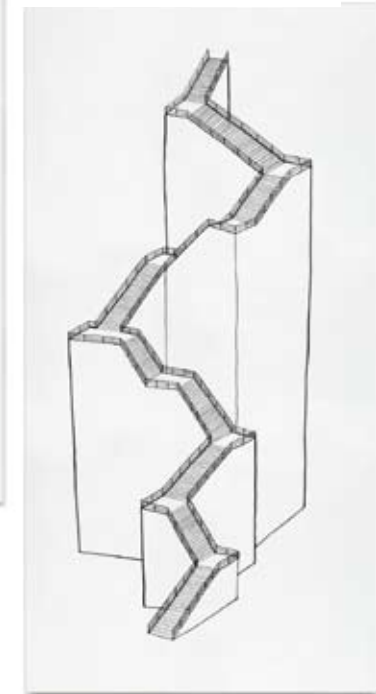
Das Einkaufszentrum, Schnitt / The Mall, cut-away view,
2008, 184 x 175 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas



Operationssaal / Operation Room, 2008,
155 x 160 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas



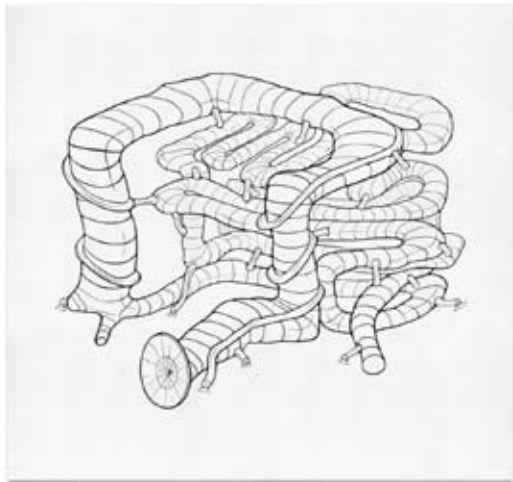
**Wellness /
Wellness**, 2006,
92 x 95 cm, Farbe
auf Leinwand / ink on
canvas



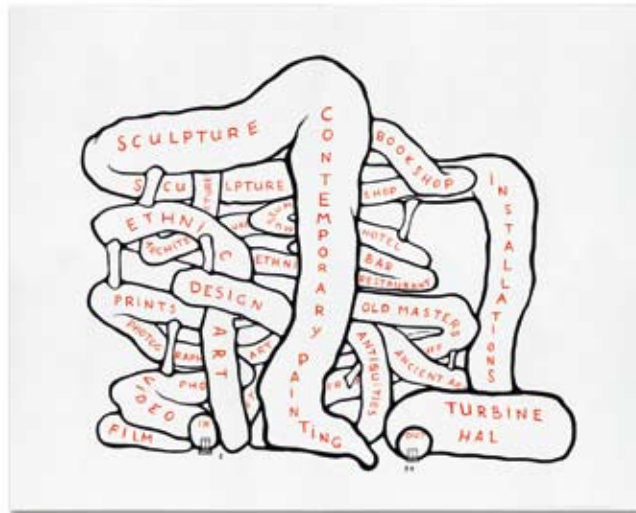
Leben / Life, 2008, 207 x 105 cm,
Farbe auf Leinwand / ink on canvas



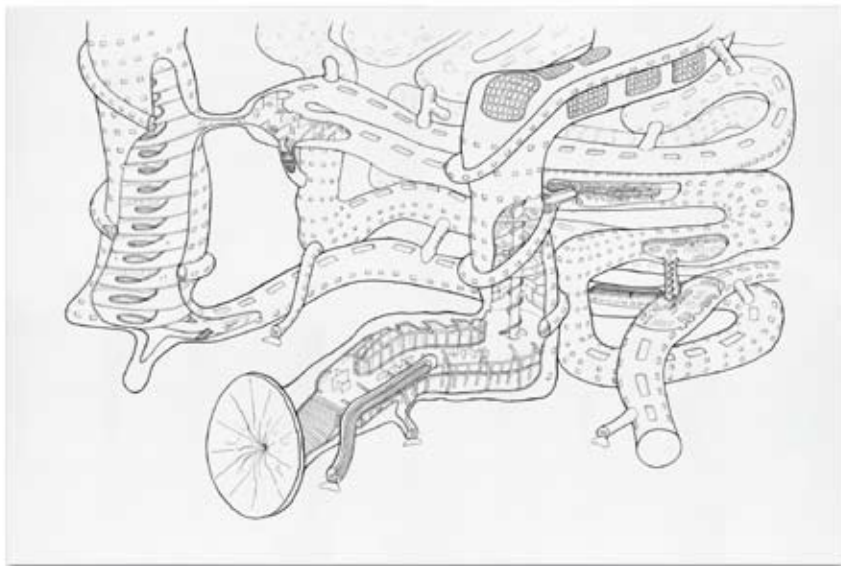
Drei-Sterne-Schwestern / 3-Star Nurses,
2006, 96 x 108 cm, Tusche auf Leinwand / ink on
canvas



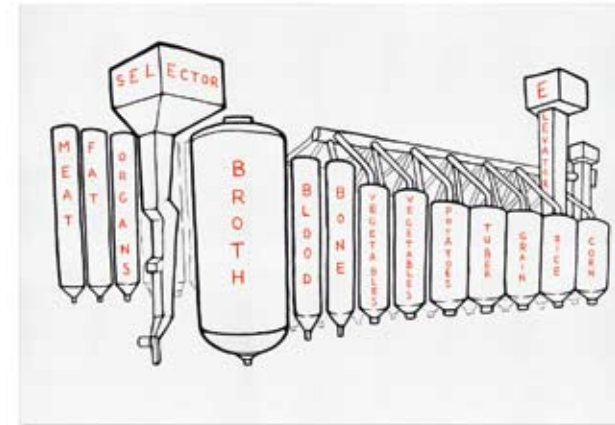
Gedärme-Museum / Museogestor, 2008, 163 x 148 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas



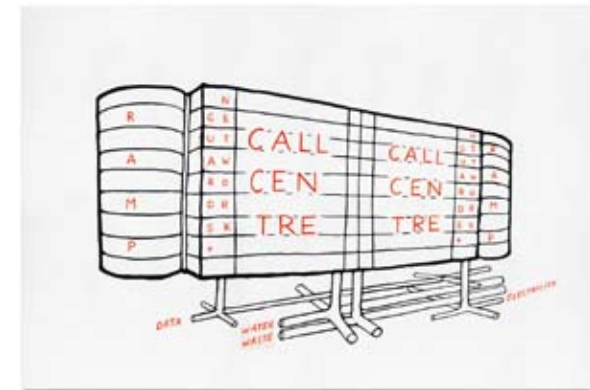
Gedärme-Museum, schematisch / Museogestor, schematic, 2008, 173 x 191 cm, Farbe und Acryl auf Leinwand / ink and acrylic on canvas



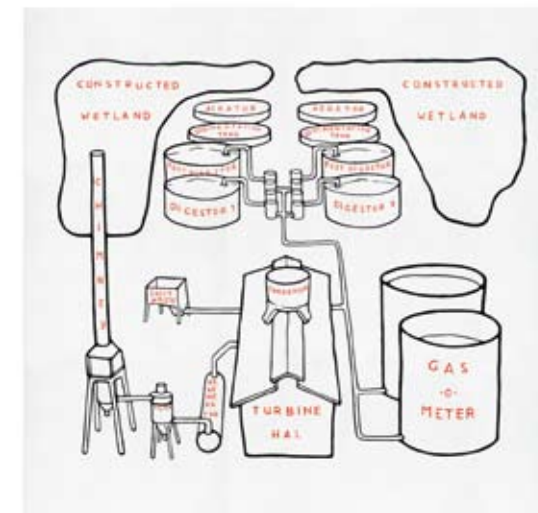
Gedärme-Museum, Schnitt / Museogestor, cut-away view, 2008, 238 x 175 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas



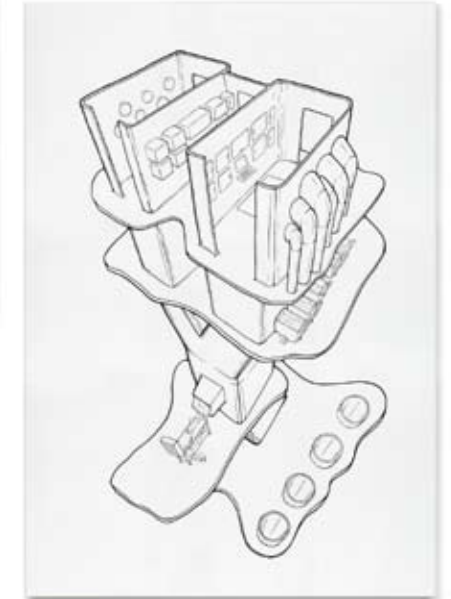
Empfangszentrum, schematisch / Welcoming Center, schematic, 2008, 141 x 200 cm, Farbe und Acryl auf Leinwand / ink and acrylic on canvas



CallCenter, schematisch / CallCenter, schematic, 2008, 128 x 198 cm, Farbe und Acryl auf Leinwand / ink and acrylic on canvas



Energie-, Biogas- und Wasseranlage, schematisch / Energy, Biogas and Water Treatment Plant, schematic, 2008, 165 x 190 cm, Farbe und Acryl auf Leinwand / ink and acrylic on canvas



Selektor 3 / Selector 3, 2008, 198 x 135 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas



Das Einkaufszentrum, schematisch / The Mall, schematic, 2008, 169 x 188 cm, Farbe und Acryl auf Leinwand / ink and acrylic on canvas

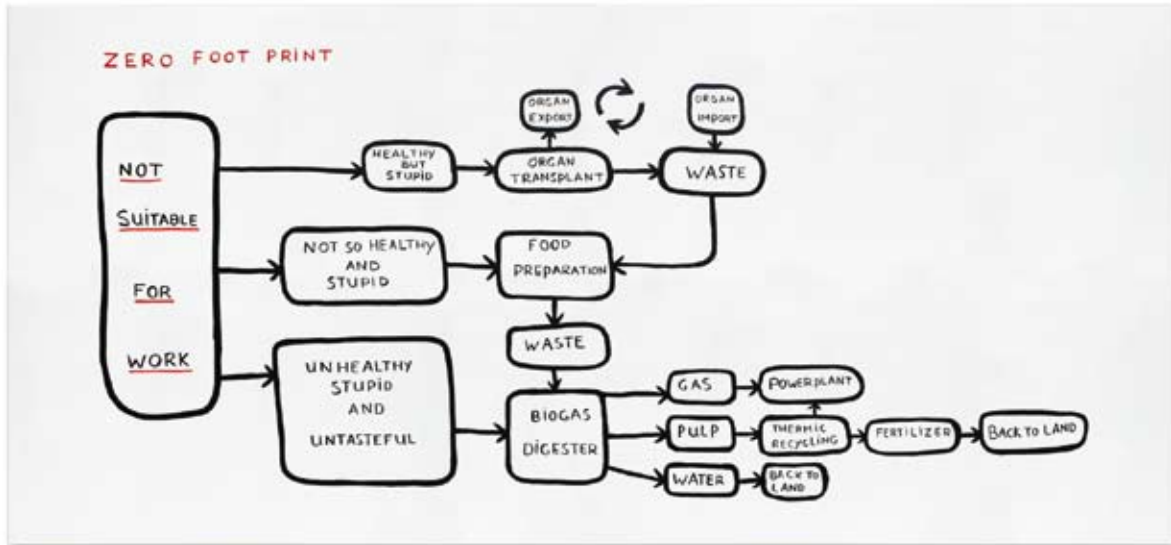
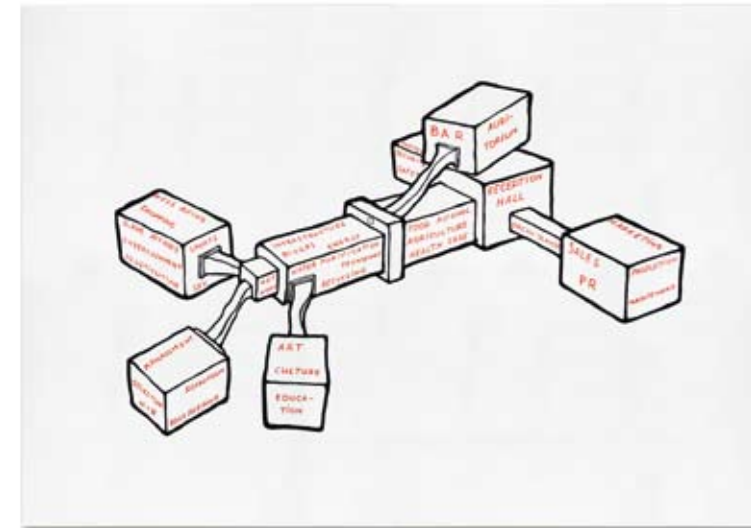
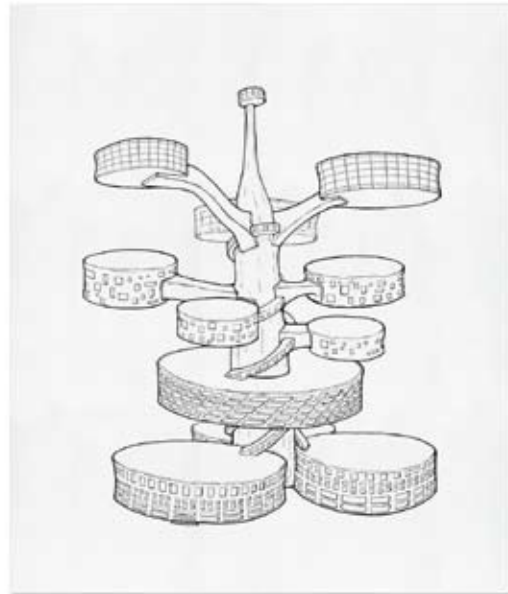


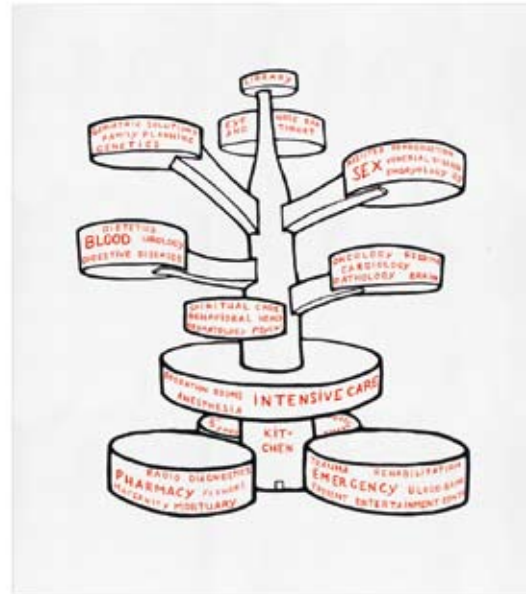
Diagramm Zero Footprint / Zero Footprint diagram, 2008, 173 x 346 cm, Farbe und Acryl auf Leinwand / ink and acrylic on canvas



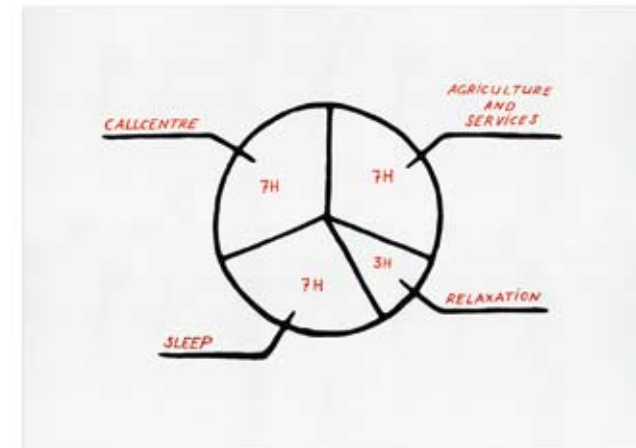
Hauptquartier, schematisch / Headquarters, schematic, 2008, 166 x 231 cm, Farbe und Acryl auf Leinwand / ink and acrylic on canvas



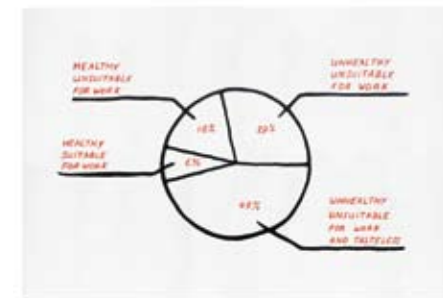
Krankenhaus / Hospital, 2008, 184 x 207 cm, Tusche auf Leinwand / ink on canvas



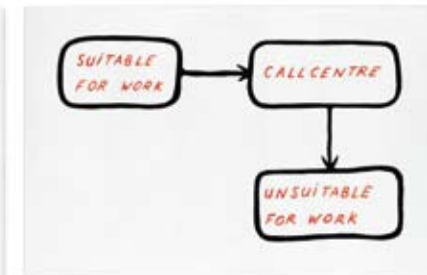
Krankenhaus, schematisch / Hospital, schematic, 2008, 185 x 163 cm, Farbe und Acryl auf Leinwand / ink and acrylic on canvas



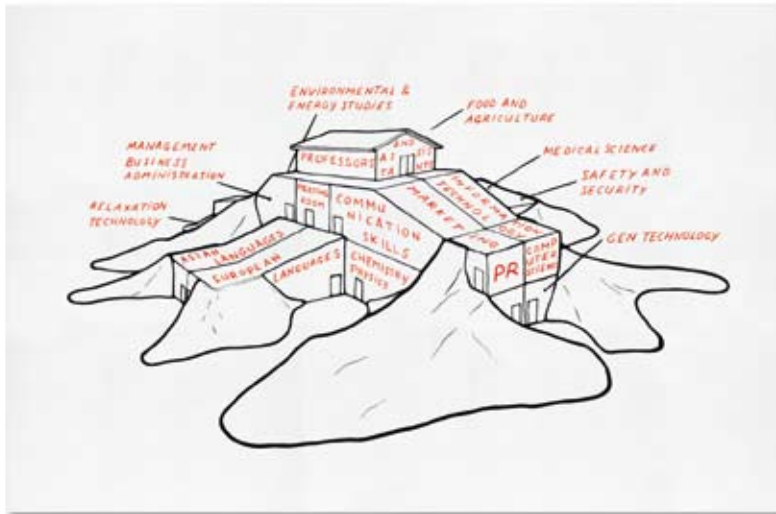
Tageseinteilung / Division of the Day, 2008, 137 x 91 cm, Farbe und Acryl auf Leinwand / ink and acrylic on canvas



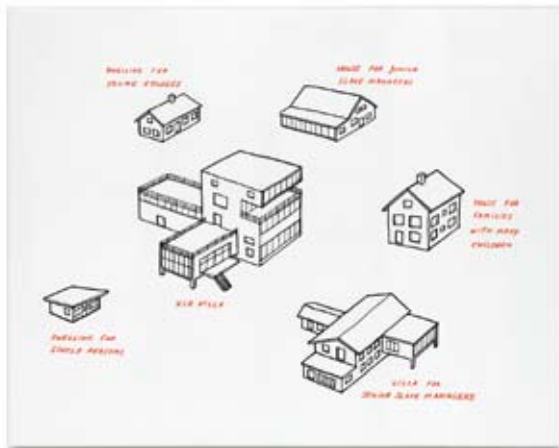
Tauglichkeit / Suitability, 2008, 92 x 142 cm, Farbe und Acryl auf Leinwand / ink and acrylic on canvas



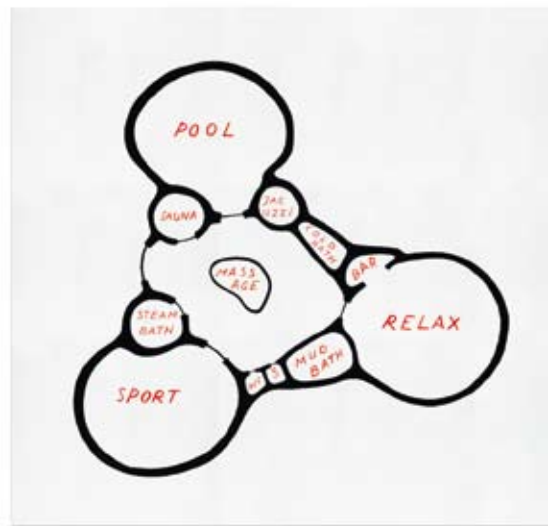
Tauglich und Untauglich / Un- and Suitable, 2008, 87 x 138 cm, Farbe und Acryl auf Leinwand / ink and acrylic on canvas



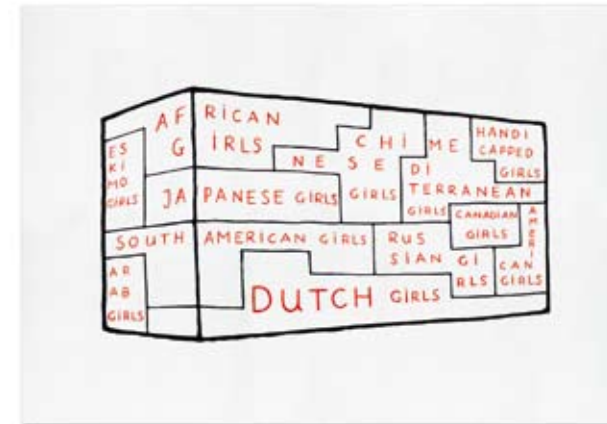
Universität für Frauen, schematisch / Female Slave University, schematic, 2008, 157 x 231 cm Farbe und Acryl auf Leinwand / ink and acrylic on canvas



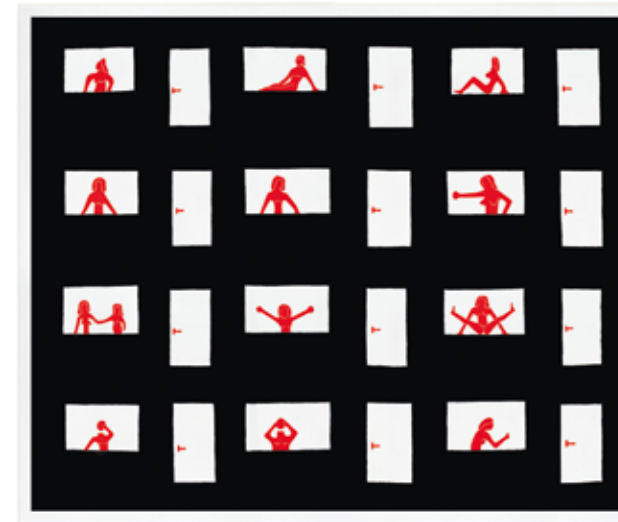
Wohnanlagen, schematisch / Housing, schematic, 2008, 140 x 178 cm Farbe und Acryl auf Leinwand / ink and acrylic on canvas



Wellness Center, schematisch / Wellness Center, schematic, 2008, 167 x 157 cm Farbe und Acryl auf Leinwand / ink and acrylic on canvas



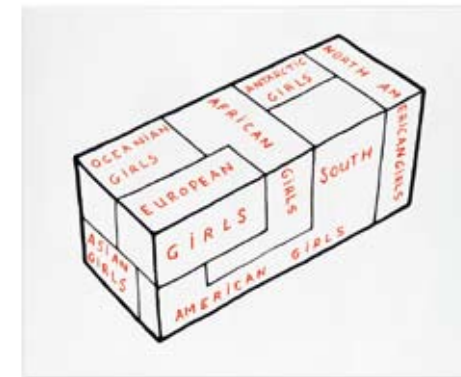
Mädchen, schematisch / Girls, schematic, 2008, 127 x 191 cm, Farbe und Acryl auf Leinwand / ink and acrylic on canvas



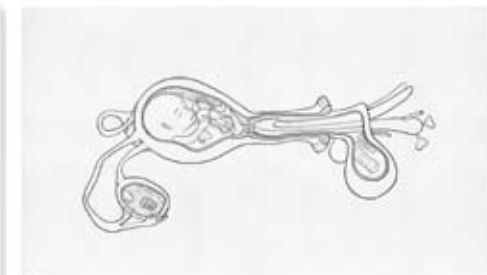
Mädchen / Girls, 2008, 163 x 134 cm, Farbe und Acryl auf Leinwand / ink and acrylic on canvas



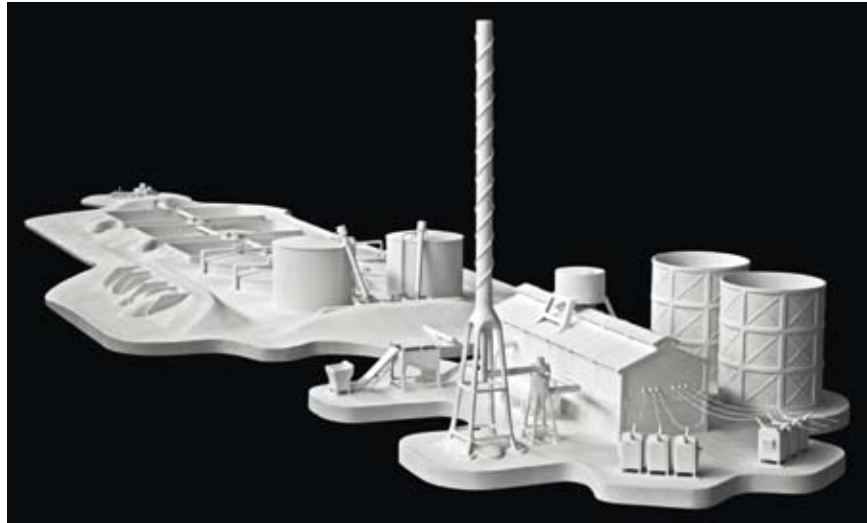
Bordell für Männer, schematisch / Male brothel, schematic, 2008, 118 x 164 cm, Farbe und Acryl auf Leinwand / ink and acrylic on canvas



Transkontinental / Transcontinental, 2008, 121 x 148 cm, Farbe und Acryl auf Leinwand / ink and acrylic on canvas



Pappa Mamma / Pappa Mamma, 2008, 72,5 x 125 cm, Farbe und Acryl auf Leinwand / ink and acrylic on canvas



Triebwerkanlage / Power Plant, 2007, 590 x 190 x 237 cm, Schaumstoff, Plastik, Stahlrahmen / foam, plastic, steel frame



Biogas-Anlage, offene Ansicht / Biogas Installation, open view, 2007, 79 x 58 x 34 cm, Plastik, Metall / plastic, metal



Das Einkaufszentrum / The Mall, 2008, 250 x 210 x 237 cm, Holz, Schaumstoff, Polyester / wood, foam, polyester



Das Einkaufszentrum von Babel / The Mall of Babel, 2008, 250 x 210 x 237 cm, Holz, Schaumstoff, Polyester / wood, foam, polyester



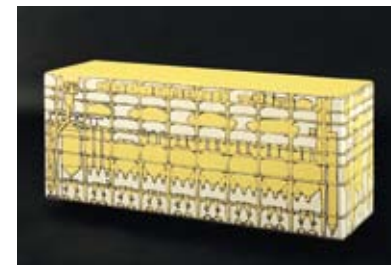
CallCenter – Verbund / Linked CallCenter Units, 2008, 595 x 85 x 130 cm, Stahl, Plastik, Polyester / steel, plastic, polyester



CallCenter Solitair / CallCenter Unit stand alone, 2008, 210 x 90 x 125 cm, Stahl, Holz, Fiberglas, Gips / steel, wood, fibreglass, plaster



Modell Gedärme-Museum / Model Museogeoter, 2008, 110 x 100 x 155 cm, Schaumstoff, Fiberglass / foam, fibreglass



Empfangszentrum / Welcoming Center, 2007, 115 x 37 x 49 cm, Holz, Polyester, Farbe / wood, polyester, paint



Universität für Sklavinnen / Female Slave University, 2006, 520 x 450 x 150 cm, Karton, Polyester, Holz, Stoff / cardboard, polyester, wood, textile



Universität für Sklaven / Male Slave University, 2007, 490 x 190 x 110 cm, Karton, Holz, Beleuchtung / cardboard, wood, light



Hauptquartier / Headquarters, 2008, 750 x 46 x 160 cm, Schaumstoff, Fiberglass / foam, fibreglass



Modell des Frauenbordells auf Sockel / Model Female Brothel on stand, 2006, 107 x 84 x 100 cm, Schaumstoff, Polyester, Plastik / foam, polyester, plastic



Modell des Frauenbordells auf Sockel / Model Female Brothel on pedestal, 2006, 107 x 84 x 100 cm, Polyester, Plastik / polyester, plastic



Hospital auf Sockel / Hospital on Stand, 2006, 77 x 77 x 187 cm, Stahl, Fiberglas, Polyester / steel, fibreglass, polyester



Modell der Universität für Männer / Model Male University, 2007, 50 x 50 x 20 cm, Stahl, Gips, Farbe / steel, plaster, paint



Biogas Anlage / Biogas Installation, 2007, 50 x 95 x 125 cm, Schaum, Plastik / foam, plastic



Generator / Generator, 2007, 122 x 35 x 10 cm, Schaumstoff, Gips / foam, plaster



Modell des Männerbordells / Model Male Brothel, 2006, 92 x 64 x 91 cm, Gips, Polyester, Farbe / plaster, polyester, paint



Der Globus / The Globe, 2007, 141 x 141 x 141 cm, Fiberglas, Stahlkabel, Motor / fibreglass, steelcable, engine



Wasserturm / Watertower, 2006, 65 x 65 x 192 cm, Polyester, Farbe / polyester, paint



Hauptquartier als Beistelltisch / Headquarters Coffee Table, 2007, 200 x 98 x 70 cm, Stahl, Schaumstoff, Polyester / steel, foam, polyester



Luxuriöses Frauenbordell mit offener Ansicht / Luxury Female Brothel cut-away, 2007, 213 x 34 x 6 cm, Fiberglas, Gips, Stahl / fibreglass, plaster, steel



Krankenhaus auf Beistelltisch / Hospital on Coffee Table, 2007, 150 x 60 x 60 cm, Holz, Polyester, Leder, Champagner / wood, polyester, leather, champagne



Modell der Universität für Frauen auf Sockel / Model Female University on stand, 2006, 74 x 255 x 108 cm, Ton, Stahl, Farbe / clay, steel, paint



Kreislauf der Gasanlage auf Sockel / Gascircuit on Pedestal, 2007, 212 x 93 x 198 cm, Schaumstoff, Gips / foam, plaster



Module des Mini-Bordells (Varianten) / Mini Modular Brothels (variations), 2005 - 2008,
 Verschiedene Masse / different sizes / Holz, Stahl, Ton, Stoff / wood, steel, clay, textile



Modulares Mini-Bordell, 20 Einheiten / Mini Modular Brothel 20 Units, 2006, 80 x 67 x 189 cm, Holz, Stahl, Stoff / wood, steel, textile



Mini-Bordell, lebensgroß / Mini Brothel Life Size, 2006, 328 x 280 x 300 cm, Holz, Keramik / wood, ceramics



CallCenter Units, Arbeits- und Schlafeinheiten / CallCenter Units, Worksleep Unit, 2006, 1400 x 1200 x 480 cm, Gesamtinstallation / total installation



CallCenter Units, Dusch-Einheiten / CallCenter Units, Shower Unit, 2006, 1400 x 1200 x 480 cm, Gesamtinstallation / total installation



Fünf verbundene Schlaf- und Wascheinheiten (1x5) / Linked SleepSanitary 5 Units (1x5), 2007, 153 x 71 x 37 cm, Stahl, Holz / steel, wood



Modell einer Arbeits- und Schlafeinheit mit Puppen / Model Work Sleep Unit with Puppets, 2006, 70 x 17 x 25 cm, Stahl, Ton, Holz / steel, clay, wood



Modell der Duscheinheit mit Puppen / Model Shower Unit with Puppets, 2006, 70 x 25 x 25 cm, Stahl, Holz / steel, wood



Sechs CallCenter Einheiten (3x2) / CallCenter 6 Units (3x2), 2007, 87 x 73 x 56 cm, Holz, Stahl / wood, steel



Modell der Toiletteneinheit mit Puppen / Model Sanitary Unit with Puppets, 2006, 70 x 17 x 25 cm, Stahl, Ton, Holz / steel, clay, wood



CallCenter Arbeitseinheit / CallCenter Unit worksleep, 2006, 70 x 17 x 25 cm, Holz, Stahl / wood, steel



Schlaf- und Hygieneinheit / Sleep Sanitary Unit, 2006, 67 x 47 x 34 cm, Holz, Stoff / wood, textile



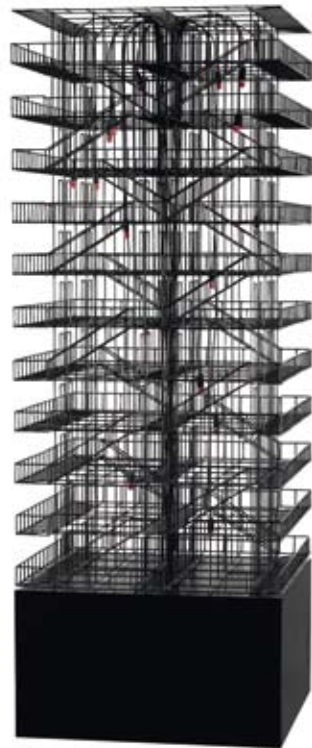
CallCenter Duscheinheit / CallCenter Shower Unit, 2006, 71 x 23 x 31 cm, Stahl / steel



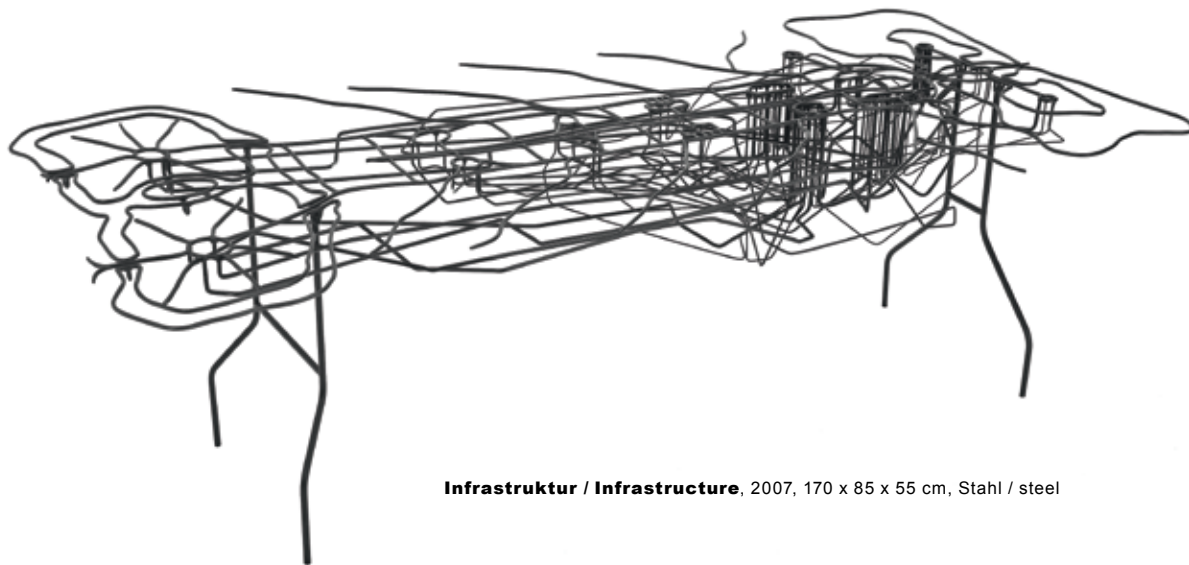
Arbeits- und Wohneinheit / Workliving Unit, 2006, 212 x 850 x 300 cm, Holz, Stahl / wood, steel



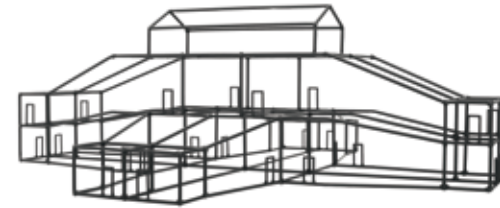
**Minimal Stahlmodell mit roten Lichtern /
Minimal Steel with Red Lights**, 2006, 107 x
107 x 205 cm, Stahl, Beleuchtung / steel, lights



**Minimal Stahlmodell mit roten Lichtern /
Minimal Steel with Red Lights**, 2008, 107 x
107 x 290 cm, Stahl, Beleuchtung / steel, lights



Infrastruktur / Infrastructure, 2007, 170 x 85 x 55 cm, Stahl / steel



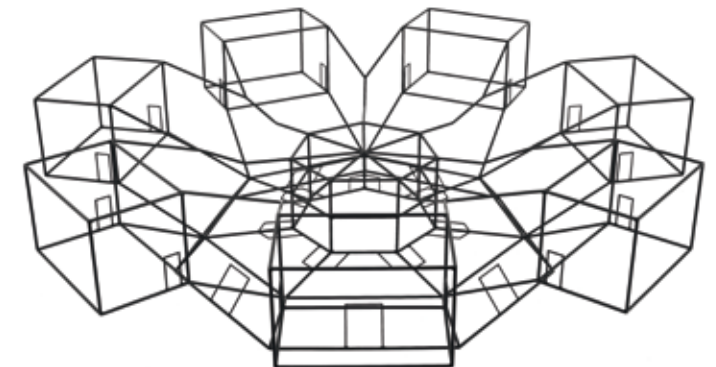
**Minimal Stahlmodell der Universität für
Frauen / Minimal Steel Female University**,
2007, 100 x 85 x 33 cm, Stahl, Holz / steel, wood



Empfangszentrum / Welcoming Center, 2007,
200 x 68 x 185 cm, Stahl, Holz, Farbe / steel, wood, paint



**Callcenter 6 Einheiten (2x3) / CallCenter
6 Units (2x3)**, 2007, 71 x 53 x 170 cm, Holz,
Stahl / wood, steel



**Minimal Stahlmodell der Universität für Männer / Minimal Steel
Male University**, 2007, 243 x 243 x 63 cm, Stahl, Holz / steel, wood



Rohr- und Kabelnetzwerk / Network Pipes & Cables, 2008, 130 x 54 x 45 cm, Stahl / steel



BarRectum, Museum Folkwang, April 2008

BIBLIOGRAFIE / BIBLIOGRAPHY

Monografien und Ausstellungskataloge / Monographs and Exhibition Catalogues

- SlaveCity**, Joep van Lieshout interviewed by Winy Maas, London: Albion Gallery, 2008.
- Atelier Van Lieshout**, with texts by Danilo Escher, Cloe Piccoli, Massimiliano Maccari, MACRO, Rome 2007.
- Atelier Van Lieshout**, with texts by Jennifer Allen, Aaron Betsky, Rudi Laermans, Wouter Vanstiphout, Rotterdam: NAI Publishers, 2007.
- Atelier Van Lieshout. Der Disziplinator**, with texts by Peter Noever, Elisabeth Schweeger, Bettina Busse, Österreichisches Museum für angewandte Kunst, Vienna 2005.
- Atelier Van Lieshout**, with texts by Alexandra Midal, Paul Rauchs, Luxemburg: Beaumontpublic, 2005.
- Sportopia**, with a text by Jennifer Allen, Lyon: Le Retangle, 2003.
- Franchise**, with a text by Jennifer Allen, Openluchtmuseum Middelheim, Antwerp 2002.
- Atelier Van Lieshout**, with texts by Jennifer Allen, Camden Arts Centre, London 2002.
- Atelier Van Lieshout. XXV Bienal de São Paulo 2002. Representation for the Netherlands**, edited by Jennifer Allen, Amsterdam: Mondriaan Foundation, 2002.
- Atelier Van Lieshout. Schwarzes und graues Wasser**, with texts by R. Fuchs, J. Allen, BAWAG-Foundation, Vienna 2001.
- Atelier Van Lieshout: A Supplement**, with texts by von M. A. Miller, D. Hickey, J. Dellinger, Contemporary Arts Museum, Tampa 1999.
- Atelier Van Lieshout – The Good, The Bad & The Ugly** (English edition) / **Le Bon, La Brute & Le Truand** (French edition) / **The Good, The Bad & The Ugly** (German edition). Migros Museum für Gegenwartskunst Zurich 1999, edited by P.J. Hoefnagels, M.J. Noordervliet, B.O. Lootsma, Toulouse/Rotterdam: Les Abattoirs, 1998.
- Atelier Van Lieshout – A Manual**, with texts by Joep van Lieshout, B. Lootsma, P. de Jonge, Kölnischer Kunstverein/Cologne, Museum Boijmans Van Beuningen/Rotterdam, Ostfildern: Cantz Verlag, 1997.
- Atelier Van Lieshout 1993-1995**, Atelier Van Lieshout, Rotterdam 1995.
- 3000 Prefabricated Sanitary units for Application in Mobile-Homes**, Atelier Van Lieshout, Rotterdam 1992.
- Collection 1991**, Atelier Van Lieshout, Rotterdam 1991.
- Joep van Lieshout: beelden / sculpture**, Museum Boijmans van Beuningen, Rotterdam 1990.

Kataloge von Gruppenausstellungen / Catalogues of Group Exhibitions

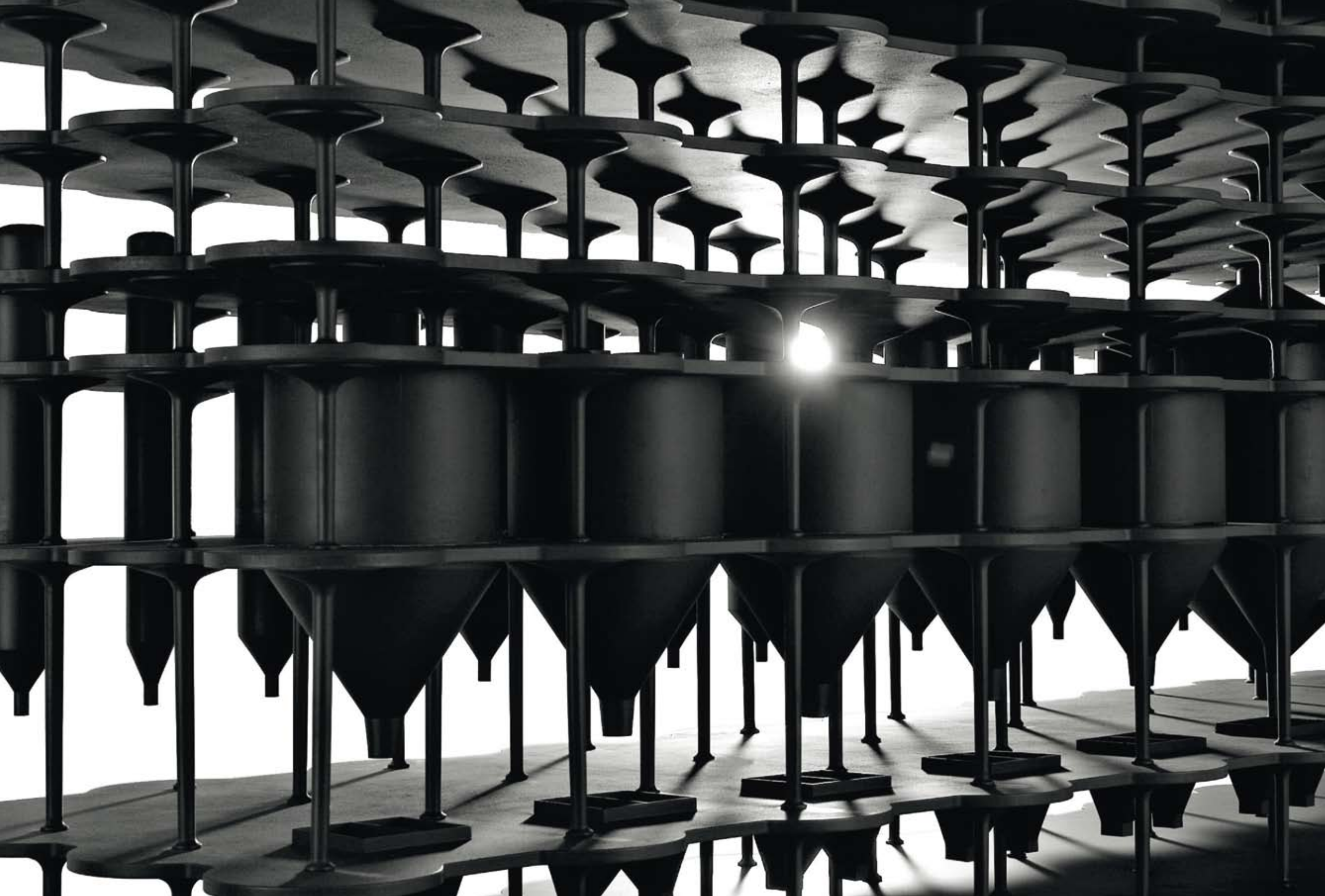
- Eyes wide open: aanwinsten / acquisitions Stedelijk Museum & The Monique Zajfen Collection**, Stedelijk Museum, Amsterdam 2008.
- Bodypoliticx**, Witte de With Rotterdam, Rotterdam 2007.
- Tatort Paderborn – Irdische Macht und Himmlische Mächte**, Städtische Galerie am Abdinghof, Paderborn 2007.
- Design contre Design. Deux siècles de créations**, edited by Jean-Louis Gaillemin, Galeries Nationales du Grand Palais, Paris 2007.
- Leibesübungen. Vom Tun und Lassen in der Kunst**, edited by Annett Reckert and Werner Meyer, Kunsthalle Göppingen, Göppingen 2007.
- Figura humana y abstracción**, Museum Würth La Rioja, 2007.
- Cities: People, Society, Architecture: 10th International Architecture Exhibition**, edited by Richard Burdett, Biennale di Venezia 2006, New York: Rizzoli Publications, 2006.
- 6th Shanghai Biennale: Hyper design**, edited by Zengxian Fang and Jiang Xu, Museum of Contemporary Art (Shanghai Art Museum), Shanghai 2006.
- Arts: Le Havre 2006: biennale d'art contemporain**, edited by Claude Gosselin, Ghent: Snoeck Publishers, 2006.
- Mapping the studio**, Stedelijk Museum, Amsterdam 2006.
- Science and Fiction**, Volkswagen-Stiftung, Hanover 2003, Miraikan Museum (National Museum of Emerging Science and Innovation), Tokyo 2005, Berlin 2003

- Schöner Wohnen**, edited by Ronny Gobyn, Moritz Küng (et al.), BE-PART Platform voor actuele kunst 2005, Waregem 2005.
- Olandu Biuras**, Contemporary Art Centre, Vilnius 2004, Vilnius (Litauen / Latvia) 2006.
- Candyland Zoo**, Herbert Read Gallery - Kent Institute of Art and Design, Canterbury, Kent 2004.
- Cultural Affairs. Heimweg**, Galerie Zink & Gegner, Munich 2004; Galerie Martin Kudlek, Cologne 2004, Nuremberg: Verlag für moderne Kunst, 2004.
- No Art = No City, Stadtutopien in der zeitgenössischen Kunst. Urban Utopias in Contemporary Art**, edited by Florian Matzner (et al.), Städtische Galerie im Buntentor, Bremen 2003, Ostfildern-Ruit: Hatje Cantz, 2003.
- In or Out – Dutch Contemporary Art 2003**, National Museum of Contemporary Art Seoul, Seoul: Yellow Sea Publications, 2003.
- The Ideal City: 2nd Valencia Biennale**, Valencia 2003.
- Dreams and Conflicts: The Dictatorship of the Viewer – The 50th International Art Exhibition – La Biennale Di Venezia**, edited by Robert Storr, Venezia 2003.
- Micropolitics. Art and Everyday Life (2001-1968)**, Espai d'Art Contemporani, Castellón 2003.
- Biennale of Sydney: (The World May Be) Fantasti**, edited by Ewen McDonald, Sydney 2002.
- 25a Bienal Internacional de São Paulo – Iconografías Metropolitanas**, Fundação de São Paulo, São Paulo 2002.
- Plug In. Einheit und Mobilität**, edited by Ortrud Westheider and Markus Heinzmann, Westfälisches Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte, Münster 2001.
- Micropolitiques**, Le Magasin – Centre National d'art Contemporain de Grenoble, Grenoble 2000.
- The Campaign Against Living Miserably**, Royal College of Art, London 1998.
- Skulptur. Projekte in Münster 1997**, edited by Florian Matzner (et al.), Westfälisches Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte, Münster 1997.
- Deep in the woods (De Muze als Motor, Beeldende kunst in Brabant, 1945-1996)**, De Pont Foundation, Tilburg 1996.

Aufsätze / Essays

- Albtraum der Effizienz. Atelier Van Lieshout: SlaveCity 2006*, in: **Archithese**, November-December 2006, N° 6, p. 34-37.
- Allen, Jennifer.: *Up the organization*, in: **Artforum**, April 2001, p. 104-111.
- Ankerman, K.: *Kunstenaar-aannemer. De wondere wereld van Joep van Lieshout cs*, in: **Het Financieel Dagblad**, 27th November 1999.
- Barth, S.: *Einstein trifft Frankenstein*, in: **Neue Presse**, 14th December 2002.
- Bates, Anna: *A skull shaped spa*, in: **ICON-magazine**, August 2007, Issue 50.
- Bavo; Groys, Boris; Lesage, Dieter; Monroe, Alexei; Obrist, Hans-Ulrich: *Cultural Activism Today. The Art of Over – Identification*, Rotterdam 2007.
- Beekman, Bor: *Ik vind polygamie gewoon leuker*, in: **Volkskrant Magazine**, 3th February 2007, N° 355, p. 8-12.
- Bermejo, Rafael Fernández: *Atelier Van Lieshout. La Estética del morbo*, in: **Diseno Interior**, September 2007, N° 182, p. 136-146.
- Bianchi Pia: *Lavori di Gruppo*, in: **Elle**, April 2006, p. 333-334.
- Bierens, C.: *Joep van Lieshout*, in: **Het Grote Gedicht, Nederlandse Beeldhouwkunst 1945-1994**, Gent 1994.
- Blackwell, Adrian: *Dutch Retreat* in: **Canadian Architect**, April 2004, p. 38.
- Bokern, Anneke: *Nasszellen in Amsterdam*, in: **Baumeister**, April 2005, N° 4, p. 46-53.
- Bokern, Anneke: *Bedtime Stories*, in: **Frame**, January - February 2005, p. 110-119.
- Bokern, A.: *Nichts geht mehr. Joep van Lieshouts Freistaat muss schließen*, in: **Kunstzeitung**, July 2002, N° 71.
- Bronwasser, Sacha.: *Joepiedepoepe*, in: **De Volkskrant**, 5th December 2002.
- Calhoun, Dave: *Joep van Lieshouts independant state of AVL – Ville. Rules out for summer*, in: **Dazed**, August 2001, p. 100-103.
- Chaowakul, Piupong: *State of the Art*, in: **Art 4D**, March 2006, p. 82-88.
- Choy, Yoko: *Joep van Lieshout. Cultfigure*, in: **The Outlook Magazine**, June 2006, Issue 50, p. 116-119.

- Coeleweij, L.: *The art of exhibiting: the exhibition as art: Joep van Lieshout*, in: **Metropolis**, M 1, 1991, p. 30-31.
- Daily, Meghan: *In the studio. Joep van Lieshout*, in: **Art and Auction**, April 2008.
- De Brouwer, H.: *Interpolis: na de kantoortuin het clubhuis*, in: **Algemeen Dagblad**, 7th February 2003.
- Demeester, A.: *Beyond revolution and romanticism*, in: **Janus**, 2003.
- Depont P.: *Pionieren op de vuilnisbelt*, in: **Volkskrant Magazine**, 16th September 2000, N° 35.
- Deuter, Ulrich: *Slave New World. J. van Lieshout stelt uns in Essen die Zukunft quer*, in: **K. West**, June 2008, N° 6, p. 10.
- Dirks, Bart: *Op zoek naar de utopie van vuilaard Boon*, in: **de Volkskrant**, 12th January 2004.
- Duchlelet Hamez, Ch.: *Lille 2004. Un bus qui eveille les sens*, in: **L'indicateur**, 30th January 2004.
- Engler, Martin: *Party im Pfadfinderlager*, in: **Frankfurter Allgemeine Zeitung**, 15th April 1999.
- Fairs, Marcus: *A family doctor with an interest in art*, in: **ICON**, January 2005, Issue 19, p. 34.
- Ferrara, Annette.: *GOING DUTCH, talking shit with Joep van Lieshout* in: **Ten by Ten Magazine**, 2004, Volume 3, N° 1, p. 26-29.
- Filipe, R.: *Nao é favela ... é arte !*, in: **Arquitectura e Vida**, 2004, N° 47, p. 82-84.
- Floor, M.: *Te koop: Rotterdamse kunstkolonie*, in: **Rotterdams Dagblad**, 5th September 2002.
- Floor, M.: *Kunst op vuil*, in: **Rotterdams Dagblad**, 12th September 2000.
- Forestier, Isabell; Robert, Jean – Paul: *En couverture*, in: **Maison Francaise**, June-July 2001, N° 512, p. 20-21.
- Gabriel, Nelly: *Exposition <Sportopia> au rectangle. Le hollandais dissequant*, in: **Lyon Figaro**, 8th February 2003.
- Güner, Fisun: *Green – Fingered Blueprints*, in: **Metro**, 20th May 2002.
- Haagsma, Lotte: *Het nieuwe werken volgens AVL*, <http://www.archined.nl/archined/5188.html> (6th February 2006).
- Heff I.: *Droom kunstvrijstaat is over*, in: **PZC**, 6th May 2003.
- Hickey Dave: *Joep van Lieshout's Rebel Housing. Architecture as Rock and Roll*, in: **Art Issues**, December 1999.
- Hofmans; Danielle: *Mapping the studio*, in: **De Witte Raaf**, July-August 2006, N° 122, p. 23-24.
- Ibelings, H.: *Het kunstmatig landschap. Hedendaagse architectuur, stedenbouw en landschapsarchitectuur in Nederland*, Rotterdam 2000.
- Janka, Frederick: *Art and non design*, in: **Celeste**, 2006.
- Jocks, Heinz-Norbert: *Häuser sind wie Hüllen, die Man um sich herum baut*, in: **Kunstforum International**, March-April 2007, Volume 184, p. 156-183.
- Jonkers, G.: *Thuis op kantoor*, in: **Volkskrant Magazine**, 8th February 2003.
- Keesmaat Welmer: *SlaveCity*, in: **Yvi Magazine**, Ausgabe 2 **Consumption**, 2008, p. 64-71.
- Khemsurov, Monica: *Messing this perfection. Eight proposals to ornament the Farnsworth House*, in: **I.D.**, March-April 2007, N° 54, p. 79.
- Kok, Frank: *AVL-VILLE. De grenzen van kunst in de openbare ruimte*, in: **ITEMS**, September-Oktober 2001, N° 4, p. 72-79.
- Kreis, E.: *Ein Mann, eine Jury*, in: **Kunstzeitung**, January 2004, N° 89.
- Lafuente, Pablo: *Designs on your lifestyle*, in: **ArtReview**, February 2005, Volume LVI, p. 70-73.
- Lambrecht, Luk: *Gebald*, in: **De Morgen**, 23th December 2004.
- Linders, D.: *Amorphophallus en de schemering: een nieuwe sculptuur van Joep van Lieshout*, in: **Vormgeven aan Veelzijdigheid: opstellen aangeboden aan Wim Crouwel ter gelegenheid van zijn afscheid als directeur van Museum Boymans-van Beuningen Rotterdam**, Museum Boijmans Van Beuningen, 1993, p. 196-205.
- Lootsma, Bart.: *Superdutch. New Architecture in the Netherlands*, Princeton 2000.
- Lootsma, B.: *The Good, the Bad and the Ugly, or: Sympathy for the Devil*, in: **Daidalos**, May 2000, N° 75.
- Lütticken, Sven: *Markteconomie en libido-economie*, in: **De Witte Raaf**, July-August 1998.
- Maas, Winy: *Winy Maas interviews Joep van Lieshout*, in: **ICON-magazine**, Juli 2008, Issue 61.
- Marin-Medina, José: *AVL o el arte del cuerpo*, in: **El Cultural**, 4th May 2006, p. 24-25.
- Maurer, S.: *Das Modulaire Multi-Frauen-Bett im Museum*, in: **Tagesanzeiger**, 5th April 1999.
- McGuirk, Justin: *In a way I'm building a kind of world*, in: **ICON**, Issue 29, November 2005, p. 92-98.
- McGuirk, Justin: *A torso in a bikini*, in: **ICON**, October 2006, p. 43.
- Midal, Alexandra: *Design et Art: à la Conquête de l'Ouest*, in: **Parachute**, January-March 2005, Issue 117, p. 14-20.
- Milgrom, M.: *Objetivo AVL*, in: **Experimenta**, 2001, N° 35.
- Milgrom, M.: *Target: AVL*, in: **Metropolis**, May 2000.
- Montes, Javier: *Caca, pedo, cula, pis*, in: **ABC Newspaper**, 13th May 2006, p. 42-43.
- Morineau, Camille: *Atelier Van Lieshout du recyclage comme oeuvre d'art*, in: **Artpress**, March 2005, p. 22-28.
- O.A.: *MDD revisited. Een kleine geschiedenis van de museumarchitectuur*, Museum Dhondt – Dhaenens 1967-2006.
- Onderwater, Alexandra: *Working Art*, in: **Frame**, September-October 2006, p. 55.
- Piccoli, Cloe: *Atelier Van Lieshout A Roma. Hotel Room*, in: **Abitare A 416**, April 2002, p. 197-199.
- Pontzen, R.: *De kunst van het klussen: Joep van Lieshout helpt Rem Koolhaas in Lille*, in: **Vrij Nederland**, 11th June 1994.
- Preciado, Corina: *Trae sus enclavos. Expone en Guadalajara el holandés Joep van Lieshout*, in: **Gente**, 30th June 2006, p. 15.
- Quah, Gayle: *Straight from the heart*, in: **Cubes Magazine**, 2006, N° 25, p. 40-42.
- Rappolt Mark: *Joep van Lieshout. Saint or Sinner?*, in: **Art Review**, July-August 2008, Issue 24.
- Reijnders, Tineke: *Escapist. Survivalism. From AVL to AVL-Ville and back again*, in: **The Low Countries. Arts and society in Flanders and the Netherlands**, Brugge 2003.
- Reindl, Uta M.: *Atelier Van Lieshout. Stadt der Sklaven*, in: **Kunstforum International**, July-August 2008, Vol. 192, p. 1-3.
- Schnyder, P.: *Ein Piratenfloß gibt zu denken*, in: **Der Bund**, 17th June 2002, p. 20.
- Schouwenberg Louise: *Terug op eigen terrein. AVL splitst kunst en design*, in: **Metropolis M**, 2006, N° 3, p. 16-18.
- Schwartz, I.: *AVL-Ville. De grenzen van kunst in de openbare ruimte*, in: **Items**, September-October 2001, N° 4.
- Schweighöfer, K.: *Ich gegen den Rest der Welt*, in: **Art – Das Kunstmagazin**, 07, 2003.
- Simons, Riki: *Top-100 van Nederlandse kunstenaars. Editie 2008*, in: **Elsevier**, 10th May 2008.
- Smallenburg, Sandra: *SlaveCity. De toekomst volgens Joep van Lieshout*, in: **NRC Handelsblad**, 8th August 2008.
- Smits, P.: *Kunstenaar: geen verschil tussen speer Gabriël en mortier*, in: **Rotterdams Dagblad**, 9th July 2003.
- Sütö, W.: *Atelier Van Lieshout*, in: **De Muze als Motor II: Beeldende kunst in Brabant 1945-1996**, Van Abbe Museum, 1996.
- Takx, F.: *Leven en werken van Joep van Lieshout*, in: **Credits #3**, 2001, p. 42-47.
- Ter Borg, L.: *Vrijstaat bij Zestienhoven*, in: **de Volkskrant**, 19. Januar 2000.
- Terada Mariko: *An Independent State in Rotterdam*, in: **Casa**, January 2001, Nr. 10, p. 111.
- Tjepkema, Frank: *Ik kijk met andere ogen*, in: **Creatie**, January 2005.
- Van der Zanden, Saskia: *Fantasie op wielen*, in: **De Architect**, February 2004, p. 80-81.
- Van Lieshout Joep: *Neue Wege, den Menschen auszubeuten*, in: Franck, Georg; Herzog, Jacques; van Lieshout; Joep: *What moves architecture? [In the next five years] - Architekturvorträge der ETH Zürich*, Zurich 2006, Issue 1.
- Van Lieshout, Joep: *Poepkunst is geen obstinate ongein*, in: **de Volkskrant**, 13th December 2002, p. 7.
- Van Os, P.: *Niet voor pietluttin*, in: **De Groene Amsterdammer**, 23th June 2001, p. 8-10.
- Vanstiphout, W.: *Dirty, delicious and direct*, Joep van Lieshout's manual of architecture, in: **Archis**, November 1997.
- Van Ulzen, P.: *Atelier Van Lieshout*, in: **Parachute**, N° 102.
- Van Ulzen, P.: *Ik en mezelf*, in: **Metropolis M**, May 1997.
- Verhagen, Marcus: *Micro-Utopianism*, in: **Art Monthly**, December-January 2003/2004.
- Webeling, Pieter: *De grote thema's van Joep van Lieshout*, in: **Rails**, December 2006-January 2007, N° 10, p. 22-29.
- Weich, John: *Handyman, Anarchist and Sex Machine*, in: **Dutch**, March-April 2001, Nr. 32, p. 43.
- Wesseling, J.: *Een echte man slacht zijn eigen varken*, in: **NRC Handelsblad-CS**, 29th November 1997.
- Winkelmann, J.: *Joep van Lieshout*, in: **Artist Kunstmagazin**, March 1997.



BIOGRAFIEN DER AUTOREN

Tanja Dückers, Schriftstellerin und Publizistin, Kolumnistin der Frankfurter Rundschau und der ZEIT online. Sie publizierte fünf Prosabände, drei Gedichtbände und zwei Essaysammlungen. Im Februar 2009 erscheint ein Sachbuch über die Situation der in künstlerischen Bereichen tätigen Freiberufler in Deutschland.

Ronald Hitzler, Professor für Soziologie an der TU Dortmund und Vorsitzender der Sektion Wissenssoziologie der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Zu seinen zentralen Themen zählen Erlebniswelten, Erfolgsmenschen, Kulturen des Politischen und Perspektiven des Urbanen.

Joep van Lieshout, Künstler, gründete 1995 *Atelier Van Lieshout* (AVL). 2001 rief er die *AVL-Ville* ins Leben, einen unabhängigen Stadtstaat im Hafen von Rotterdam mit eigener Verfassung, Währung und Flagge. International bekannt wurde Joep van Lieshout in den 1990er Jahren mit der Herstellung mobiler Häuser und „Hüllen“, deren Konzeption die Freiheit der Bewegung, die Flexibilität der Gestaltung und die Unterwanderung behördlicher Genehmigungen unterlagen. Zudem entwickelt AVL gebrauchsfertige Möbel, funktionstüchtige Toilettenanlagen, Schlafkojen und Wohnkapseln.

Claus Leggewie, Professor für Politikwissenschaft, seit 2007 Direktor des Kulturwissenschaftlichen Instituts NRW und Leiter des Projektverbundes KlimaKultur.

Herfried Münkler, seit 1992 Professor für Theorie der Politik am Fachbereich Sozialwissenschaften der Humboldt-Universität zu Berlin, Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Koordinator des Exzellenzclusters *Security and Risk*. Seine umfangreiche Publikationsliste umfasst zahlreiche Einzelwerke, Mitverfasser- und Mitherausgeberschaften sowie Aufsätze in Zeitschriften, Handbüchern und Lexika vorwiegend zur politischen Ideengeschichte und zur Theorie des Krieges.

Sabine Maria Schmidt, seit 2007 Kuratorin für zeitgenössische Kunst am Museum Folkwang, arbeitete zuvor an der Kunsthalle Bremen, der Hochschule für Künste in Bremen, dem Edith-Ruß-Haus für Medienkunst in Oldenburg und der Stiftung Wilhelm Lehbruck Museum in Duisburg. Sie publiziert mit dem Schwerpunkt auf Gegenwartskunst und Neue Medien.

Harald Welzer, seit 2001 Forschungsprofessor für Sozialpsychologie an der Universität Witten/Herdecke, seit 2004 Direktor des *Center for Interdisciplinary Memory Research* am Kulturwissenschaftlichen Institut NRW in Essen, Autor des jüngst erschienenen Bandes *Klimakriege. Wofür im 21. Jahrhundert getötet wird*.

Wouter Vanstiphout, ist Gründungsmitglied der „Crimson Architekturhistoriker“, ein Forschungs- und Planungsbüro in Rotterdam. Das Büro arbeitet aktuell an einer internationalen Recherche über *Die neuen Städte in der Zeit des Kalten Krieges*. Derzeit hat Vanstiphout eine Gastprofessur am Institut für Architektur und Stadtplanung an der Akademie der Schönen Künste in Wien inne.

Michael Zeuske, seit 1993 Professor für Iberische und Lateinamerikanische Geschichte an der Universität zu Köln. Forscht und lehrt u.a. in Spanien, Frankreich, Peru, USA, Kuba, Venezuela, Mexiko, Kolumbien. Publikationen zu: Atlantik, Kuba, Karibik, Venezuela, Afroamerika, Rassismus. 2009 erscheint seine umfangreiche Studie: *Schwarze Karibik. Sklaven, Kulturen der Sklaverei und Emanzipation (Weltgeschichte der Sklaverei)*.

BIOGRAPHIES OF AUTHORS

Tanja Dückers, writer and journalist, columnist of the Frankfurter Rundschau and ZEIT online. She has published five volumes of prose, three of poetry and two collections of essays. Her book about the situation of creative freelancers in Germany will appear in February 2009.

Ronald Hitzler, professor of sociology at the TU Dortmund and chairman of the Sociology of Knowledge Division of the German Association of Sociology. His main subjects are worlds of experience, achievers, political cultures and urban perspectives.

Joep van Lieshout, artist, founded the *Atelier Van Lieshout* (AVL) in 1995. In 2001 he originated *AVL-Ville*, an independent city state in the port of Rotterdam with its own constitution, currency and flag. Joep van Lieshout became internationally famous during the 1990s with the production of mobile buildings and “hulls” to do with freedom of movement, flexibility of design and the undermining official permits. The AVL also develops ready-made furniture, operative WCs, sleeping beths and capsule dwellings.

Claus Leggewie, professor of political science, since 2007 director of the NRW Institute of Cultural Studies and head of the project group KlimaKultur.

Herfried Münkler, since 1992 professor of political theory at the Department of Social Studies of the Humboldt University in Berlin, member of the Berlin-Brandenburg Academy of Sciences, coordinator of the *Security and Risk* cluster of excellence. His extensive list of publications includes numerous single authorships, co-authorships and co-editorships, essays, manuals and lexica, largely on the history of political ideas and the theory of war.

Sabine Maria Schmidt, since 2007 curator of contemporary art at the Folkwang Museum, formerly at the Kunsthalle Bremen, the Academy of Arts in Bremen, the Edith-Ruß-Haus for Media Art in Oldenburg and the Wilhelm Lehbruck Museum Foundation in Duisburg. Her published writings concentrate on contemporary art and new media.

Harald Welzer, since 2001 research professor of social psychology at Witten/Herdecke University, since 2004 director of the Center for Interdisciplinary Memory Research at the NRW Institute for Cultural Studies in Essen, author of the recently published volume *Klimakriege. Wofür im 21. Jahrhundert getötet wird* (Climate Wars. 21st Century Reasons for Killing).

Wouter Vanstiphout, is founding member of Crimson Architectural Historians, a research and planning office in Rotterdam. They are currently working on a worldwide research project on *New Towns in the Cold War Period*. In 2008 he is guest professor at the Academy for Fine Arts in Vienna at the Institute for Architecture and Town Planning.

Michael Zeuske, since 1993 professor of Iberian and Latin American History at the University of Cologne. Research and teaching in Spain, France, Peru, USA, Cuba, Venezuela, Mexico, Columbia, et al. Publications on the Atlantic, Cuba, the Caribbean, Venezuela, Afro-America, racism. His extensive study *Schwarze Karibik. Sklaven, Kulturen der Sklaverei und Emanzipation (Weltgeschichte der Sklaverei)* (Black Carribean. Slaves, Cultures of Slavery and Liberation [World History of Slavery]) will appear in 2009.

IMPRESSUM / IMPRINT**Dieses Buch erscheint anlässlich der Ausstellung /**

This book is published on the occasion of the exhibition:

Atelier Van Lieshout: Die Stadt der Sklaven / Atelier Van Lieshout: SlaveCity

25. April – 6. Juli 2008 / April 25th – July 6th 2008

Museum Folkwang, Essen

Direktor / Director: Hartwig Fischer

AUSSTELLUNG / EXHIBITION

Ausstellungskonzeption / Exhibition Concept:

Sabine Maria Schmidt (in Kooperation mit / in cooperation with Atelier Van Lieshout)

Ausstellungsorganisation / Exhibition Organisation:

Charlotte Martens und / and Sabine Maria Schmidt

Ausstellungssekretariat / Office: Susanne Bury, Simone Junker, Vincent Schmidt, Anne Storm

Restauratorische Betreuung / Conservatorial supervision: Silke Zeich, Christiane Schneider

Presse- und Öffentlichkeitsarbeit / Public Relations: Hendrik von Boxberg

Verwaltung / Administration: Holger Peters, Daniel Wimmer, Katja Zimmermann

Ausstellungstechnik / Exhibition Services: Atelier Van Lieshout: Kevin de Winter,

Coen Kelder, Giacomo Mezzardi, Florian Schulze

Installation des CallCenter (Life-Size): Tobias Brembeck, Benjamin Hoffmann, Stefan Müller,

Martin Pfeifle, Michalis Nicolaidis, Kai Rheineck, Christian Schreckenberger

Team Museum Folkwang: Reiner Baldau, Matthias Jost, Lothar Kamps, Sabrina König,

Anatoli Marcin, Olaf Masuch, Wolfgang Pollmeier, Susan Rück, Michael Peters, Klaus Schlüter,

Frank Sternberg, Gerd Ufer, Till Wellner, Stephan Zmudzinski

BEGLEITPROGRAMM ZUR AUSSTELLUNG / EXHIBITION SUPPORTING PROGRAMME:

Organisation Jugendsymposium / Organisation of the youth conference: Angela Weber

Veranstaltungsprogramm zur BarRectum / Programme of events of *BarRectum*:

Patrick Presch und / and Nicolas Wollnik

Betrieb der BarRectum / Operation of *BarRectum*:

Phil Hinze (Zweibar), Silvia Onbasi, Anneke Weiß

SYMPOSIUM DIE UNFREIHEIT DER ZUKUNFT / FUTURE BONDAGE

18.–19. Juni 2008 / 18th–19th June 2008

Veranstalter / Host: Museum Folkwang und / and Kulturwissenschaftliches Institut NRW, Essen

Konzeption und Organisation / Concept and Organisation:

Hartwig Fischer, Claus Leggewie, Sabine Maria Schmidt, Harald Welzer

Referenten / Lecturers: Joep van Lieshout, Ronald Hitzler, Claus Leggewie,

Tanja Dückers, Herfried Münkler, Harry Walter, Harald Welzer, Michael Zeuske

Unser Dank für besondere Unterstützung gilt: / We would like to thank for their special support:

dem Künstler / the artist Joep van Lieshout, den nicht genannten Leihgebern / the anonymous lenders,

Baudouin Michilies und / and Valerie Lallemond, Belgacom Art, Hugo und / and Carla Brown, Den

Haag; Marc Benda, New York

KATALOG / CATALOGUE

Herausgeber / Editor: Museum Folkwang

in Zusammenarbeit mit dem / in cooperation with Kulturwissenschaftlichen Institut NRW, Essen

Konzeption und Redaktion / Conception and Editor: Sabine Maria Schmidt

Grafische Gestaltung / Graphic Design: Yvo Zijlstra, Antenna-men, Rotterdam

Texte von / Texts by: Tanja Dückers & Anton Landgraf, Hartwig Fischer, Ronald Hitzler,

Claus Leggewie, Joep van Lieshout, Herfried Münkler, Sabine Maria Schmidt,

Wouter Vanstiphout, Harald Welzer, Michael Zeuske

Übersetzungen / Translations: Rebecca van Dyck, Michael Turnbull

Lektorat / Copy Editing: Bernd Müller, Charlotte Martens (für die Abbildungen / for the images)

Bildbearbeitung / Photo Editing: Yvo Zijlstra

Produktion / Production Management: Marcus Muraro

Gesamtherstellung / Production: GZD Designpress GmbH, Ditzingen

Fotonachweis / Photo Credits: Diederik de Dikkeboer (für / for AVL), Achim Kukulies (p. 28-31,

46-47, 57-124, 267 Male Slave University, 271 Mini Brothel, 272), Ed Reeve London, UK

(p. 266, The Mall), Mário Sequiera Gallery Braga, Portugal (p.36-37)

Alle übrigen Aufnahmen wurden von Atelier Van Lieshout zur Verfügung gestellt /

All other photographs by courtesy of Atelier Van Lieshout.

© **2008, für diese Ausgabe** / for this book: Museum Folkwang, Essen

und / and Dumont Buchverlag GmbH & Co.KG

© **für die Texte** / for the texts: die Autoren / the authors

© **für die abgebildeten Arbeiten** / for the reproduced works: Atelier Van Lieshout

Alle Rechte vorbehalten / All rights reserved.

Erschienen im / Published by: DuMont Buchverlag, Köln / Cologne

ISBN 978-3-8321-9134-4

Printed in Germany

www.dumont-buchverlag.de

Museum Folkwang, Friedrichstr. 12, 45128 Essen

Tel. +49 201 - 8845301

Fax + 49 201 - 8845125

www.museum-folkwang.de

www.ruhr2010.de

Ausstellung, Symposium und Katalog mit freundlicher Unterstützung von /

Exhibition, symposium and catalogue were supported by

VORWEG GEHEN



www.ateliervanlieshout.com

